Vermischte Aufsätze aus den Jahren 1848 bis 1894 von Gustav ...

Gustav Freytag

Vermischte Aufsätze

aus

den Jahren 1848 bis 1894

von

Gustav Freytag.

Herausgegeben von Ernst Elster.

Zweiter Band.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1903.

Inhalt.

Aufsätze zur Geschichte und Kulturgeschichte.

Vorwort.

Während der vor zwei Jahren erschienene erste Band dieser Sammlung eine Auswahl der Aufsätze zur Kunst und Litteratur, zur Philologie und Alterthumskunde darbot, sind in dem vorliegenden einige historische und kulturhistorische Arbeiten des Verfassers vereinigt. Auch sie dürfen nicht in der Erwartung aufgenommen werden, daß sie uns wesentlich neue Züge von Freytags Schaffensthätigkeit enthüllten, oder daß sie als historische Leistungen dauernden Werth besäßen: sie können nur dazu dienen, uns die wohlbekannten Eigenschaften des vielseitig unterrichteten Tagesschriftstellers aufs neue deutlich zu machen und uns mit Bewunderung für die Rastlosigkeit seiner zielbewußten Arbeit zu erfüllen. Freytag's Mannesalter fällt in die Zeit eines mächtigen Aufschwunges der historischen Wissenschaften: er folgt allen Erscheinungen mit behendem Geist und sicherem Urtheil, und er gibt es uns in Worten dankbarer Freude zu verstehen, wie stolz er ist, die Leistungen einer zweckvoll schaffenden Generation zu würdigen. Bewußt und klar, wie all sein Denken, ist auch seine Auffassung historischer Dinge; wie er sich in seinem poetischen Schaffen sicher fühlt durch die Beherzigung bestimmter Grundsätze und technischer Regeln, so tritt er auch an die Werke der Geschichtschreiber mit dem Wohlgefühl abgeklärter Ueberzeugungen heran. Er mißbilligt die kalte Objektivität Ranke's und folgt dem Grundsatz, daß der Historiker die einzelnen Menschen nach den Anschauungen und dem gesammten Kultur-

stande ihrer Zeit, die Zeit selber jedoch nach seiner eigenen Zeit zu beurtheilen habe. So erscheint ihm ein Götz von Berlichingen klein, wenn er ihn richtet nach den Idealen, die den besten Männern jener Epoche am Herzen lagen; anderseits fühlt er sich durch eben diesen Maaßstab vor der Ungerechtigkeit gesichert, den Einzelnen von Gesichtspunkten aus zu betrachten, die ihm ebenso wie seinen Zeitgenossen fremd waren. Daneben ist Freytag von glücklichster Einsicht geleitet, wo er über das Verhältniß des Einzelbewußtseins zum Gesammtbewußtsein spricht: er erkennt, daß es über den einzelnen Menschen einen Kreis höherer Individualitäten, die Seelen der Völker, giebt. „Aus diesem unablässigen Entwickeln der Individuen aus der Volkskraft und der Einwirkung der Einzelnen auf die Volksseele setzt sich die innere Geschichte eines Volkes, der Prozeß seines Lebens, zusammen" (S. 198). Und mit diesen Ueberzeugungen über das Verhältniß des Individual- und des Gesammtgeistes verbindet Freytag ebenso beherzigenswerthe Anschauungen über die biographische Kunst und die Aufgaben, denen sie zu genügen hat (S. 179 ff.).

Aber nicht nur den großen Forschern verständnißvoll zu folgen, ist sein Streben, er greift auch selbständig zu, wo sich ihm beim Studium eine interessante Aufgabe darzubieten scheint. So wird dem liberalen Vaterlandsfreund im Zeitalter des Kulturkampfes die Geschichte des Nicolaus von der Flüe interessant (S. 3 ff. unserer Sammlung), und er läßt die Berichte der Zeitgenossen, des Hans von Waldheim, des Albert von Bonstetten und des Johannes Trithemius an seinem kritischen Geiste vorüberziehen, um das schwere psychologische Räthsel, das die Erscheinung des Bruders Klaus darbietet, zeitgemäß zu lösen. Die furchtbare Anklage, auf die sein Urtheil hinausläuft, richtet sich aber nicht gegen den Einzelnen, sondern „gegen die ganze unsittliche, gründlich verdorbene und in Jedem, der ihr verfiel, verderbende Werkheiligkeit der mittelalterlichen Kirche" (S. 57 ff.). Auch in der zweiten Abhand-

lung über die Tragödie von Thorn im Jahre 1724 kommt Freytag's religiöse und nationale Lebensanschauung entschieden zum Durchbruch. Auch diese Abhandlung ist im Zeitalter des Kulturkampfes entstanden, und wenn in ihr das Thorner Blutbad als eine von den Jesuiten angeregte himmelschreiende Unthat gekennzeichnet wird, so klingt etwas von der erregten Stimmung jener Tage wieder. Nur in Folge der Jesuitenherrschaft hätten die Polen ihre beklagenswerthen Charaktereigenschaften angenommen: „Sie und nur sie haben durch die unablässige Arbeit von zwei Jahrhunderten Polen, den Staat eines Volkes von edlen Anlagen, zu dem nichtsnutzigsten, zu dem feilsten und verächtlichsten Staat der Christenheit gemacht" (S. 78). Für den Freund von Freytag's Muse ist dieser Aufsatz aber auch deshalb bemerkenswerth, weil er als eine Vorstudie für den 5. Band der „Ahnen" erscheint, wo in der Erzählung „Der Freicorporal bei Markgraf-Albrecht" das Thorner Blutbad glücklich geschildert worden ist.

Die hierauf folgenden Bücherbesprechungen werden zumeist wegen ihrer treffenden Charakteristik, ihres vornehmen und wohlwollenden Tones, endlich aber auch großentheils im Hinblick auf die Bedeutung der Autoren, von denen sie handeln, Beachtung verdienen. Daß auch Freytag seinem Freund Theodor Mommsen (S. 80 ff.) dankbar den Lorbeer windet, versteht sich von selbst. Sehr ansprechend ist ferner die treffende Charakteristik der „Geschichte Julius Cäsars" von Napoleon III. Unseres Verfassers sicheres Urteil über die Menschen, sein gereifter politischer Verstand macht sich hier mit großem inneren Behagen geltend. Insbesondere interessirt ihn Napoleons Darstellung der Catilinarischen Verschwörung und des inneren und äußeren Antheils, den Cäsar an ihr gehabt hatte. Während Napoleon III. diesen Antheil abzuleugnen sucht, versteht es Freytag, die inneren Zusammenhänge der Verschwörung deutlich hervorzukehren. Phrasenhaft und unbedeutend ist nach ihm das Buch des Kaisers, und dieses Urtheil mochte damals

um so mehr befreiend wirken, als Napoleon noch auf der Höhe seiner Macht stand, und niemand den jähen Sturz, der fünf Jahre später erfolgte, voraussah. Der Fürst, der noch immer in dem europäischen Concert die erste Violine spielte, wird hier als ein ziemlich beschränkter Spießbürger hingestellt; das beste an dieser Schilderung ist aber vielleicht dies, daß sie kunstvoll ganz allmählich entwickelt wird und erst am Schluß in ihrer ganzen Schärfe hervortritt.

Die Werke von Souchay und Toeche geben unserem Kritiker Anlaß zu beachtenswerthen Bemerkungen allgemeineren Charakters: Freytag hebt bei Beschreibung des ersteren Buches hervor, wie schwer die Beurtheiluug mittelalterlicher Charaktere deshalb sei, weil sich so viele irrationale uud schwer faßbare Züge in dem Gemüth unserer Vorfahren finden; bei der Beschreibung des letzteren, der Biographie Heinrich VI., nimmt er Anlaß, darzulegen, wie das Princip der Hohenstaufischen Politik ein verhängnisvolles Erbe aus ferner Vergangenheit war, „welches ihnen, wie allen Zeitgenossen, mit unwiderstehlicher Gewalt Empfindung und Handeln richtete" (S. 152) — In der Besprechung einer Uebersetzung der Werke Friedrichs des Großen sucht er, was auch uns noch bedeutsam und wichtig in diesen erscheinen kann, festzustellen, und er macht darauf aufmerksam, wie viele Einzelheiten aus Friedrichs Aeußerungen in das Bewußtsein weitester Kreise übergegangen sind. Besonders beachtenswert ist weiter der Versuch, den er als Laie macht, sich den Verlauf einer Schlacht zur Zeit des großen Königs im einzelnen zu vergegenwärtigen, wobei er es wieder nicht an hübschen historischen Ausblicken fehlen läßt. Auch die anregende Würdigung von Haym's Werk über Wilhelm von Humboldt ist derart abgefaßt, daß sie zum Verlangen des eigenen Genießens dieses herrlichen Buches lebhaft anregt; und gerade hier sind die allgemeineren Betrachtungen über einzelne Punkte der historischen Methodik von Wert. In der Besprechung der Tagebücher Varnhagens vereinigt Freytag

mit der treffenden Charakteristik des wenig anziehenden Mannes eine deutliche Schilderung der unfreien, kleinlichen und gedrückten Zustände vor 1848. Besonders anziehend aber sind die Erörterungen, die hierauf folgen, über das Verhältnis der Hohenzollern zu ihrem Volke vor und nach der Revolution: auch ihnen, den Herrschern, hat das entscheidungsvolle Jahr 1848 ebenso sehr zum Vorteil gereicht, wie nach Freytag's innerster Ueberzeugung der gesammten deutschen Kultur. Die Besprechung von Springer's Buch über Dahlmann ist durch die treffliche, ja packende Darlegung der Charakterzüge des deutschen Mannes erfreulich. Freytag übersieht dabei nicht die Gebundenheit von Dahlmann's politischen Anschauungen, doch er stellt die allen Schein verachtende Hingabe des wackeren Vaterlandsfreundes als vorbildlich hin für das jüngere Geschlecht. Vollends aber beachtenswert ist die prächtige Würdigung der durchgreifenden Persönlichkeit Treitschke's, die Freytag in der 1865 geschriebenen Besprechung des ersten Bandes der „Historischen und politischen Aufsätze" darbietet. „Jetzt habe ich wieder einmal", so schrieb er dem Freunde am 12. Dezember 1864 [1]), als er das ihm gewidmete Werk mit innerer Erhebung gelesen hatte, „jetzt habe ich wieder einmal den vollen Eindruck Ihres Wesens gehabt, das aus Stil, Behandlung, Gedanken, grade aus Ihren Arbeiten so stark herausbricht, daß man sich fast noch mehr über den Autor freut, als über das Gute, welches man von ihm lernt. Das aber ist's, was ein Buch tüchtig und wirksam macht. — Die Kritik, welche ich alter Journalist an dem Buch für zweckmäßig halte, sollen Sie in den Grünen lesen, ich verschone Sie hier damit". Diese Kritik, in der Freytag der von Treitschke erhobenen Forderung des Einheitsstaates die Forderung des Bundesstaates gegenüberstellt,

1) Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke im Briefwechsel, S. 29 (Leipzig 1900).

wird als ein schönes Zeugniß des edlen Freundschaftsbundes beider Männer allgemein interessiren. Nicht minder ist die Besprechung von Sybel's „Geschichte der Revolutionszeit" ein Document nicht nur unseres Schriftstellers, sondern auch der Zeit. Wie 1750 der theoretische Geist die Führung übernommen hatte (so setzt Freytag im Jahre 1856 auseinander), ähnlich ist es seit 1850 in Deutschland geschehen: jetzt aber ist es nicht die Poesie, sondern die Wissenschaft und vor Allem die Geschichte, die die Herrschaft an sich gerissen hat. Zugleich aber sind die Historiker auch Politiker: davon legt auch Sybel's Buch Zeugniß ab, welches sich nach Freytag's Ansicht durch sein charaktervolles Urtheil über die kalte Objektivität des Altmeisters Ranke erhebt. Auch Sybel's Schrift „Die deutsche Nation und das Kaiserreich" (S. 233) ist recht nach dem Herzen unseres Verfassers: erst seit dem Zeitalter der Reformation haben die Deutschen gelernt, sich zu erheben über das verhängnißvolle Streben nach dem Besitz Italiens, von wo sie sich bis dahin alles Bildende, aber auch alles Verderbliche in politischer und geistiger Abhängigkeit geholt hatten. Als dann Freytag nach Jahren, 1875, den 5. Band von Sybel's „Geschichte der Revolutionszeit" anzeigte, kam es ihm besonders darauf an, an einem Punkte von dessen Darstellung einzugreifen und über den Rastatter Gesandtenmord seine eigene Anschauung ausführlicher zu entwickeln; die viel erörterte Frage hat auch er mit selbständigem Urtheil durchdacht. Mit der letzten dieser Besprechungen, der anerkennenden Würdigung von Baumgartens „Geschichte von Spanien" (S. 247), verbindet Freytag gute Ausblicke auf die Entwickelung des Landes, dessen folgerichtige Schicksale sich erst in neuester Zeit vollendet haben. Er leitet Spaniens Wirrnisse von dem Raubsinn der Conquistadoren und von der Pfaffenherrschaft ab: hierdurch sind schwarze Schatten gelegt auf ein Volk, „dessen Stämme seit der Völkerwanderung einige der edelsten Seiten germanischer Natur mit der zähen Lebenskraft der Ureinwohner und orien-

talischem Wechsel von Trägheit und Leidenschaftlichkeit verbunden zeigen."

Leicht ist es zu begreifen, daß der Verfasser der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" nur wenige kulturhistorische Arbeiten für eine prüfende Nachlese zurückgelassen hat. Aber man wird in der kleinen Auswahl unserer zweiten Abtheilung doch immer noch Beachtenswerthes finden und vor allem wieder den scharfen Blick des theilnehmenden Kenners der kulturgeschichtlichen Entwickelung unseres Vaterlandes wahrnehmen. Mag er ein Wort über die Kunst der Glasmalerei und ihren damaligen Stand (1855) vorbringen, mag er in einem Tapetendruck, der um das Jahr 1350 entstand, eine Vorstufe der Buchdruckerkunst feiern, mag er dem verdienstvollen Verfasser des „Höfischen Lebens zur Zeit der Minnesinger" einige Belehrungen geben über den Bau eines deutschen Herrensitzes um das Jahr 1000, mag er üble Rittersitten des Götz von Berlichingen oder der Verwandten Ulrichs von Hutten beleuchten, mag er in Anlehnung an Opel-Cohn's Sammlung das Elend des dreißigjährigen Krieges ähnlich wie in den „Bildern" beschreiben, oder mag er endlich von dem Heißenstein, Frankfurt's Spielbank um das Jahr 1400, ansprechend reden — immer weiß er Sitten, Einrichtungen und Zustände mit dem behenden Verständniß des weitblickenden Mannes zu würdigen.

Wenn ich dieser Abtheilung als Schlußstück die bekannte „Pfingstbetrachtung" Freytags vom Jahre 1893 anschließe, in der er zu der Judenfrage in derselben weitherzigen und vornehmen Art Stellung nimmt, die für seine ganze Schriftstellerei charakteristisch ist, so bin ich überzeugt, daß auch diejenigen gern diese fesselnde Darstellung wieder lesen werden, die da glauben, daß darin zu viel oder aber zu wenig gesagt worden sei. Sie erscheint um so beachtenswerther, wenn man sie mit dem 1849 geschriebenen Aufsatz „Die Juden in Breslau", den unsere nächste Abtheilung bringt, vergleicht.

Denn kaum wird es der Rechtfertigung bedürfen, daß wir die Aeußerungen, die der Verfasser von „Soll und Haben" über seine Heimathprovinz gethan hat, den Freunden seiner journalistischen Arbeiten gesondert vorführen. Es ist eine schöne, auf gründlicher Kenntniß beruhende Charakteristik des Landes, die uns Freytag hier bietet, und manches erinnert an die werthvollen Darlegungen Eichendorff's in seinem „Deutschen Adelsleben am Schluß des 18. Jahrhunderts". Auch Freytag weiß die Verschiedenheiten der reizvollen Landschaft zu würdigen; und wenn er die Leiden des Jahres 1849 oder die gramerfüllte Physiognomie Breslau's schildert, so folgen wir ihm schon deshalb mit Aufmerksamkeit, weil wir nicht nur die Lokalitäten, sondern auch die Zustände von Freytag's großem Kulturroman wiedererkennen. Wegen der naheliegenden Beziehungen zu demselben Werk ist aber auch der Aufsatz über die Breslauer Juden bedeutsam, selbst wenn man über die Vorschläge einer Reform des Judenthums, die darin gegeben werden, lächeln sollte.

Wenn endlich als letztes Stück dieser Sammlung die bekannte Schrift über den Kronprinzen Aufnahme gefunden hat, so sei für diejenigen, die sie hier nicht erwarteten, bemerkt, daß sie in einer Sammlung von Freytag's Aufsätzen und Werken keinesfalls fehlen durfte. Es ist ja zweifellos, daß sie nach ihrem Erscheinen mehr Widerspruch als Zustimmung fand: noch drängten sich die politischen Leidenschaften allzu stark ein in die Klagen über den tragischen Heimgang des edlen Dulders, und deshalb konnte für die Objektivität von Freytags Darstellung noch nicht die rechte Stimmung aufkommen. Jetzt liegen die Dinge anders; die alten Bedenken sind verschwunden und ohne Vorurtheil kann die Schrift gewürdigt werden. Wenn sich der Verfasser auch oft einer nicht sehr kunstvollen direkten Schilderung befleißigt hat, so hat er gleichwohl bewiesen, daß er menschliche Eigenschaften scharf zu erfassen und in deutlichen Zügen wiederzugeben verstand. Und

wenn man weiterhin die zum Theil glänzende Schilderung der Schlacht bei Sedan ins Auge faßt, so wird man der Schrift dauernden Werth nicht absprechen können.

Denjenigen, die die rastlose Thätigkeit des Journalisten Freytag in ihrem ganzen Umfang überschauen wollen, wird hoffentlich durch das am Schluß abgedruckte Verzeichniß seiner sämmtlichen Aufsätze eine willkommene Gabe geboten sein. Es sind dabei manche Nummern genannt, die uns befremden mögen, denn sie handeln von Dingen, die Freytag aus eigener Anschauung nicht kennen gelernt haben kann. Oft mag er Material, das ihm zugesandt worden war, verwerthet, oft mag er auch an die Aufsätze Anderer nur die bessernde Hand gelegt haben. Freytag erscheint hier unter den verschiedensten Namen, er nennt sich William Rogers, Motte, Robert Giseke, Dr. Richard Schröder, er unterzeichnet sich mit den verschiedensten Buchstaben, hie und da auch mit seinen Initialen G. F. oder mit dem astronomischen Zeichen der Venus und des Freitags, selten nur mit seinem vollen Namen. Aber in welchem Gewande er auch auftrete, und wenn er hie und da auch nur mit jener behenden Schnelligkeit, die den geübten Journalisten zeigt, das Material modelt und wendet, immer erscheint er doch charaktervoll, überzeugungstreu, selbstbewußt und mit jenem männlich-nationalen Pathos ausgestattet, das den Grundton aller seiner Darstellungen bildet. So möge auch diese Sammlung seiner, wenn auch bescheidenen, so doch ernsten und würdigen kleineren Schriften den zahlreichen Freunden seines Schaffens willkommen sein und dazu dienen, ihnen die scharfen und zugleich so liebenswürdigen Züge seiner abgeklärten und zielbewußten Persönlichkeit aufs neue zu beleben.

Marburg a. d. L., im November 1903.

Prof. Dr. Ernst Elster.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Geschichte.

Nicolaus von der Flüe.

(Im n. Reich. 1872, Nr. 16.)

Bruder Klaus, der Einsiedler aus Unterwalden, hat im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts einen Ruf gewonnen, welcher weit über die Länder deutscher Zunge hinausging, er hat in gefahrvoller Zeit segensreichen Einfluß auf die Geschicke der Schweiz ausgeübt, er ist lange nach seinem Tode von den Reformatoren als Gewährsmann für ihre Angriffe gegen das Papstthum aufgeführt und er ist dennoch vom Papst unter die Heiligen zweiten Grades promovirt worden. Er wurde endlich Ausgangspunkt einer bändereichen theologischen, historischen, ja sogar mystischen Litteratur, deren Bächlein durch vier Jahrhunderte bis zur Gegenwart fortrieselt und noch jetzt in polemischen Wirbeln aufwallt.

Die Bewunderung seiner Zeitgenossen war zuverlässig in Vielem wohlverdient, er war nach dem Urtheil unverdächtiger Beobachter ein sehr frommer und sehr einsichtiger Mann. Aber gerade die Eigenschaft, welche ihn seiner Zeit vor anderen werth machte, wirft in unseren Augen einen Schatten auf sein Bild; denn er verdankt seinen Ruf einer ungewöhnlichen und ganz einzigen Heiligkeit dem bedenklichen Umstand, daß er durch 20 Jahre, von 1467—1487, keinerlei irdische Speise noch Trank zu sich nahm. Es steht zu besorgen, daß unsere Leser dieser Angewöhnung ihren Beifall gänzlich versagen werden, aus denselben Gründen, aus denen sie leugnen, daß ein Ofen vermöge heiliger Einwirkung Wärme aus-

strahlen könne, ohne vorher durch irgend einen Verbrennungsproceß geheizt zu sein, oder daß ein Frommer durch des Himmels Gnade mit der Kunst begabt werden könne, lichtlose Finsterniß einzufangen, zu verdichten und als schwarze Tusche zu gebrauchen. Da die Bedeutung, welche Bruder Klaus für seine Zeit erhielt, im letzten Grunde auf einer durch 20 Jahr fortgesetzten Lüge und Täuschung zu beruhen scheint, so wird ihm allerdings die Berechtigung vermindert hier besprochen zu werden.

Dennoch ist vielleicht gerade aus der besonderen Mischung von Unwahrheit und Ehrlichkeit in seinem Wesen mancher lehrreiche Schluß zu ziehen, der das letzte Jahrhundert vor der Reformation unserem Verständniß näher rückt. Ja es mag gelingen an ihm, als einem Beispiel zu zeigen, wie weit unser Urtheil über den einzelnen Mann aus einer vergangenen Bildungszeit bestimmt werden darf durch die Rücksicht auf solche sittliche Schwächen und Verbildungen, welche in seiner Zeit die herrschenden waren. Zu diesem Zweck wird der selige Bekenner der alten Kirche sich gefallen lassen, hier als Angeklagter vor der Jury unserer Leser zu erscheinen, vor einer Jury, welche in der glücklichen Lage ist, mit größerer Unparteilichkeit und Redlichkeit das Verdict abzugeben, als jene römischen Congregationen des 17. Jahrhunderts, welche ihn selig sprachen.

Zu diesem Rechtsverfahren sollen einige Zeugen geladen werden, die aus eigener Beobachtung von dem heiligen Mann berichten. Auch ihre Persönlichkeit wird helfen, characteristische Besonderheiten jener Jahre anschaulich zu machen. Man möge ihnen darum verzeihen, wenn sie in ihrer behaglichen Breite zugleich über ihr eigenes Wesen unterhaltende Auskunft geben. Diese Zeugen über Bruder Klaus werden zunächst nach den Jahren aufgeführt, aus denen ihre Mittheilungen enthalten sind.

1474. Damals lebte zu Halle a. S. Hans von Waldheim

aus fränkischem rittermäßigem Geschlecht. Schon seine Vorfahren waren in Halle Pfänner gewesen. Er selbst hatte die lateinische Schule besucht, war als Knabe auch einmal während des Conciliums nach Basel gereist, vielleicht im Gefolge des Erzbischofs von Magdeburg; im Jahre 1450 diente er seiner Stadt als Kämmerer, später als Oberbornmeister und Rathsmeister. Seinen menschenfreundlichen Sinn erwies er durch eine Stiftung von 200 rh. Goldgulden mit 8 Gulden (ca. 25 Thaler) Jahresrente, welche zur Kost für arme Pilger und zur Beschaffung warmer Bäder und wohlschmeckender Bissen, gebratener Hühner, Rosinen, Mandeln, Feigen und Kuchen für genesende Hospitaliten verwendet werden sollte. Er war mit Familien des Landadels in Thüringen und Sachsen verschwägert, wußte sich auch unter Fremden gut zu behaupten und war im Jahre 1474 wohlhabender Hausbesitzer, ein bedächtiger und höflicher Mann von 50 Jahren, dessen Unternehmungslust und Wißbegierde durch eine große Sorge für das eigene Wohl temperirt wurde. Im ersten Frühjahr beschloß er eine Betfahrt in die Fremde. Es scheint, daß städtische Händel ihn um seine Zukunft besorgt machten. Denn die Pfänner, das patricische Element der Stadt, waren mit den Innungen und dem Rath zerfallen und es gab viel Aerger und Zank um Besetzung der Rathstellen und um die aristokratischen Privilegien der Pfännerschaft vom Thale. Seine Reise hat er nach der Rückkehr selbst beschrieben. Die Handschrift derselben wird zu Wolfenbüttel aufbewahrt (17, 2. 4°.), ihr Abdruck in der Sammlung des Stuttgarter literarischen Vereins würde lohnen.

Es war kein Zufall, daß Junker Hans seine Wallfahrt nach dem unteren Lauf der Rhone richtete; dort lagen die großen Heiligthümer vornehmer Damen des Himmels, welche damals modisch waren. Denn auch die Verehrung der Heiligen und ihrer Stätten wurde durch den Zeitgeschmack gerichtet, sie hing ab nicht nur von der Industrie einzelner geistlicher

Orden und Capitel, noch mehr von den wechselnden gemüthlichen Bedürfnissen der Zeit. Alte Fürbitter verloren an Vertrauen und neue erhielten plötzlichen Zulauf. Im frühen Mittelalter war Christus als der siegreiche Held und der große Wirth der Gläubigen verehrt worden, seit durch die Kreuzzüge die Frömmigkeit der kleinen Leute in der Kirche Bedeutung gewann und die Bettlerorden heraufkamen, wurde Christus zum duldenden Kreuzträger und zum Helfer der sündigen Armuth. Der Frauendienst des Ritterthums hob neben ihm die reine Magd Maria zur weiblichen Gebieterin der Christenheit. Aber auch sie blieb nicht lange im Alleinbesitz ihrer Herrschaft. Seit im 14. Jahrhundert die stillen Gemeinden der Mystiker mit sehnsüchtiger Inbrunst den Seelenbräutigam Christus suchten, wurde Maria Magdalena das heilige Ideal der Frommen. Als in der Mitte des 15. Jahrhunderts den alten Familien ihre Ahnen, Wappenschilde und ihr Familienzusammenhang übermäßige Wichtigkeit erhielten, kam Frau Anna, die Mutter der Jungfrau, fast plötzlich zu großem Ansehen. Seit vollends das Concilium von Basel für die unbefleckte Empfängniß Mariä eingetreten war, galt S. Anna für die hohe Ahnfrau des heiligen Geschlechts, welche nach Meinung der begehrlichen Vornehmen besonders thätig war, ihren Verehrern zeitliche Güter und Ehren zu werben. Und ihrem Ansehn that es keinen Abbruch, daß damals den Päpsten das Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Gottesmutter ganz widerwärtig war. — Selbst solche Heilige, welche seit uralter Zeit ihre Fürbitte einzelnen Thätigkeiten und Leiden der Menschheit gegönnt hatten, waren der Gefahr nicht enthoben, ihre Einkünfte mit jüngeren Rivalen zu theilen. St. Lorenz z. B. hatte sich nach der Ansicht vieler Jahrhunderte redlich bemüht die Häuser der Frommen vor Feuersgefahr zu bewahren. Freilich war ihm das nicht immer geglückt, denn noch war Holz und Stroh das gewöhnlichste Baumaterial, und die Bosheit der

Mordbrenner blieb groß. Da hatte das Vertrauen zu seiner heiligen Assecuranz abgenommen und neben ihm kam plötzlich ein anderer Geselle als Feuerbändiger auf, St. Florian, dessen Namen und Leben — wie später Luther klagte — Niemandem bekannt war. Bei solchem Wechsel der heiligen Fürbitter war natürlich, daß auch der Ruhm der Wallfahrtsstätten stieg und abnahm. Lange war dem östlichen Deutschland Aachen das große Ziel der Pilgerfahrten gewesen; bei Mordsühnen wurde die Reise dahin dem Schuldigen in der Regel durch Schiedsspruch aufgelegt. Daneben behauptete sich bis über das 15. Jahrh. das Ansehen der heiligen drei Könige von Köln, aber der ungenähte Rock von Trier erhielt den größeren Zulauf. Noch war das gelobte Land das allerwirksamste Gebiet für andächtige Reisen in die Fremde, doch die Betfahrten nach dem frivolen und verderbten Rom hatten abgenommen; für den Bürger der Hansestädte und den Bauer des Binnenlandes behielt „der schwarze Stern von Compostella" seine Zugkraft, aber die Fahrten der Vornehmen gingen jetzt sehr gern nach den französischen Thälern des Jura und der Rhone, wo sich die Familie Lazarus und fast die ganze weibliche Freundschaft der Jungfrau Maria niedergelassen hatte, um die kräftigsten Wunder zu wirken.

Wer damals auf einer Wallfahrt um die Gunst großer Heiliger warb, der fuhr ohne Rüstung und Waffen, er trug Pilgerstab und Tasche und einen aufgekrämpten Hut mit dem Zeichen des Heiligen, welches verschieden war, für den Waller zum „kleinen" Jacob von Compostella die Seemuschel, sonst meist metallene Bilder der Heiligen; der Pilger unternahm die Reise zur Sühne einer schweren That, oder weil er sie in der Angst gelobt hatte oder weil er für ein wichtiges Werk Förderung durch den Himmel ersehnte. Doch bedachte er dabei nicht allein seine Rechnung mit dem Jenseits, auch die Neugierde trieb und die alte deutsche Wanderlust. Vollends für den Begüterten war die Betfahrt zugleich eine Ver-

gnügungsreise, er machte sie womöglich in Gesellschaft und sorgte nach andächtigem Tagewerk auch um gute Mahlzeit und lustigen Verkehr.

Wohl am leichtesten gelang solche Fahrt dem rittermäßigen Stadtbürger. Er ritt von seinem Knecht begleitet, fand in der Ferne oft Bekannte und gastliche Aufnahme, erhielt in der Herberge am Wirthstisch den Ehrenplatz und wurde doch nicht durch großes Gefolge und theure Rechnungen belästigt. Er reiste zu Pferde so schnell als damals möglich war, den Tag fünf, sechs Meilen, im Nothfall mehr, kam deshalb auf großen Straßen selten in die Lage an unheimlichen Orten zu übernachten, fand in den Städten fast überall nach Zeitgeschmack leidliche Gasthöfe und trat mit den Wirthen bei längerem Aufenthalt in ein gewisses Familienverhältniß. Freilich waren die Landstraßen Deutschlands auch für ihn unsicher. Außer den kleinen Schnapphähnen blieben die ritterlichen Fehder eine unabläßige Sorge. Diese hatten in den Städten ihre Kundschafter, welche um die Herbergen lauerten, und sie kümmerten sich vor einem reichen Fange ungern darum, ob der Fremde ihr erklärter Feind war oder nicht. Im Nothfalle verkauften sie den Gefangenen an einen ihrer Speergesellen, der ihn ohne eigene Gefahr zu schatzen vermochte. Der Reisende warb deshalb um den Schutz angesehener Männer aus der Landschaft und blieb tagelang in der Herberge liegen, bis er solche Gelegenheit fand, oder er miethete von den Territorialherrn ihre Geleite. Denn die großen Feudalherren hatten auf den Straßen ihre Reisigen stationirt und beförderten ähnlich wie später die Post. Das Geleitgeld war ihnen eine werthe Einnahme.

Für Frauen war eine längere Reise weit schwieriger. Ehrbare Frauen reisten schon damals in verdeckten Wagen, auch Hans von Waldheim besaß unter seinem Fuhrwerk einen rothen Frauenwagen. Als der Junker seine Töchter von Nordheim nach Halle befördern wollte, berieth er darüber

heimlich mit dem Bürgermeister von Nordheim. Der Rath miethete Fuhrleute unter dem Vorwand, daß sie Stadtbier fortschaffen sollten, und erst als die Stadtthore am Abend geschlossen waren und die Späher der Wegelagerer nicht mehr auslaufen konnten, wurden die Pferde aufgeboten, an die Wagen des Junkers geschirrt, und von allen Stadtreisigen und den Männern der Familie geleitet. So zog man langsam von Stadt zu Stadt, immer neues Geleit erkaufend.

Einige Wochen vor Ostern ritt Hans von Waldheim mit seinem Knechte Kunz von Bingenheim aus Halle nach Erfurt zu Verwandten, von da in Gesellschaft befreundeter Edelleute nach Coburg. Dort schlug ihm der Pfleger des Herzogs, Ritter Heinrich von Brandenstein, der auf der Coburg saß, vor, einige Tage zu warten, und mit ihm über Nürnberg nach St. Wolfgang zu pilgern. Von Nürnberg — Herberge zum blauen Adler bei den Predigern, die Wirthin war eine Wittwe und es war eine gute Herberge — machten die Reisenden den Ausflug nach St. Wolfgang. Als sie nach Landshut kamen — Herberge beim Spannagel — sandte der reiche Herzog Ludwig von Baiern in das Wirthshaus, ließ nach damaligem Brauch freundlich fragen, wer die Herren und Pilger wären, und lud darauf zum Essen ein. Solche Förderung ward dem Reisenden auch an andern Orten, kam keine Einladung, so schickten ansehnliche Herren und Städte zuweilen das gewöhnliche Gastgeschenk, Stübchen guten Weins und Fische, in die Herberge. Zu Burghausen bewunderte Junker Hans das Schloß Herzog Ludwigs mit dreiundzwanzig Thürmen, „es ist so lang wie die Stadt Leipzig, 70 Seen und Teiche gehören dazu, dort bewahrt der reiche Herzog seinen Schatz, darunter 12 goldene Apostel von Mannesgröße“. Für die landschaftliche Schönheit des Salzkammergutes hat der Sohn des 15. Jahrh. noch keine Worte, den Schafberg zu besteigen wäre Jedermann als ein ganz unsinniges Wagniß erschienen. Am Ursee (Irrsee) vorüber ritten die Pilger nach

Mondsee, dort setzten sie sich zu Schiff, mietheten am Landungsplatz „böse arme Pferde, Märtyrer" genannt, die den Reisenden schon damals bereit standen, und trabten am Krötensee hin bis zum Wolfgangsee, dort wieder zu Schiff bei einem abenteuerlichen Loch vorüber, wo vor Zeiten die bösen Geister den Leuten viel Schaden thaten, bis an der Stelle ein Meßgewand und ein geweihter Kelch versenkt wurden, welche den Schlund der Wassergeister wirksam stopften. Im Kloster von St. Wolfgang hörte der Waller vier Lesemessen und eine Singmesse, speiste zu Mittag und freute sich, daß der liebe Herr St. Wolfgang ein so großer getreuer Nothhelfer war, der freilich seine eigene entschiedene Weise hatte, denn wer ihm etwas gelobte, mußte das Gelübde in Jahresfrist erfüllen, sonst fiel ihm vom lebenden Leibe Hand oder Fuß ab.

Nachdem Hans unter baierischem Geleit glücklich nach Nürnberg zurückgekehrt war, lag er dort fast eine Woche, um auf Gesellschaft nach Genf zu warten; es glückte ihm, drei ansehnliche Kaufleute zu finden, mit denen er aus einem Geleit in das andere über Ulm (H. zur Glocke) nach Kostnitz ritt (H. zum Hechte, die Wirthin war eine geborene Sonnichinger, von Adel, ihr Bruder hatte viel vor dem Kaiser im Turnier gestochen und wurde Hansens guter Freund). Von Kostnitz besuchte der Junker zu Schiff das Kloster Reichenau, dort betrachtete er staunend die zahlreichen Reliquien, aber nicht weniger sorgfältig den großen Smaragd, wahrscheinlich ein Stück Glas, welcher — wie die Mönche behaupteten — einst Karl dem Großen von dem heidnischen Sultan geschenkt und 300,000 Gulden werth war, Kaiser Sigismund sollte vergeblich 100,000 geboten haben. Junker Hans trug in das Kloster einen Arkus (Bogen) Papier und nahm damit das Maß des Steines, um dies nach Hause zu bringen. — In Kostnitz besichtigte er außer den Heiligthümern auch die Erinnerungen an das große Concil, welches Päpste abgesetzt und erhoben hatte, er betrachtete neugierig die Stätte, wo Huß

und Hieronymus verbrannt waren, die er „römische Ketzer“ nennt. Aber interessanter waren dem ehrlichen Deutschen zwei kleine Ereignisse aus jener Zeit. Zuerst daß sich während der Papstwahl auf dem Dach des Kaufhauses, das zum Conclave eingerichtet war, unzählige kleine Singvögel, Stieglitze, Finken, Zeisige, Meisen, Hänflinge, niedergelassen und sehr schön gesungen hatten. Und dann, als er bei dem Stadtschreiber ein Buch über das Concilium mit reichem Bilderschmuck und den Wappen aller Fürsten und Herren sah, da freute er sich ausnehmend über die Verordnung, durch welche der Rath die Miethverhältnisse geregelt hatte, denn wer ein Haus vermiethete, mußte alles Bettgewand und Tischzeug mit Schüsseln und Küchengeräth liefern, alle acht Tage weiße Tischtücher und Handtwelen, alle vier Wochen frische weiße Bettwäsche.

Als er von Kostnitz die Schweiz betrat, wunderte er sich sehr, daß man fortan kein Geleit bedurfte und daß Jedermann auf der Straße für Leib und Gut Sicherheit fand. Ueber Aarau und Burgdorf, wo einst ein großer Drache gewohnt hatte, besuchte er das Karthäuserkloster auf dem Thorberg, „das lustigste Kloster“, das er je gesehen, von da über Bern (H. zur Glocke, der Wirth Jocuf Limbach war ein sehr reicher Mann, er hatte zwei Schlösser) nach Freiburg, der festesten Stadt, die auf Erden ist, dort hielt er die Ostern (H. zum blauen Thurm). Ueber Lausanne (H. weiße Lilie) nach Genf (H. goldenes Kreuz, der Wirth von Schwabach die Frau von Nürnberg), dort erhielt er durch den Bischof, der aus dem Hause Savoyen war, schriftliches Geleit und Empfehlung an alle Amtleute in ganz Savoyen. Er beschaute sorgfältig die Reliquien des Klosters St. Johannes, hörte die Geschichte, wie einmal ein Bischof die unzähligen Aale und Schlangen des Sees so gebannt hatte, daß sie alle hinausfuhren und die Mühlen der Rhone vier Tage und Nächte wegen dem Gewimmel der Abziehenden nicht mahlen konnten,

aber er rühmte auch die gute Mühlenordnung, nach welcher alles eingelieferte Getreide und wieder das Mehl daraus den Kunden zugewogen wurde.

Da Genf Ausgangspunkt für seine Wallfahrt in die Fremde werden sollte, so miethete er zu der Reise in das welsche Land einen Dolmetsch um vier rheinische Gulden und freie Kost für Mann und Pferd. Dieser Fourier war der geschworene reitende Bote des Herzogs von Savoyen, er führte als Amtszeichen eine silberne Briefbüchse. Mit ihm und dem Knecht ritt der Pilger über Rymoli (Rumilly) nach Bandex (Aix am Lac du Bourget) in das warme Bad. Der Wirth zum weißen Krug hatte für den Herzog von Savoyen ein besonderes Badegewölbe gemauert, worein das heiße Wasser aus dem Berge lief. Dort gefiel es dem Junker sehr, gern hätte er einige Wochen gebadet, aber der Dolmetsch wollte nicht so lange weilen. Es ging also weiter über Kamerach (Chambery), Schalas (les Echelles) den allerärgsten Bergpfad zwischen Savoyen und dem Delphinat nach St. Antonius, wo er in dem Münster seine Andacht verrichtete und die Reliquien, die schönen Klostergebäude und großen Hospitäler bewunderte, er erkundigte sich aber auch kritisch bei einem Ordensherrn, wie denn der heilige Antonius aus der Wüste Egyptens nach Frankreich gekommen sei, und erhielt Bescheid in geläufigem Latein, daß ein französischer Ritter für große Dienste dies Gebein vom griechischen Kaiser erhalten habe. Von da eilte er nach Avignon (H. Lilie und weißes Pferd), dort sah er die drei Wunder der Welt: die große Brücke über die Rhone, die feste Stadtmauer, deren Zinnen auf große vorspringende Kragsteine gemauert waren, damit man von oben das Untergraben der Mauern wehren könne; endlich den päpstlichen Palast mit riesigen Mauern und drei Thürmen. Er kam gerade zurecht, als der päpstliche Legat, damals ein Herzog von Bourbon, die Gräfinnen und Edelfrauen der Umgegend zum Maifest eingeladen hatte. Er beobachtete den

Legaten, wie er mit den schönen Frauen und Jungfrauen spazieren ging und wie er die Frauen nach dem Palast nahm, wo die Gesellschaft gar fröhlich bis um Mitternacht tanzte. Als aber Junker Hans am nächsten Morgen neugierig die Räume des Palastes durchschritt und sogar in die Kemenate des Legaten geführt wurde, fand er diesen noch schlafend in seinem Bett, obgleich der Seiger gerade die neunte Stunde schlug. Aus der düstern, umschanzten Stadt des Papstes fuhr er in das fröhliche Land des guten Königs René. In Ekys (Aix), der lustigen Hauptstadt des Königs von Jerusalem und Sicilien, sah der Pilger überall fürstlichen Schmuck. Ein Beamter führte ihn freundlich durch den Palast, schloß ihm alle Räume auf und wies ihm zuletzt auch die Gärten des Königs. Hans war hingerissen von ihrer Pracht, dies war ihm wohl der behaglichste Anblick auf der ganzen Reise. Es waren drei Gärten, in einem ein wunderschöner Laubgang von Reben. Ein Weg von fünfzehn Ellen Weite war auf beiden Seiten durch doppelte, drei Ellen hohe Mauern eingefaßt, in den Zwischenraum der Doppelmauern war Erde geschüttet und darein Reben gepflanzt, welche durch große Bögen über dem Gange zusammengezogen waren, so daß sie ein hohes gewölbtes Dach bildeten, in den Zwischenräumen der Rebstöcke standen fremdartige wohlriechende Sträucher und Blumen; unten die kühle Mauer, oben die dichte Wölbung des Weinlaubes, an den Seiten der freie Luftzug über den blühenden Gewächsen! Durch den Garten floß ein frischer Bach, an dem König René Paläste und Sommerhäuser gebaut hatte, darunter eins für sich und eins für die Königin, alles im Innern fürstlich und kostbar eingerichtet. Auch standen in dem Garten viele Obstbäume mit schönem Obst. Daneben lag der Vogelgarten, dieser 50 Schritt lang, 20 breit, oben in einer Höhe von 18 Ellen und an allen vier Seiten mit einem Netzwerk aus Messingdraht umzogen, so daß er durchsichtig war. Darinnen niedrige Bäume. Der Garten war

mit den seltensten Vögeln gefüllt, die der König nur auftreiben konnte.

Von Aix ritt der Pilger an die Pforte des berühmten Predigerklosters zu St. Maximin. Dort lag leibhaftig die hochwürdigste Fürstin und Frau St. Maria Magdalena, die große „Liebhaberin Gottes, große Büßerin und große getreue Nothhelferin"*). Mit herzlicher Andacht hörte Hans viele Messen, betete und spendete, und ward gewürdigt in bevorzugter Aufstellung mit einem Schauer des Entzückens das conservirte Haupt der Heiligen ganz nahe vor sich zu sehen. In St. Maximin betrat er die glückselige Gegend, welche durch fromme Sage und freche Pfaffenlüge mit einem so großen und dicken Filz von Wundersagen belegt war, daß weder Jerusalem noch Rom so viele sichtbare Erinnerungen an das Geschlecht Christi aufzuweisen hatten. Junker Hans vernahm staunend, daß die ganze Familie der Jungfrau Maria: ihre Mutter Anna, ihre drei Schwestern (les trois Maries), ihr Dienstmädchen Sara und dazu die ganze Familie Lazarus, der Bruder und die beiden Schwestern, sich alldort in der Umgegend niedergelassen hatten. Hans that sogleich seine deutsche Frage, aber wie sind sie denn hierher gekommen? Da berichtete man also, die ganze Verwandtschaft Jesu war nach der Auferstehung den Juden verhaßt, sie wurde sämmtlich in einem Schiff ohne Mastbaum, Segel, Ruder und ohne Speise und Trank ausgesetzt, aber sie kam zu Marseille glücklich an's Land und vertheilte sich, das Christenthum lehrend. Zumal Maria Magdalena hatte die Einwohner dort bekehrt, darauf

*) Die Gestalt der Maria Magdalena in der katholischen Kirche ist, wie bekannt, aus sehr verschiedenen Frauen der Evangelien zusammengesetzt. Mit Maria von Bethanien, im Ev. Joh., Schwester des Lazarus und der Martha, wurde die Maria von Magdala, aus welcher 7 Dämonen fuhren und die am Grabe des Herrn war, ferner die namenlose Büßerin beim Gastmahl des Simon aus dem Lucasev. zu einer Person verschmolzen.

zweiunddreißig Jahr in einer Höhle bei St. Maximin ohne jede Speise und Trank und zuletzt ohne alle Kleider gelebt, aber ihre blonden Haare waren ihr so lang und dicht gewachsen, daß sie auf der Erde um sie standen und sie wie ein Mantel umhüllten.

Da zog es ihn fort nach dem nahen Berg „Allebanwina", wo die heilige Höhle lag. Nach drei Meilen Weges kam er in einen Wald von uralten Eibenstämmen und bestieg den hohen Felsen, von welchem Maria Magdalena 32 Jahr lang täglich sieben Mal durch Engel hoch in die Luft gehoben worden war. Von der Höhe des Berges sah er auf das mittelländische Meer, das wie er meint „außer Maßen grausam anzusehen war, nichts als Wasser und Wolken". Er trat in die Höhle und der Prior des kleinen Klosters, das am Fuß des Felsens liegt, schlug dem Deutschen eine „Flaumfeder, d. h. ein Stück Fels vom Lager der Heiligen" ab. Wenn man den Stein in Wasser legte und das Wasser Frauen zu trinken gab, die in Kindesnöthen waren, so that's wunderbare Wirkung. [Denn der Maria Magdalena waren in der alten Kirche allmählich die Verpflichtungen der römischen Juno und der germanischen Frija zugetheilt worden, in dem naiven Bedürfniß einer solchen Nothhelferin kümmerte man sich wenig darum, daß dergleichen Beistand gerade für diese Heilige, mochte man sie nun als Liebende des Herrn oder als große Reuige auffassen, recht unschicklich war. Darum kaufte der Junker auch in Maximin vierundvierzig Gürtel und ließ sie an die Reliquien der Heiligen halten, um den Frauen in Halle die Entbindung leicht zu machen; und er kaufte von einem Goldschmied daselbst verschiedene Bilder des Berges und der Spelunka in Wachs „abgekundschaftet", in Kohle geschnitten und abgemalt.

Von da ging es nach Marseille; Junker Hans sah den Hafen, die Schiffe, die Thürme und Schlösser zum Schutz, betete an den Reliquien des heiligen Lazarus und an der

Haut des Drachen, den der heilige Victor erschlagen, aber er beschaute auch mit technischem Interesse, als Theilhaber eines Salzwerkes, die Bereitung des Salzes aus Verdunstung des Meerwassers; von da ritt er nach Arles und zu den drei Marien, nach Tarascon, wo S. Martha einen Drachen gebändigt hatte, und wo er auch die Gemahlin König René's am Fenster sah, endlich nach St. Asadt (Apt), wo er der heiligen Anna aufwartete. Auch hier frug er, wie die hohe Frau wohl in dies Land gekommen sei, und erfuhr, daß jene heiligen Frauen der Familie ihre Gebeine im Sarge mitgebracht.

Und jetzt wandte er sich befriedigt zur Heimkehr. Als er über Genf nach Solothurn kam, fand er, daß gerade ein wichtiger Fund die Gemüther bewegte. Beim Ausbessern eines Weges hatten die Arbeiter 37 Gerippe gefunden, deren Schädel an sehr ungehöriger Stelle lagen. Nachforschungen ergaben, daß vor Zeiten die Königinnen Bertha und St. Adelheid an derselben Stelle den heiligen Ursus und andere aus der Gesellschaft des heiligen Moritz ausgegraben hatten. Gelehrte Männer unserer Zeit würden behend in solchem Fund dolichocephale oder brachycephale Urbewohner erkennen, mit derselben Entschlossenheit betrachtete man damals die Gebeine als Reliquien von Märtyrern der thebäischen Legion und erhob sie mit großer Feierlichkeit.

Hier faßte Junker Hans den Entschluß, seiner Reise ein ungehofftes Resultat zuzufügen. Er wagte den Rath von Solothurn durch Gönner, die er sich schnell erworben, um einige Reliquien aus diesem großen Schatze anzugehen. Die Solothurner, welche bis in die Neuzeit den Ruf bewahrt haben, fremden Gästen hilfreich zu sein, erfüllten auch wirklich seinen Wunsch. Er wurde nach deutscher Weise vor Allem zu einem Gastmahl mit Rath und hoher Geistlichkeit geladen. Nachdem er sich dabei bewährt hatte und die Herzen fröhlich geöffnet waren, constituirten sich die Solothurner in einem Nebenzimmer als Rath, vor welchem er feierlich seine Bitte

vortrug. Ihm wurde zur Stelle guter Bescheid, die Gebeine waren bereits sauber verpackt mitgebracht, er empfing sie mit geziemender Ehrfurcht, dazu eine schriftliche Bestätigung ihrer Echtheit, woran ihm viel gelegen war.

Von da reiste er über Luzern nach Unterwalden. Diese Fahrt soll er selbst erzählen. Sein Bericht davon ist bis auf wenige Sätze nach: F. A. Ebert, Ueberlieferungen I. öfter gedruckt, er wird hier nach der Handschrift selbst mit Umstellung der ersten Sätze und unwesentlichen Abkürzungen in unsere Sprechweise übertragen. Hans von Waldheim schreibt:

„Ich wußte von Bruder Klausen nichts, ich hatte auch von ihm in unseren Landen nie nichts hören sagen, und ich bekam zuerst so von ihm Kunde. Heinrich von Waldheim, mein Sohn, bat mich im Jahr 1473 an Marien Geburt während des Jahrmarkts zu Halle in Sachsen, ich möchte ihm gute Saiten auf seine Laute kaufen. Also ging ich mit ihm auf den Jahrmarkt und kam zu einem Kaufmann, der hatte gar mancherlei feil, auch viel Edelgestein. Dem kaufte ich die Saiten ab, dabei kamen wir so viel auf die Edelsteine zu sprechen, daß er mir von dem allergrößten Smaragd sagte, der auf dem Erdreich ist; der wäre im Kloster in der Reichenau bei Kostnitz. Und er sagte mir auch, ob ich einmal etwas gehört hätte von einem lebenden Heiligen, Bruder Klaus genannt, der hätte eine Klause zu Unterwalden in der Schweiz. Da ging ich heim und schrieb das in mein Memorial in Meinung und Verhoffen, wenn ich jemals in die Lande käme, daß ich darnach fragen könnte. — Die andere Kundschaft zu Bruder Klaus ist also an mich gelangt. Ich kam an Himmelfahrt 1474 zu Bern in die Herberge zu der Glocke, da fand ich den Prior aus der Karthause zu Eisenach. Der war bei Bruder Klausen gewesen und sagte mir gar viel von ihm.

Zu Luzern ließ ich meine Pferde stehen, dang ein Schiff und fuhr am Mittwoch nach Urban den Luzerner See hinauf zu Bruder Klaus dem lebenden Heiligen, und wir fuhren hart

bei dem Pilatusberg nur Klafter breit vorüber. Dort liegt Pilatus auf dem Berge in einem tiefen See, der nicht abfließt. In demselben See schwimmt Pilatus alle Jahre am guten Freitag (Charfreitag) Vormittags unter dem Amte empor auf den See, daß man ihn offenbarlich sieht, und nach dem Amte fällt und sinkt er wieder zu Grunde. Und ich würde wohl erlangt haben, daß ich auf den Berg und zu dem See gegangen wäre, aber mir graute so sehr, daß ich dahin nicht mochte. Und da wir den Luzerner See etwa zwei große Meilen hinaufgefahren waren, kamen wir an ein grausam hohes Gebirge, so daß wir den Wahn hatten, dort wären kein Leute und kein Land. Das Gebirg mußten wir ansteigen, es war böse und abenteuerlich. Da war kein Steg und kein Weg, und die Waldbäche liefen uns grausamlich entgegen. Und da wir auf das hohe Gebirge kamen, da fanden wir oben gar ein lustiges Land mit Dörfern, mit gutem Acker, mit Wiesen, mit Wäldern, mit guter Weide, auch mit guter Viehzucht von Kühen, Ochsen und Pferden, denn da fallen gar weidliche Hengste. Es giebt auch dort den allerbesten Flug von Habichten, den man in der Welt findet. Und der Herzog von Mailand läßt alle Jahre die Habichte dort holen. Das Land da auf dem Gebirge heißt zu Unterwalden, dort sind auch gute deutsche Leute.

Darnach kommen wir in ein Dorf, Kerns genannt. Die Herberge zu Kerns ist beim Ammann unter der Flüe. Als ich in der Herberge in des Wirthes Stüblein saß, setzte sich der Wirth zu mir und sprach: „Guter Junker, warum seid ihr hierher in dies Land gekommen, seid ihr um Bruder Klausen willen hergekommen den zu sehen?“ Da sprach ich: „Ja“. Und der Wirth antwortete mir: „Es ist nicht gut zu ihm zu kommen, denn er läßt nicht gern einen Jedermann zu sich. Doch wollt ihr gerne zu Bruder Klausen, so will ich euch meinen Rath und Gutdünken sagen, anders könnt ihr nicht zu ihm kommen. Wir haben in diesem Dorfe einen

Leutpriester, das ist bei uns ein Pfarrer. Der ist Bruder Klausen Beichtvater. Wenn ihr den könntet vermögen, daß er mit euch zu Bruder Klausen gehen wollte, der könnte euch zu ihm bringen. Also bat ich den Wirth zur Stunde, daß er nach dem Leutpriester sende und ihn bitten lasse, ob er auf das Abendessen wollte mein Gast sein. Das geschah. Als wir nun über der Mahlzeit saßen, berichtete ich dem Leutpriester, ich wäre von fernen Landen gar viele lange Wege geritten. Ich hätte in unsern Landen von einem lebenden Heiligen gehört, der hieße Bruder Klaus und hätte in sechs Jahren nicht gegessen noch getrunken und ich wäre darum da, daß ich ihn gern sehen wollte. Und ich bat ihn, daß er um Gotteswillen sich's nicht wolle verdrießen noch lästig sein lassen und auf morgen Donnerstag mit mir zu Bruder Klausen reisen. Da antwortete er mir, er wollte es gern thun. Also hob der Wirth an und sprach: „Guter Junker ihr sollt nicht gehen, ich will euch einen grauen Hengst*) zum reiten leihen, denn ich habe drei gar säuberliche Hengste in meinem Stalle stehen, von denen sollt ihr einen nehmen, welchen ihr wollt. Am Donnerstag nach Urban war der Leutpriester mit mir, meinem Knecht und meinen Schiffsleuten früh bereit und wir ritten eine halbe Meile — in unserem Lande wäre es eine gute Meile. — Und auf dem halben Wege sprach der Leutpriester zu mir, ob ich nicht auch Bruder Klausen Frau und seinen jüngsten Sohn gern sehen wollte. Ich sprach: „Ja“. Also wies er mir über einem tiefen Thal an einem lustigen Berg eine Behausung und sprach: „Da hat Bruder Klaus gewohnt und da wohnt noch seine Frau mit seinem jüngsten Sohn, und seine anderen großen Söhne, die beweibt sind, die wohnen auch nicht fern von da“. Und er sprach zu dem Schiffsjungen: „Lauf hin zur Frau von Bruder Klaus und

*) Die graue Farbe bei Pferden galt den Germanen — nicht den Römern — als Anzeichen der Tüchtigkeit. Grauer Hengst bedeutet hier einen guten Hengst.

sage ihr, ich will Messe halten; will sie Messe hören, soll sie kommen und ihren jüngsten Sohn mit sich bringen". Und wir gingen fürder und kamen zu Bruder Klausen Klause. Daran haben ihm die Schweizer eine Kapelle gebaut, die hat 3 Altäre. Und als wir so in der Kapelle standen, fragte mich der Leutpriester, wovon ich gern Messe gehalten haben wollte. Da sprach ich von S. Maria Magdalena. Also trat der Leutpriester über den Altar und suchte das Officium. Und als er das in dem Meßbuch gefunden hatte, da sah er sich um und ward Bruder Klausen Frau gewahr mit ihrem Sohne. Und er ging zu mir und führte mich zu ihr. Also gab ich ihr die Hand und auch dem Sohne und bot ihr einen guten Morgen. Seine Frau ist noch eine säuberliche junge Frau unter 40 Jahren und hat ein säuberlich Angesicht und ein glatt Fell. Also hob ich an und sprach: „Liebe Frau, wie lange ist Bruder Klaus von euch getrennt?" Sprach sie: „dieser gegenwärtige Knabe mein Sohn, der wird jetzt zum Tage St. Johannes des Täufers 7 Jahr alt und als der Knabe 13 Wochen alt war, das ist am St. Gallustage, da schied Bruder Klaus von mir und ist seit der Zeit noch nie mehr zu mir gekommen". So hatte ich viele Rede mit der Frau und mit ihrem Sohne, und der Junge ist gerade gestaltet wie Bruder Klaus, gleich als wenn er ihm aus seinen Augen geschnitten wäre. Da gab ich dem Jungen etwas zum vertrinken.

Nach unseres Herrn Geburt 1467 am St. Gallustag schied sich Bruder Klaus von seiner Frau, in ganzer Meinung sich zuvor in die Fremde zu begeben und als ein Wallbruder von einer heiligen Stätte zur andern zu wandern. Nun ist geschehen, als er so nach Basel kam, da kam ihm von Gott ein solch Gesicht und Offenbarung und Vermahnung an, daß er wieder gen Unterwalden nach seiner Behausung umkehrte. Und sprach weder seiner Hausfrau, noch den Kindern, noch Jemand zu, sondern blieb die Nacht in einem Kuhstall an

seiner Behausung. Und am Morgen stand er früh auf und ging ganz nahe ein Viertel Wegs in den Wald, trug Stämme und Holz zusammen und deckte Holz und Laub darüber und machte sich so ein Klauselein. Als nun die Schweizer vernahmen, daß Bruder Klaus dort sein Wesen zu führen erwählt hatte, da hieben sie in dem Walde gar große Bäume nieder und bauten dahin eine Kapelle mit drei Altären und machten ihm eine Klause daran. Darin wohnt er jetzt und führt ein heilig Leben.

Bruder Klaus hat noch nie nichts gegessen noch getrunken seit der Zeit und von dem Tage, da er sich von seiner Frau schied. Er ist ein feiner Mann in meinem Alter, in seinen besten Tagen, bei 50 Jahr; er hat braunes Haar und hat noch kein graues Haar, er hat auch ein wohlgestaltetes, wohlgefärbtes dürres Angesicht und ist ein gerader dürrer Mann mit einer lieblichen, guten deutschen Sprache. Er war ein gewaltiger Ammann in dem Lande, ist auch in vielen Hauptstreiten gewesen. Die Schweizer haben ihn im Anfange, als sie sich verwunderten, daß er nicht aß noch trank, bei Tag und Nacht bewachen, behüten und bewahren lassen, um zu sehen, ob ihm Jemand bei Tage oder bei Nacht Essen oder Trinken zutrüge. Man hat es aber noch nie erfahren oder befunden, daß er ißt oder trinkt, sondern er lebt der Gnade des allmächtigen Gottes. Er hat seine Klause an einem wilden Ende unter den Alpen, wo die Gemsen und die Steinböcke wohnen und laufen, die ein gar köstlich und edel Wildpret sind. Er hat auch die Gewohnheit, daß er oft einen Tag oder zwei, wenn er seine Beschaulichkeit haben will, in den wilden Wald geht und darin allein ist. Man sagt auch in dem Lande, daß er oft und viel zu unserer lieben Frauen von Einsiedeln gesehen wird, und kein Mensch bemerkt ihn auf dem Wege hin und zurück, dem er begegnete. Wie er nun aber und durch welche Wege er dahin kommt, ist Gott dem Allmächtigen wohl bewußt.

Ehe ich zu Bruder Klaus kam, wurde mir gesagt, er hätte keine natürliche Wärme in sich, sondern er hätte Hände, die wären ihm so kalt wie Eis, so wäre auch sein Angesicht gelber und bleicher als bei einem Toten, den man in ein Grab legen will, er wäre auch stetiglich trauriges Muthes und nimmer fröhlich. Ich sage aber, daß ich von dem Angeführten nichts an ihm erfand. Denn er war zum ersten natürlich warm, die Hände waren ihm auch natürlich warm, wie einem andern Menschen. Denn wir Beide, Kunz mein Knecht und ich, haben ihn wohl vier oder fünf Mal angegriffen. Auch sein Angesicht war nicht gelb noch bleich, sondern von richtiger Fleischfarbe, wie bei einem andern lebenden, natürlichen, wohlmögenden, gesunden Menschen. Er war auch nicht trauriges Muthes, sondern in all seinem Wesen, Handeln und Wandeln befanden wir ihn leutselig, umgänglich, behäglich, fröhlich und zu allen Dingen freundlich.

Als die Messe aus war, ging der Leutpriester den Weg zu Bruder Klaus und führte uns in seine Klause an der Kapelle. Und als wir zu ihm in seine Klause kamen, da empfing uns Bruder Klaus mit fröhlichem und lachendem Angesicht und gab jedem von uns seine Hand, die da nicht kalt, sondern natürlich warm war. Und da das geschah, bat er uns, daß wir ein wenig verziehen sollten, er wollte dem Volke, das die Messe gehört hatte, zusprechen. So ging er vor und nach der Kapelle zu und that gegen diese ein Glasfenster auf und sprach: „Gott gebe euch einen guten seligen Morgen, ihr lieben Freunde und ihr liebes Volk“. Darauf dankten sie ihm. Also that er das Glasfenster wieder zu und setzte sich bei uns nieder. Da erzählte ich ihm, wie ich aus fernen fremden Landen zu St. Maria Magdalena und zu St. Anna auch zu St. Antonius und zu anderen lieben Heiligen geritten wäre und auch zu ihm. Als er das hörte, sprach er zu mir: „Ich habe meine Kapelle zu St. Marien Magdalenen Ehre weihen lassen“. Darauf erzählte ich ihm alle

die Geschichten von Maria Magdalena, wie sie wäre zu Marseille über Meer an's Land gekommen, wie lange sie in der Spelunke zu Allebanwina gelegen hätte und wie die heiligen Engel sie zu sieben Malen in die Luft hinaufgeführt, auch wie sie gestorben wäre und zu St. Maximin läge und von allem ihrem Heiligthum. Und ich erzählte ihm so viel, daß ihm seine Augen vom Weinen übergingen. Darnach sagte er uns viele liebliche, göttliche Lehre. Endlich hob ich an und sprach: „Lieber Bruder Klaus, ich habe in unsern Landen und auch hier gehört, ihr sollet nicht essen noch trinken und sollet in fast vielen Jahren nicht gegessen noch getrunken haben, wie ist es darum?" Er antwortete mir und sprach: „Gott weiß". Und hob darnach an und sagte: „Es waren etliche Leute, die sprachen, das Leben, das ich führe, möchte nicht von Gott sein, sondern von dem bösen Geiste. Darum so hatte mein Herr von Kostnitz, der Bischof, drei Bissen Brod und auch St. Johannis Segen gesegnet und geweiht, in Meinung, wenn ich die drei gesegneten Bissen Brod und den heiligen Trunk St. Johannis tränke, so wäre es recht um mich bestellt. Würde ich aber das Brod nicht essen und den Trunk nicht trinken, so wäre es ein wahrhaftig Zeichen, daß mein Ding und Leben mit dem bösen Geist zuginge. Und unter vielen anderen Reden hub mein Herr, der Bischof, an und fragte mich: was in der heiligen Christenheit das Allerbeste und das Allerverdienstlichste wäre? Antwortete ich ihm: das wäre der heilige Gehorsam. Da sprach mein Herr, der Bischof: „Ist der Gehorsam das Beste und Allerverdienstlichste, so gebiete ich euch in Kraft des heiligen Gehorsams, daß ihr diese drei Bissen Brod esset und diesen Trunk, des Johannis Segen, trinket". So bat ich meinen Herrn, den Bischof, er wolle mir das erlassen und ersparen, da es mir gar schwer und bitter peinlich zu thun wäre. Das bat ich ihn mehr als einmal. Er wollte mir es aber nicht erlassen und ersparen. Und ich mußte das aus Gehorsam thun. Da sprach ich zu Bruder

Klaus: „Habt ihr auch seit der Zeit nicht gegessen und getrunken?“ Doch konnte ich ihm nichts anderes abfragen, als daß er sprach: „Gott weiß.“ Und nach vielen anderen Reden nahm ich einen gütlichen Urlaub von ihm und ich befahl mich in sein inniges Gebet. Er gab uns seine Hand und wir schieden so von ihm.

Es ist ferner geschehen, als wir von ihm kamen, hatte ich noch was vergessen, das ich mit ihm reden wollte, und ich bat den Leutpriester, er wolle mir erwerben und verschaffen, daß ich noch einmal zu ihm kommen könnte. Das geschah denn und wir Drei gingen wieder zu ihm. Da empfing er uns mit Gebung seiner Hand, ich redete mit ihm, soviel mir Noth war, und nahm Urlaub von ihm mit seiner Handgebung. Als wir von ihm kamen und auf dem Kirchhof der Kapelle standen, kam Bruder Klaus aus seiner Klause auf uns zu und rief den Leutpriester zu sich und redete heimlich mit ihm, was ihm Noth war.

Der Leutpriester führte uns vorwärts durch ein tiefes Thal über einen Steg, der ging über eine Schlucht und einen Waldbach und führte uns einen großen Berg hinan, da war kein Weg und es ward uns über die Maßen sauer den hohen Berg hinanzusteigen, der war höher als ein Armbrustschuß, und brachte uns zu einem Einsiedler, der hieß Bruder Ulrich, der hat eine Klause, aber er hat keine Kapelle, nur eine kleine Vorklause hat er, da drinnen stehen etliche Märtyrer und Heilige unseres Herrn und bei der Klause fließt ein Born aus dem Gebirge. Der genannte Bruder Ulrich ist ein kleines Männlein und ißt des Tages nicht mehr als 3 Bissen Brodes in Wasser geweicht. Er lebt auch in großer Mäßigkeit und trinkt nicht. Der genannte Bruder Ulrich führte uns in seine Klause und wies uns sein Wesen und seine Bücher, worinnen er liest, denn er ist gelehrt, aber Bruder Klaus ist ein purer Laie, der kann nicht lesen. Und unter vielen anderen Worten fragte mich Bruder Ulrich, aus welchem Lande ich wäre.

Antwortete ich ihm, ich wäre von Halle in Sachsen aus dem Bisthum Magdeburg. Da hub er an und fragte nach Gericke vom Keller zu Magdeburg und nach anderen mehr von unseren Landsleuten. So fragte ich ihn, wovon er in unseren Landen bekannt wäre, ob er ein Handwerksmann gewesen wäre. Er antwortete mir: „Ich bin iwe (ibi, dort) gewesen". Etwas anderes konnte ich ihm nicht abfragen. So nahmen wir Urlaub von ihm und kamen wieder zu dem Dorf, wo ich den Hengst stehen ließ, ich saß auf und ritt nach Kerns in meine Herberge. Dort hatte ich uns die Mahlzeit bestellt. Und da wir in die Herberge kamen, fragte mich der Ammann, mein Wirth, ob ich nun bei Bruder Klaus gewesen wäre und wie mir sein Wesen gefiele. So berichtele ich ihm alle Dinge, wie mir's vorgekommen war und wie ich Bruder Klaus für gar einen frommen Mann hielte und einen lebenden Heiligen. Ich meine auch von ihm, wenn er versterben wird, daß er dann nach seinem Tode gar große Zeichen thun wird. Mein Wirth fragte mich auch um Bruder Ulrich. Davon that ich ihm denn auch Bericht, daß er in unseren Landen die Leute wohl kennte und hätte mir einen Jeglichen bei Namen genannt und daß ich ihm nichts anderes hätte abfragen können, als daß er spräche, er wäre „iwe" gewesen. Da antwortete der Wirth und sprach: „Er ist in seinen Tagen ein großer Räuber gewesen".

Als wir nun gegessen hatten, berechnete und bezahlte ich in der Herberge und gab dem Leutpriester Votiven, d. i. Geschenke, und gab ihm mein Almosen und dankte ihm für seine Förderung, Mühe und Arbeit, gütliche Anweisung und Anbringung bei Bruder Klaus; und dankte dem Wirth und der Wirthin für gute Herberge. Und wir stiegen wieder das Hochgebirge hinab und saßen in unser Schiff und fuhren auf dem See wieder gen Luzern, wo meine Pferde standen."

So weit Hans von Waldheim. Mit seinem Besuch bei Bruder Klaus war der geistliche Theil der Reise beendet, froh

seiner Erfolge überließ er sich jetzt den Freuden der Welt. Aus dem rothen Ochsen von Luzern ritt er in das Kindlein in Zürich. Dort gefiel ihm Alles: sein Wirth, der schöne Gesang im Dom, so distincte und pausatim und verständlich, wie 'nirgend sonst, auch das Standbild Kaiser Karl des Großen im Dom, welcher dasaß, das Schwert auf dem Schoße halb aus der Scheide gezogen. Und Diethelm Storm, der Domherr, erzählte ihm, daß ein Bösewicht, der des Kaisers Feind gewesen, nach dem Tode des Kaisers vor sein Holzbild getreten war und gerufen hatte: „Wie nun, Kaiser Karl, da du lebtest, wolltest du mich nirgend leiden, ich meine, jetzt will ich wohl vor dir bestehen". Da zuckte das Bild sein Schwert und der Bösewicht entwich. Auch vor den Thoren der Stadt war es anmuthig: die Sommerhäuser der Bürger, der geebnete Gipfel des Burgbergs mit grünem Rasen und 52 großen Linden, darunter Tische mit Schach und Brettspielen, eine Kegelbahn und Armbrustständе, dort spazierten die Bürger und das edle Volk, schmausten und tranken. Hans fand viele gute Gesellen, und leicht ließ er sich bestimmen, in dem berühmten Oberbaden zu weilen, damals dem vornehmsten Bad der Deutschen. Auch hier behagte es ihm sehr, es war viel Adel da aus der Schweiz, dem Breisgau und Schwaben, und Hans von Ems, sein guter Freund, gab ihm artig seine Frau zu einer Maienbuhle. In Basel, dessen Lustigkeit er höchlich rühmt, machte er die Bekanntschaft eines reichen Hausbesitzers, der seinen Namen führte, und der ihn als Vetter ehrte. Zu Breisach aber zog ihn gegen Abend in der Herberge sein treuer Kunz ängstlich bei Seite und erzählte: „als er die Pferde zur Tränke nach dem Rhein ritt, sei er sechs Todten begegnet, die auf einem Karren nach dem Kirchhofe geschafft wurden. Der Junker nahm den Wirth ins Verhör, und dieser gestand, es sterbe zu „Brisig" an der Pestilenz, die Wirthin, seine Frau, sei vor drei Wochen daran gestorben, es sterbe auch zu Straßburg unmäßig sehr. Da durchwachte

Hans eine Angstnacht, stand früh auf, rechnete und bezahlte den Wirth, und als der Wirth das Pferd holte, billigten die Hausmädchen, zwei saubere Dirnen, den eiligen Aufbruch und erklärten, sie würden auch nach ihrer Heimat ziehen, sobald die Reisenden fort wären. Schnell trabten die Reiter aus der Stadt, und beschleunigten fortan die Heimkehr, da auch andere Orte an ihrer Straße wegen des Sterbens verdächtig wurden. So kehrte Hans von seiner Sommerreise im Herbst nach Thüringen zurück, erst im Frühjahr 1475 nach Halle, weil er vorsichtig das Aufhören eines „großen Sterbens" in seiner Vaterstadt abgewartet hatte. — Leider war diese Betfahrt die letzte fröhliche Zeit seines Lebens. Alle Gebete des Bruder Klaus, die Gunst heiliger Frauen, auch die eingepackten Knöchlein von Solothurn vermochten die späteren Lebensjahre des Heimgekehrten nicht vor schwerem Mißgeschick zu bewahren. Wir lesen, daß im Jahre 1475 ein Waldheim von seinen eigenen Mitbürgern 3 Tage und Nächte in Arrest gesetzt wurde, daß Junker Hans einmal als Sprecher seiner Partei beim Erzbischof von Magdeburg geringe Gnade fand, daß er sich auch später von seiner Stadt entfernt hielt, daß er die Fürsprache großer Herren suchen mußte, um sich bei seinem ungnädigen Landesherrn Heimkehr und Sühne auszuwirken, und daß zuletzt der gesammten Pfännerschaft durch den Erzbischof der vierte Theil ihrer Salzgüter genommen wurde.*)

Junker Hans ist gutes Muster eines Gläubigen seiner Zeit. Er ist emsig bemüht, die herkömmlichen Heilmittel der Kirche für sich zu gewinnen, er ist stark in guten Werken und erwartet Alles von der Gunst der Heiligen, aber er sieht ohne große Ehrfurcht auf den Papst und die Würdenträger der

*) Vergl. v. Dreyhaupt, Saalkreis — v. Hagen, Die Stadt Halle. — Hans Waldheim wird auch in dem von Opel 1872 beschriebenen handschriftlichen Tagebuch seines Leidensgefährten Marcus Spickendorf erwähnt.

Kirche. Daneben ist er auch Sohn eines derb verständigen, practischen Geschlechts, welchem das Urtheil über irdische Verhältnisse durch die lateinische Schule und durch harte politische Kämpfe gefestigt war. Er weiß sehr wohl, daß in der Kirche Betrug und Gaunerei der Pfaffen übel wirthschaften. Wer in Halle mochte damals über das heilige Blut von Wilsnak nicht gespottet haben! Dort, im Sprengel des Bischofs von Halberstadt, war 1383 in einer Fehde die Kirche verbrannt worden, der Ortspriester erklärte, daß drei Hostien im Brand unversehrt geblieben wären und Blut ausgeschwitzt hätten. Der Ruf des Wunders veranlaßte großen Zulauf Bedrängter. Unter diesen war auch ein wohlhabender Bürger von Prag, welcher an einer Hand gelähmt war, und deshalb eine silberne Hand opferte, um sich den Himmel geneigt zu machen. Aber die eigene Hand wurde darum nicht besser, und als der Pfaffe von Wilsnak, der ihn abgereist glaubte, vor dem Volk diese Heilung als neues Wunder verkündete und zum Zeichen die silberne Hand vorwies, da hob der Böhme dagegen seine kranke Hand in die Höhe und rief laut: „Du lügst, Pfaffe, da ist meine Hand, so lahm, wie sie je gewesen ist". Er fuhr nach Böhmen zurück und klagte über Betrug. Der Erzbischof von Prag und Huß nahmen sich seiner an, der Scandal wurde groß, durch ein ganzes Jahrhundert währte der Zank darüber, Concilium und Päpste vermittelten und verleugneten das berüchtigte Wunder, der Erzbischof von Magdeburg, dem der Zulauf und die Opfer in einem Nachbarsprengel unbequem wurden, verbot die Wallfahrten nach Wilsnak und gerieth wenige Jahre vor 1474 deshalb mit dem Bischof von Halberstadt in einen so heftigen Streit, daß kaum eine blutige Fehde vermieden wurde, und die Bürger von Halle hatten jedes Jahr ihre Noth mit den Haufen des wallenden Gesindels, das unter Fahne und Kreuz ihr Weichbild belästigte.

Waldheim ist deshalb auch vor fremden Mirakeln gar nicht ohne kritische Bedenken. Daher immer wieder die Fragen

nach dem historischen Zusammenhang. Sein Bedürfniß nach Wahrheit äußert sich freilich noch sehr bescheiden und wird leicht durch Autorität gestillt. Aber es ist doch vorhanden. Daß Bruder Klaus ihm auf seine dringende Frage wegen der leiblichen Nahrung immer nur antwortet „Gott weiß", das befremdet ihn, und nur die Würde des Bruders und die indirecte Bestätigung des Wunders durch jene Geschichte von den drei Bissen helfen ihm über den Zweifel hinweg.

Für die Sache des Bruders Klaus ist dies Wahrheitsbedürfniß eines gläubigen Zeugen ein ungünstiger Umstand. Wenn die Leute damals unablässig erwogen: speist er nicht, so ist er heilig, speist er, so ist er ein Betrüger; dann mußte Nicolaus selbst sich doch im Grund seines Herzens für ein Stück Betrüger halten. Und wir empfinden einige Neigung, ihn zu verurtheilen und unter die Todten zu werfen.

Doch es stehen noch andere Zeugen bereit, welche demnächst Gehör erbitten.

2.

(Im n. Reich 1872, Nr. 17.)

Es wäre ein großer Irrthum, anzunehmen, daß der persönliche und geschäftliche Verkehr unserer Vorfahren zu irgend einer Zeit offener, treuherziger, weniger vorsichtig und argwöhnisch gewesen sei, als jetzt. Zwar hatte der Deutsche oft das Bedürfniß, sich vertraulich aufzuthun, die überlegene Schlauheit des Italieners war ihm sehr unbequem, und er rühmte ihr gegenüber nicht ohne Grund die angestammte Biederkeit und Ehrlichkeit. Dennoch zwangen ihn die Unsicherheit des Lebens, des Rechtsschutzes, der Charactere, viel mehr an sich zu halten und seine Worte und Handlungen bedächtig zu überlegen, als unter uns Modernen gewöhnlich ist. Der welterfahrene Mann unterschied sich am meisten dadurch von dem Thörichten, Einfältigen, dem dummen Brüderlein. Wenn zwei Fremde friedlich zusammentrafen, so war ihre Unterhaltung in den feststehenden höflichen Formen ein gegen-

seitiges Ausholen, mit dem Bestreben möglichst wenig zu geben und möglichst viel aus dem andern herauszufragen. Es ist eine ganz ähnliche Diplomatie, wie sie jetzt noch bei alten klugen Bauern gefunden wird. Von vielen Schriftstellern des Mittelalters macht uns zwar ihre Sprache und Darstellung bei der ersten Bekanntschaft den Eindruck einer behaglichen Naivetät, sehen wir aber näher zu, so finden wir damit ein fremdartig zweckvolles und behutsames Wesen verbunden, sie verstehen ganz ausgezeichnet zu verschweigen und die Ereignisse tendenziös darzustellen. Auch die beiden Einsiedler von Unterwalden, Bruder Klaus und sein Schatten, Bruder Ulrich, sind solche welterfahrene Diplomaten, und jenes „Gott weiß" des großen Heiligen, welcher gar nichts aß, und das „iwe" des kleinen Heiligen, welchem drei Bissen Brod für den Tag genügten, sind heitere Beispiele für die Geschicklichkeit des Mittelalters unbequeme Fragen abzulenken. — Mögen die Leser d. Bl. sich gefallen lassen, daß nach dem Berichterstatter, Hans von Waldheim, noch einige andere Augenzeugen vorgeführt werden, deren Erzählung den früheren Bericht über einen ungewöhnlichen Mann ergänzt.

1478 am Sylvestertag. — Albert von Bonstetten, aus altem rittermäßigem, reichbegütertem Geschlecht in der deutschen Schweiz um 1445 geboren, wurde schon als Jüngling Capitular, 1470 Dekan der fürstlichen Abtei Einsiedeln, bevor er noch Priester geworden war. Er war einer der ersten Schweizer, welche die freie humanistische Bildung der Italiener in ihrer Heimath einbürgerten, er hatte die Universitäten zu Basel und Pavia besucht und Rom aus eigener Anschauung kennen gelernt. Auch später erfreute er sich an dem brieflichen Verkehr mit dem älteren Geschlecht der Humanisten: Nikolaus Wyle, Antonius Laudensis, Franz Philelphus, Marquard von Breisach, mit Bischöfen und italienischen Fürsten, den Visconti, dem Dogen Mocenigo und Andern. Seine Neigungen blieben, so weit uns sein Leben bekannt ist, vorwiegend welt-

lich. Er wußte den Jagdspieß und seine Bracken zu führen und citirte lieber lateinische Classiker als die Kirchenväter. Auch als Schriftsteller war er rührig. Er sandte nach der dilettirenden Weise der Humanisten seine lateinischen Stilübungen in Briefen an gelehrte Freunde, beschrieb, wie mehrere seiner Landsleute, die Burgunderkriege, verfaßte eine kurze Beschreibung der Schweizer Eidgenossenschaft, eine Geschichte des Klosters Einsiedeln, eine des Hauses Oestreich, einige Legenden, zwar alles ohne ernste Studien, aber in einem Stil, der damals als elegant betrachtet wurde. Da wo er eigene Erlebnisse aufzeichnet, wie in der folgenden Mittheilung, erweist er sich als guter Beobachter von besonnenem Urtheil.

Im Jahre 1482 wurde Albert von Bonstetten kaiserlicher Hofcaplan und Comes Palatii, erhielt als solcher das Recht, Notare und gewöhnliche Richter zu bekleiden, Urkundenschreiber zu ernennen, uneheliche Kinder zu legitimiren. Zehn Jahre später schenkte ihm Kaiser Max aus besonderer Gunst 170 Formulare zu Adelsbriefen unterschrieben und besiegelt, welche Bonstetten nach Belieben mit Namen versehen und verkaufen durfte. Dergleichen Papier wurde damals, wie noch heut, von eitlen Bürgern gern gekauft und gut bezahlt.

Ueber das spätere Leben Bonstetten's wissen wir wenig, auch nicht das Jahr seines Todes. Wir dürfen annehmen, daß er zwischen seinen römischen Dichtern ruhig in der Weise eines wohlhabenden Prälaten seiner Zeit fortlebte, gastfrei gegen lateinische Gelehrte, welche in seine Nähe kamen, mehr heiterem Lebensgenuß als den politischen Händeln zugewandt. Ließ ihm der Tod die nöthige Zeit, so machte er sicher zuletzt seinen regelrechten Frieden mit dem Himmel nach den Geboten der Kirche, der er verlobt war, ähnlich wie damals die meisten vornehmen Geistlichen, Cardinäle und Päpste, mit einer Bildung, die in Wahrheit nicht mehr kirchlich, und mit einer Geschmacksrichtung, die kaum noch christlich zu nennen war.

Bonstetten war etwa 34 Jahre alt, als er mit einigen Freunden am Ende des Jahres 1478 den Bruder Klaus aufsuchte. Die lebhaften Eindrücke dieser Reise schildert er kurz darauf in kleiner Schrift. Ein Exemplar derselben sandte er vier Jahre später dem Rath von Nürnberg, und legte dem lateinischen Text eine deutsche Uebersetzung bei, die aber schwerlich von ihm selbst verfertigt ist, denn einzelne lateinische Ausdrücke sind falsch übersetzt, und lateinische Constructionen sind oft ganz wörtlich und gegen den Geist der deutschen Sprache übertragen, so daß man hie und da den lateinischen Text zu Hilfe nehmen muß, um das Deutsche zu verstehen. Die Handschrift ist erst in unserer Zeit durch Archivar Joseph Baader aufgefunden und 1862 durch Gallus Morel (Geschichtsfreund der fünf Orte B. 18.) im lateinischen und deutschen Text herausgegeben. Daraus ist das Folgende mit Abkürzungen in unsere Sprache übertragen. Bonstetten erzählt:

„Ich erachte, das Land Unterwalden ist darum so geheißen, weil zu beiden Seiten dem Fuß der gellenden Felsen schwarze Wälder angeheftet sind. Unter ihnen liegt tiefer abwärts das Land, zur Genüge fruchtbar, nur nicht an Korn und Wein, sehr grasreich, hat Seeen, Wiesen und sausende Bäche in großer Lust und Fülle. Dies Landschäftly theilt sich durch einen großen Wald, ebenso wie Virgilius schreibt, wo er von den hohen Zinnen Karthagos spricht: Dort war inmitten der Stadt ein Wald mit fröhlichem Schatten.

Allhier ist ob dem Wald aus niederem Geschlecht Nikolaus geboren mit Zunamen unter der Flüe geheißen, und zwar nach der Wahrheit. Denn wer möchte in den Thälern geboren werden, der nicht unter etlichen Felsen geboren würde? was wir aber einen Felsen heißen, thun sie eine Flüe nennen. Nikolaus hat als Bauersmann von Jugend auf der Arbeit, besonders ländlicher, angehangen und es giebt keine Art der Arbeit, der er sich nicht mit gebogenem Leibe unterzogen hat. Als er aus seiner Jugend in das bequeme Alter kam, unter-

warf er sich auch dem Ehestand, denn er wußte, daß das Joch des Herrn am wenigsten zweifelhaft und am süßesten ist, welches von göttlichem Munde eingesetzt wurde durch das Wort: „wachset und mehret euch“. Er hat auch unter diesem Joch nicht dürre Zweige gepflanzt, denn er hat wohlgeschopfte Kinder von beiderlei Geschlecht seliglich gezeugt. Nie ist er als ehebrüchig vermerkt worden, nie als Weinschwelg, als leichtfertiger Balger oder Händelsucher oder als Lüstling, nie hat er hoffärtige Dinge begehrt oder Reichthum oder Armuth, sondern er war so wie Ovidius redet: halte dich zwischen den beiden, am sichersten geht sichs im Mittel.

Nachdem er eine lange Zeit ehrsam gelebt als ein auserwählter Nachbar, ein angenehmer Landgenosse, Jedermann treu, Niemand überflüssig, wurde er sehnsüchtig diese vergiftete Welt zu verlassen und ein Einsiedelleben zu führen. Denn schon vor vielen Jahren hatte er in reinem Vorsatz seinen Leib versucht, indem er ihm mit hohem Fleiß Alles abbrach. Jetzt verließ er sein Gemahl, seine Hufe, das Haus und Alles, was ihm jemals köstlich, lieb und werth war. Darnach hub er an sich mit einer Zelle zu versehen in der Tiefe, in der er jetzt wohnt, und blieb in derselbigen lange Zeit mit großer Enthaltsamkeit; nicht allein in Speise und Trank, sondern auch in andern menschlichen Dingen seinen Leib hoch casteiend. Man sagt, daß er im Anfang allein dürre Birnen und Bohnen, Kräuter und Wurzeln mit dem Bachwasser, das daneben hinfließt, genossen habe, bis er zuletzt anhub sich alle zeitliche Speise abzubrechen.

Da dies geschah, ist dieser Leumund allenthalben zu den Thalleuten gekommen, wie daß Nikolaus ein Waldbruder geworden sei, und keine Speise noch Trank mehr genieße. Und was thaten dazu der Landamman und die Räthe, damit sie nit zuletzt zum Gespött würden durch solches Gerücht, das da anhub zu Jedermanns Ohren auszufliegen? Darüber ungewiß ließen sie den Einsiedler Tág und Nacht durch ge-

schworene und zuverlässige Hüter umlegen, die hoch zusehen sollten, ob ein Mensch ihm etwas Speise oder Trank zutrüge, oder ob er selber etwas nehme. Da die Sache so ernstlich behandelt wurde, ist mit gewisser Wahrheit und Kundschaft bei demselben Bruder nichts Eßbares noch Trinkbares erfunden worden, es sei denn vom Himmel. Dieser Leumund hat der Menschen Herzen in das höchste Verwundern geführt. — Er hatte so nit zwei Jahr gelebt, da huben viele Leute an, ihn in der Wüste zu suchen und zu besehen. Die Landleute bauten ihm eine Kapelle mit einer angehefteten Zelle.

Und da dieses Gerücht sich allenthalben verbreitete, brannte auch ich vor Begier, ihn zu besehen, erhob mich zuletzt mit einer ehrsamen Gesellschaft und eilte zu seiner Wildniß. — Der Landamman, der uns aus freiwilliger Güte geleitete — er war ein geborener Freund von Nikolaus — ging voraus auf die Stiege bei der Klause und bat für uns um Zutritt, den er auch nach einer kleinen Weile erwarb, und wir gingen auch zu ihm. Nun hat diese Zelle zwei Gemach übereinander, in dem obern erwartete uns der Diener Gottes, und da er uns sah, sprach er gar sanft und demüthig mit männlicher Stimme, das Haar aus der Stirn gestrichen, in aufrechter Haltung: „Gegrüßt seid ihr in Gott, allerliebste Väter und Brüder". Dabei bot er uns nach guter Reihenfolge die Hand. Wir dankten ihm alle erschrocken und wahrlich, mir richtete sich mein Haar auf und meine Stimme stockte mir in der Kehle. „Und zu was seid ihr hergekommen an dies Ende und in den Schlund dieser Wildniß? daß ihr mich armen Sünder beseht? ich fürchte, ihr findet nichts bei mir, was solcher Leute würdig ist". — „Ja, Alles, wie wir hoffen, was dem ewigen Gott wohlgefällig ist, einen Ritter Jesu Christi und einen treuen Diener Gottes", sprachen wir alle aus einem Munde. „Wollte Gott, das wäre wahr", antwortete er dagegen, und nach wenig Worten, die geschahen, sprach er: „kommt herab in die Wärme". „Gehe vor, Vater", sprachen

wir, „wir wollen dir nachgehen“. Und als wir dort etliche Fragen thaten, antwortete er nicht nach Art der Gleißner, sondern schlicht wie einem Ungelehrten ziemt, und doch ausgewählt und hoch bedacht, so daß Niemand daran etwas hätte aussetzen können, auch ein Feind nicht. Unterdeß wandte ich meine Augen hin und her, besah Alles und merkte mir die Person und die Zelle genau. Er ist von guter Länge, ganz mager, braun und runzlich, hat verwirrte dünne Locken schwarz mit Grau gemischt, den Bart in der Länge eines Daumen, mittelmäßige Augen mit gutem Weiß, weiße Zähne in guter Ordnung, eine Nase, die wohl zu dem Angesicht steht, er ist nicht sprechlustig und hält sich auch vor Dingen, die ihm unbekannt sind, so, daß man ihn auf keinem Versehen betrifft. Ich glaube, er ist an 60 Jahr; wenn man ihn anrührt, ist seine Haut kalt. Er ist barhaupt und barfuß, trägt einen grauen Rock auf dem bloßen Leib, das kleine Gemach war lauwarm am St. Sylvestertag mit zwei kleinen Fensterlein, es hatte neben sich kein Gemach und keinen heimlichen Schlupf, als nur den Raum, von dem wir vorhin geredet haben. Ich sah kein Hausgeschirr, keinen Tisch auch keine Schlafstreu, er muß stehen oder sitzen, oder auf der Diele im Staube liegen, wenn er das thun will. Zuletzt fragten wir ihn nach dem Leben seines Miteremiten, mit Namen Bruder Ulrich, den lobte er uns hoch und bat, daß wir denselben auch aufsuchten und besähen, ehe wir aus der Wildniß gingen.

Und jetzt war es Zeit zu scheiden, daß wir ihm nicht überflüssig würden. Beiderseits segneten wir uns und empfahlen uns in das Gebet und gingen hinweg, das Wasser hinauf gegen die gellenden Felsen eilten wir zu der Zelle Bruder Ulrichs etwa zehntausend Schritt. Wir standen, klopften an, der Vater that die Thür auf, und bot uns gütlich grüßend die Hand. Wir gingen in sein Stübli und saßen nieder, er nahm sich selbst die unterste Stelle, sprach ein wenig Gotteswort und wir merkten auf. Und da dies zu Ende kam,

redeten wir mancherlei mit einander. Der ist auch ein wenig lateinisch und liest, aber nur deutsche Bücher, von denen er mir etliche darbot, und ich glaube dort die Evangelien und das Leben der Altväter verdeutscht gesehen zu haben. Seine Sprache ist schwäbisch, und wie er sagte, ist er von Memmingen gebürtig. Er ist ein Männlein von kleinem Leibe, fleischig und mit einer Glatze, nicht sehr bärtig, und redselig, viel mehr als Bruder Nikolaus sich der Welt erweist, ich meine das kommt vom Lesen. Dieser lobte wieder den Bruder Nikolaus aufs Allerhöchste und sein strenges Leben und sprach unter Anderem: „dieser mein Mitbruder ist über den Jordan geschifft, aber ich armer Sünder wohne noch diesseits". Wir boten dem Alten Gottes Gnade und gingen aus der Wildniß jeder in seine Heimath.

So habe ich kurz zusammengefaßt, was ich mit meinen Augen gesehen, und will noch kurz berichten, was ich von glaubhaften Leuten gehört habe. Im Anfang seines Einsiedlerlebens habe ihn der böse Geist mit Schlägen sehr gepeinigt, so daß die ihn oft halbtodt liegen fanden, welche ihn zu besuchen pflegten. Alle Tage, zumal zur Sommerzeit, geht er aus seiner Zelle drei Stunden zu einer Höhle, wo er sein Gebet vollbringt. Er rühmt hoch den Gehorsam und den Frieden, und mahnt sehr die Eidgenossen und alle, die zu ihm kommen, solchen Frieden zu halten. Etliche reden auch, daß er künftige Dinge vorhergesagt habe. Aber nie habe ich weder von ihm selbst noch von anderen wahrhaften Leuten erfahren, daß er sich mit solchen Dingen irgend einmal abgegeben habe. Darum habe ich wegen seines tugendreichen, andächtigen Lebens zu ihm ein gutes Zutrauen und halte auch nur Gutes von ihm, und lasse mich nit irren, wenn Andere viel anders urtheilen. Was stört das mich? die Rechtsgelehrten sagen: soviel Köpfe soviel Sinne".

Bis hierher Albert von Bonstetten. Sein verständiger Bericht über Bruder Klaus, der beste, welcher uns geblieben

ist, läßt mit genügender Deutlichkeit erkennen, wie das strenge Fasten des Bruders allmählich den Ruf einer wunderbaren Enthaltsamkeit hervorrief und wie dieser Ruf und das Wunderbedürfniß der Menge ihm und seinen Vertrauten die Versuchung zu täuschen nahe legte. Und nicht weniger lehrreich ist, daß es schon damals viele Zweifler gab, und daß der Bruder Gegner hatte, welche ihn für einen Betrüger hielten. Das folgende Zeugniß berechtigt zu dem Schluß, daß die Zweifler und Widersacher zum Theil der vornehmen Geistlichkeit angehörten.

Vor Weihnacht 1481. Der Zeuge, welcher jetzt gerufen wird, ist ein Gesell von weit anderer Art, von berühmtem Namen, viel besprochen, zu seiner Zeit hoch gefeiert und stark beargwöhnt, spätern Jahrhunderten in manchem eine mysteriöse Persönlichkeit. Johannes Trithemius, i. J. 1462 als Sohn eines Winzers zu Trittenheim an der Mosel einige Stunden von Trier geboren, als Knabe von einem harten Stiefvater übel behandelt, entlief dem Vaterhaus — wie er selbst behauptet — aus Eifer für Schule und Bildung. Als fahrender Schüler trieb er auf den Landstraßen und an lateinischen Schulen umher, und erhielt seinen Antheil an dem Fluch und dem Gewinn dieses Bettellebens. Wir sind zu der Annahme genöthigt, daß er nach dem Brauch fahrender Schüler den Bauern Gänse stahl, bei Bürgerfrauen Brot bettelte, vor der Küche geistlicher Herren in lateinischer Sprache um eine Suppe bat und durch die Noth und das unsichere Leben dieser Jahre an Schamgefühl und Ehrlichkeit verlor. Aber er war in vielem auch von ungewöhnlicher Geisteskraft, schnell und behende im Lernen, mit einem Sprachtalent begabt, welches später das Erstaunen seiner Zeitgenossen wurde, und mag schon damals den besten Latinisten der Zeit, die er seine Lehrer nennt, darunter Wessel, Wimpfeling, Celtes, als hoffnungsvoll aufgefallen sein.

Im Winter 1482 zog der Schüler mit einem Gesellen

auf der Landstraße bei dem Benedictiner-Kloster Sponheim unweit Kreuznach vorbei, er bat um Essen und wurde freundlich aufgenommen. Nach dem Aufbruch überfiel ihn am Walde ein furchtbarer Schneesturm und bewog ihn nach längerem Widerstand zur Rückkehr in's Kloster. Damals sagte er seinem Kameraden: „du wirst sehen, wenn wir in's Kloster zurückgehen, bleibe ich dort". Acht Tage darauf wurde er mit zwanzig Jahren Novize, als der Winter kam, legte er das Ordensgelübde ab.

Es war eine sehr heruntergekommene Abtei, das Klostergut durch gewissenlose Aebte vergeudet, die Mehrzahl der Mönche ausgelaufen, weil Speise und Trank ihnen zu dürftig schien, die Entsittlichung arg. Alle Versuche einer Reformation der Klosterzucht vermochten nicht zu bessern. Als im nächsten Jahre der Abt gewählt werden sollte, fand sich Niemand, der dazu geeignet schien, und Johannes, der jüngste Mönch, wurde sechszehn Monate, nachdem er die Klosterpforte überschritten hatte, zum Abt erkoren.

Wir dürfen seiner Versicherung glauben, daß er sich ernsthaft bemühte, in das verlodderte Wesen Ordnung zu bringen, und daß ihm dies nach mancher Richtung gelang. Er legte sich als Abt selbst die Entbehrungen der Mönche auf, was sehr ungewöhnlich war, sparte nach Kräften, löste verpfändete Güter ein, verwandte die Geschenke, welche er allmählich als Schriftsteller von hohen Herren erhielt, zum Nutzen des Klosters, führte neue Gebäude auf, darunter eine schöne Abtwohnung, und mühte sich, die Ordensregel wieder in Geltung zu bringen. Mit unablässigem Sammeleifer war er beflissen, dem Kloster eine Bibliothek zu schaffen, er tauschte und kaufte Handschriften und Druckwerke ein, erhielt oft Gelegenheit, die seltensten Pergamente aus andern verwahrlosten Klöstern seines Ordens um eine Kleinigkeit zu erwerben. Auch seine Mönche zwang er, sehr wider ihren Willen, solche Handschriften abzuschreiben, die er nicht zu behalten wagte. Nur

48 unbedeutende Bücher hatte er im Kloster vorgefunden, er brachte die Bibliothek bis auf 2000 Bände, darunter die größten Seltenheiten in den verschiedensten Sprachen, nicht nur griechische, auch einzelne arabische, sogar, wie er rühmt, indische. Die Bibliothek galt bald für ein Wunder und wurde von gelehrten Reisenden angestaunt.

Unter seinen Handschriften und Büchern erwarb er eine Belesenheit, wie kein anderer seiner Zeitgenossen, er wurde ein sehr fruchtbarer und sehr gewandter Schriftsteller, dessen Gelehrsamkeit als ganz einzig erschien. Kaum ein Gebiet des gelehrten Wissens gab es, auf dem er sich nicht thätig zeigte. Zunächst natürlich in theologischen Fragen, er ist eifrig bemüht, sich als kirchlich rechtgläubig zu erweisen, verfolgt sogar die Hexen, vertritt am liebsten die Ansichten der strengsten Kirchenpartei, schreibt für Unfehlbarkeit, für die unbefleckte Empfängniß, für die Wirksamkeit von Reliquien, und wird nicht müde, strenge Entsagung, Klosterzucht und Lectüre der heiligen Schrift zu empfehlen. Aber alle diese Rührigkeit war mehr die eines gewandten Industriellen, der seine Meinung nach dem eigenen Vortheil zurichtet, als die eines wahrhaft frommen Mannes; ihm lag offenbar das Studium der Bibel weniger am Herzen, als das der Kirchenväter und profanen Schriftsteller, und es ist einiger Grund zu der Annahme, daß er in seinem eigenen Leben die Zucht, welche er Andern einschärfte, nicht zu wahren vermochte; wenigstens wurde ihm nachgesagt, daß er gegen die Regel ein Weib in der Abtswohnung unterhalte. Freilich ist bei den Gebildeten jener Zeit der Unterschied zwischen ihrer Lehre und ihrem Leben, zwischen edlem Wort und niedrigem Thun, sehr auffällig, nicht nur bei Lehrern der Kirche, auch bei den Humanisten. Schöne Gedanken und fromme Regeln zu verkünden war damals für Viele ein neuer rhetorischer Genuß, dem sie sich mit großer Wärme hingaben, in ihrem Haushalt aber wirthschafteten daneben schamlos die Fehler eines hartherzigen, selbstsüchtigen Jahrhunderts

Als Schriftsteller ist Trithemius nicht nur ein gelehrter Sammler, auch ein schneller und gescheuter Verarbeiter seiner Lesefrüchte, kein starker Charakter; leicht angezogen und dabei von ausnehmender Arbeitskraft, aber flüchtig, bestimmbar, renommistisch. Mit seinen Erfolgen wuchs seine Eitelkeit. Die Geschenke reicher Gönner zu sammeln wurde ihm reizvoll, und immer größer wurde die Versuchung auf Bestellung gerade das zu schreiben, was ihm Bewunderung, silberne Becher und Edelsteine eintrug.

Durch Handschriften, die ihm in die Hände fielen, und durch zufällige persönliche Bekanntschaften gerieth er unter Anderem auf die Medicin, Alchemie und Astrologie, er fand, daß solche Wissenschaft bei vornehmen Laien ganz besonders Ansehen gab, er verfertigte geheimnißvolle Medicamente, z. B. eines, welches den Studenten das Lernen erleichterte, verfaßte — offenbar nach alten Recepten, die er in seinen Handschriften fand — eine Steganographie oder Polygraphie, d. h. eine Lehre von den Geheimschriften, welche er schon vor der Veröffentlichung marktschreierisch empfahl, die aber, soweit sie uns erhalten ist, nur aus einer Reihe kindischer und unpractischer Anweisungen zu verschiedenen Methoden der Geheimschrift besteht, er umgab sie mit cabbalistischem Zierrath, um sie für eine Offenbarung von sieben welthütenden Geistern auszugeben. Dieselbe Vorstellung von den sieben Welthütern — welche er klüglich Engel nennt — wandte er auch auf die Chronologie an, indem er die ganze Zeitrechnung von Erschaffung der Welt in dreimal sieben Zeiträume theilte und jeden unter die dreimal wiederkehrende Herrschaft eines dieser sieben Weltbewahrer setzte. In Wahrheit sind seine Genien nichts anderes als die alten Planetengötter der Babylonier, dieselben Regenten des Jahres und der menschlichen Schicksale, welche aus den astrologischen Schriften der Griechen, Araber und Juden in die Kalender und in die Prognostika des Volkes übergegangen waren, und noch jetzt in unsern kleinen Planetenbüchern

über das künftige Schicksal neugeborener Knäblein und Mägdlein belehren.

Er selbst hielt ohne Zweifel sein historisches Wissen für den werthvollsten Theil seiner gelehrten Habe. Er hatte mehr von den Geschichtsschreibern deutscher Vorzeit gelesen, als irgend ein anderer, und war sehr willig, seine Kenntnisse in neuen Werken zu verwerthen, die er auf Bestellung verfertigte. Dieser Freude verdanken wir seine Hauptarbeit, die Chronik des Klosters Hirsau am Neckar, die er später als „Annalen" umarbeitete und fortführte, ein Werk, das noch jetzt von Bedeutung ist, weil er aus seiner Zeit und der nächsten Vergangenheit eine Fülle von schätzbarem Detail bewahrt hat. Wo ihn aber für frühere Jahrhunderte seine Quellen im Stich ließen, da wußte er sich auf eine ungewöhnliche Weise zu helfen. Er erfand alte Geschichtsschreiber, deren Werke er in Händen gehabt haben wollte, einen Mönch Meginfried als „großen Chronographen" von Fulda aus der Zeit der letzten Sachsenkaiser, und einen noch wünschenswertheren Hunibald, diesen als Gewährsmann für die älteste Geschichte der Franken. Seine unverschämten Fälschungen haben bis in die Neuzeit den deutschen Quellenforschern Pein bereitet. — Doch während sein Ruhm bei den Zeitgenossen hoch stieg, vermochte er in seinem Kloster Sponheim keine feste Ordnung zu schaffen. Er sah lange zu, wie sich sein eigener Prior leichtsinnig in Nonnenklöstern und sehr ungeistlichen Winkeln umhertrieb, bis dieser mit einem Theil der Mönche zuletzt in offene Widersetzlichkeit ausbrach und dem Abt Johannes das Kloster gänzlich verleidete. Trithemius entwich flüchtig aus Sponheim und folgte einer ehrenvollen Einladung des Kurfürsten Joachim von Brandenburg nach Berlin, war aber doch so weit Gelehrter, daß er — wie er schreibt — auf die Länge die Stille des Klosters dem Hofleben vorzog.

Als er reich beschenkt von Berlin nach dem Rhein kehrte, erhielt er nach ärgerlichen Händeln mit seinen Mönchen die

Abtei des Schottenklosters St. Jacob zu Würzburg. Auch dies war eine heruntergekommene Anstalt, der er nicht wesentlich aufzuhelfen vermochte. Er zog sich jetzt auf seinen gelehrten Verkehr und seine Geschichtswerke zurück, gewann die besondere Gunst des Kaisers Maximilian und erhielt wiederholte Beweise derselben, obgleich er diesem den begehrten Geschichtsschreiber Hunibald nicht schaffen konnte, und als er darum gedrängt wurde, zu groben Lügen seine Zuflucht nehmen mußte. Im Schottenkloster starb er 1516, im Alter von 55 Jahren. — Der einst fahrender Schüler gewesen war, hatte als einer der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit einige von den Eigenschaften des begehrenden Volkes auf der Landstraße behalten: die Geschmeidigkeit, welche einem reichen Gönner dienstbereit ist, die Neugier und das Interesse an Fremdem und Seltsamem, die Findigkeit, den Leichtsinn, den Mangel an Gewissen. Auch er war im Grunde eine weltliche Natur, die Kirche hatte ihn aus dem Elend herausgehoben, sie hatte ihm die Mittel gegeben, seine bedeutende Anlage auszubilden, und die Stellung, welche ihm Ansehn und Selbstgefühl mehrte. Zu einem festen und redlichen Mann hatte sie ihn nicht geformt. Für uns aber ist dieser Gelehrte ein sehr bedeutsamer Vertreter der lateinischen Bildung jener Zeit. — Trithemius hat in seinen Annalen von Hirsau (II, p. 527 der ed. S. Gall.) zum Jahre 1487 den Tod des Bruder Klaus gemeldet und dabei Einiges von ihm erzählt. Er kennt ihn nur vom Hörensagen und sein Zeugniß würde deßhalb nur geringen Werth beanspruchen, wenn es nicht den Bericht eines Augenzeugen, wie ersichtlich ist, ziemlich genau wiedergäbe. Die Stelle folgt hier mit Auslassung einiger Zeilen in Uebersetzung. Trithemius erzählt Folgendes:

„Ich kannte einen Abt unsres (des Benedictiner-)Ordens, der ein durchaus gelehrter und kirchlicher Mann war, aber etwas zu gierig nach zeitlichem Gut und dem Reichthum dieser Welt, habsüchtig und geizig. Dieser erhielt einst vom Pro-

vinzialcapitel den Auftrag, unsere Ordensklöster in der Kostnitzer Diöcese zu visitiren. Da trieb ihn mehr Neugierde als Frömmigkeit, auch diesen wundersamen Einsiedler zu sehen. Der Genosse seiner Visitation war Konrad, Abt von Wiblingen aus derselben Diöcese Kostnitz, ein sehr ansehnlicher Mann in Sitten und Verkehr und ein wahrhafter Mann, von dem ich die Sache gehört habe.

Als sie zum Einsiedler Klaus kamen, fing jener erste Abt an, diesen durch allerlei Reden auf die Probe zu stellen, und er fragte ihn über verschiedene Streitpunkte in der heiligen Schrift, obgleich er wußte, daß der Mann des Lesens unkundig war. Auf alles antwortete der Einsiedler sehr genau, betrug sich durchweg sehr demüthig und gab kein Zeichen der Ungeduld, obgleich er gar sehr von dem Abt gedrängt wurde, der durchaus erforschen wollte, was hinter ihm steckte. Unter vielen versuchenden Reden, durch die ihn der Abt plagte, frug dieser auch: „bist du der, welcher sich rühmt, in soviel Jahren nichts gegessen zu haben?“ Ihm antwortete der Einsiedler: „Guter Vater, ich habe niemals gesagt und ich sage es wirklich nicht, daß ich nichts esse.“ Der Abt aber drängte weiter in dem Wunsch, den sanften Mann zu reizen, brachte die Rede auf die Habsucht und sagte zum Eremiten: „Was ist Habsucht?“ Da antwortete dieser und sprach: „Was frägst du mich über die Habsucht? ich bin ein ungelehrter Mann und habe nichts, du aber bist gelehrt und reich, und du weißt nicht nur besser als ich, was Habsucht ist, sondern du hast auch schon zur Genüge erfahren, wie die Habsucht im Herzen wirthschaftet. Denn im vergangenen Jahre hast du 27 Fuder des besten Weines von Geiz entbrannt für ein Spottgeld gekauft und am Ende des Jahres um eine große Summe Geld wieder verkauft. Aber deine Habsucht hat dein Bischof gestört und durch seine eigene Gier gestraft, denn er hat dir und dem Käufer die ganzen 27 Fuder Wein weggenommen, gegen deinen Willen und trotz deinen Klagen, und

er hat den Wein mit Gewalt in seine Keller geführt und hat dir dafür nicht einen Pfennig bezahlt und wird dir nie einen bezahlen. Diese Zeichen der Habsucht stehn dir auf der Stirn geschrieben, sie wurzeln in deinem Herzen und sind zu deinem Leidwesen offenbar worden".

Ueber diese Worte erschrak der Abt, er wurde sehr in seiner Seele verwirrt und konnte nichts darauf antworten. Und wer sollte nicht darüber staunen, daß ein unwissender Mann, der mehr als sechzig Meilen von dem Orte der That entfernt ist, offen ausspricht, was er durch keinen irdischen Bericht vernommen hat, zumal in der wüsten Einöde. Es ist kein Zweifel, daß er dies nicht aus Menschenmund hat, sondern durch Offenbarung des heiligen Geistes, denn diesem allein dient er von ganzem Herzen. — Die Sache selbst aber war so verlaufen. Der erwähnte Abt hatte in der Weinlese 27 Fuder Wein, das Fuder um 6 rh. Gulden gekauft. Im nächsten Jahre stiegen die Weinpreise und er verkaufte den erwähnten Wein einem Bürger von Nürnberg, das Fuder um 24 Gulden. Dies hörte der Bischof und aufgehetzt durch schlechten Rath, raubte er den ganzen Wein, lud ihn in ein Schiff und führte ihn in seine Keller, bevor der Käufer seinen Wagen herangeschafft hatte. Denn der Wein lag nicht im Kloster, sondern in dem Dorfe, wo er vom Abt gekauft war. So strafte der Geiz den Geizigen.

Vieles Wahre hat der erwähnte Bruder Klaus vielen Leuten vorausgesagt, und ist von allen, die ihn kannten, für einen wahrhaften Knecht Gottes und Propheten gehalten worden und nicht ohne Grund. Denn da der Ruf ging, daß er nichts esse, haben sich die Schweizer, zumal die von Luzern zusammen geschworen*) und ihn mit größter Sorgfalt, Emsigkeit und Klugheit bewacht, zuerst insgeheim ohne sein Wissen,

*) Ist wörtlich zu nehmen. Vor gefährlichen Unternehmungen, auch wo die Macht böser Geister zu fürchten war, pflegten die Betheiligten einander eidlich treue Hülfe zu geloben.

dann auch offenbar, so daß nicht möglich war, ihm auf irgend eine Weise durch List Speise zuzutragen, ohne daß sie es merkten. Und die wilde Art dieses Volkes und der Zorn der Landleute sind wohl bekannt, hätten sie an dem Manne Betrug, Täuschung oder Verstellung gefunden, sie würden ihn ohne Erbarmen auf der Stelle getödtet haben. — Auch der Erzherzog Sigismund von Oestreich schickte seinen Physikus, den Doctor Burkhard von Horneck, einen gelehrten Mann und scharfsinnigen Beobachter, der jetzt noch 80 Jahr alt mit mir bei Würzburg lebt, zu demselben Klaus, um zu beobachten, ob der Ruf von unablässigem Fasten wahr sei oder falsch. Dieser beobachtete ihn mit der emsigsten Sorgfalt mehrere Tage und Nächte und stellte über allen Zweifel fest, daß der Einsiedler durchaus keine Speise genieße".

Soweit der Bericht des Trithemius. Er erzählt die Geschichte von dem ungläubigen Prälaten, der durch den frommen Landmann in Verwirrung gesetzt wird, mit einem gewissen Behagen. Zwar war er selbst Benedictinerabt, aber ein armer, und ein Kind aus dem Volke, das bei aller Weltlichkeit des eigenen Lebens doch stärkere Sympathien mit dem entsagenden Landmann, als mit dem habgierigen Prälaten hat. In seiner Erzählung erbittet vor Allem die Erklärung des Bruder Klaus Beachtung, daß er in Wahrheit niemals seine Entsagung von Speise und Trank behauptet habe. Daß dies den Worten nach richtig war, dafür kann man in jener früheren Unterredung des Bruders mit Hans Waldheim, und dem „Gott weiß" eine Bestätigung finden. Aber ebenso deutlich lehrt jenes Gespräch, daß der Einsiedler dennoch beflissen war, auf Umwegen die Meinung von seiner übernatürlichen Dauer zu fördern. Nicht weniger bemerkenswerth ist der selbstbewußte Stolz des Bruders, mit welchem er als Laie sein Leben der Entsagung der Begehrlichkeit des vornehmen Geistlichen gegenüberstellt.

Denn diese Strafrede des frommen Bauern erschien auch

dem begleitenden Prälaten als Ausdruck eines starken und ehrlichen Unwillens und als eine Abfertigung, welche der redliche Mann dem Heuchler zu Theil werden läßt. Für uns hat die hervorbrechende Mißachtung des Laien noch eine andere Bedeutung. Die Würdenträger der Kirche waren im 15. Jahrh. gegenüber der ehrlichen Frömmigkeit des Volkes in ungünstiger Lage. Die Sittenlosigkeit einer großen Anzahl war zu einem Scandal für die Christenheit geworden, der Stuhl Petri vermochte nicht einmal mehr, das monarchische Princip seiner Herrschaft zu wahren. Papst gegen Papst, der Papst durch ein Concilium abgesetzt, der Papst in bitterem Hader gegen ein anderes Concilium, Rom das große Kaufhaus, wo bei den Fürsten der Kirche durch Bestechung und Intriguen Alles durchzusetzen war; auch die deutsche Landesgeistlichkeit genußsüchtig und verweltlicht. Das war freilich kein neues Leiden, innerhalb der Kirche selbst hatte ein Kampf der besseren Führer gegen die Verwilderung bereits begonnen. Aber auch diese Versuche einer Reform an Haupt und Gliedern, welche von Kostnitz über Basel bis in das 16. Jahrh. herabreichten, blieben schwächlich. Denn gerade die Gebildeten der Kirche waren damals einer Cultur theilhaftig geworden, die ihr Inneres fast ganz von der Kirche löste. Die philosophische Weisheit und die heitere Sinnlichkeit der antiken Welt waren aus alten Pergamenten und dem Schutt römischer Prachtbauten in ihre Seelen übergegangen. Zwischen der Kirchenlehre, die sie zu vertreten hatten, und dem, was sie selbst für schön, groß, begehrungswerth hielten, gähnte eine furchtbare Kluft. Ihre äußere Geltung, das Behagen ihres Lebens hing ab von einem großen Institut, dessen Machtmittel sie nicht entbehren konnten, während sie selbst auf den Gebrauch dieser Machtmittel oft mit stillem Lächeln oder mit geheimer Verachtung hinabblickten. Wenn sie der gläubigen Menge ministrirten, welche zusammengeströmt war, um vor irgend woher geholten Reliquien zu beten oder alte Gewandlappen zu be-

rühren, wenn sie in ihrer Geldnoth Pergamente unterschrieben, durch welche die Gaunerei eines ruchlosen Ablaßhandels autorisirt wurde, so betrachteten sie dergleichen Trödelkram achselzuckend als ein nothwendiges Uebel, das untrennbar sei von den Segnungen, welche, wie sie gern annahmen, ihre Herrschaft der Christenheit bereitete. So war gerade durch die Aufklärung und höhere Bildung auch in den Besseren die Lüge ärger geworden, als sie je in der Kirche war.

Gegen das weltliche Treiben der vornehmen Geistlichkeit stand der fromme Sinn des Volkes seit den Hohenstaufen in unablässigem Kampf. Die Katharer und Stedinger, die Waldenser, die Mystiker und die Hussiten hatten sich zu stillen Gemeinden zusammengezogen, oder waren in Waffen von der Kirche abgefallen. Der letzte böhmische Abfall war den Deutschen ein warnendes Beispiel geworden. Aber auch der fromme Deutsche, welcher inneren Frieden und Versöhnung mit Gott ersehnte und die Gnadenmittel der alten Kirche: Fasten, Rosenkranzgebet, Wallfahrten, Messen, Fürbitte der Heiligen, fromme Bruderschaften, Almosengeben für sich in Anspruch nahm, that dies, wenn er von kräftiger Art war, nicht vorzugsweise als treuer Anhänger des Papstes und der Klerisei, sondern er suchte Gott und die Heiligen auf eigne Hand oder unter Leitung eines frommen einfältigen Priesters aus dem Volke. Und wenn ein solcher Mann durch seine Frömmigkeit bemerkbar wurde, so war er zwar ganz nach dem Herzen des Volkes, er gewann Vertrauen und Ruf, aber die höhere Geistlichkeit betrachtete diesen Demokraten der Kirche mit besonderem Argwohn, gleichviel ob er ihr für einen Betrüger oder Schwärmer galt. Gerade der wahrhaft Fromme war den Kirchenfürsten ein Vorwurf, er war unbequem und konnte gefährlich werden, wenn er seine Stimme gegen die geldsüchtige Tyrannei der Priesterschaft erhob. Wir sehen, daß auch Bruder Klaus solchem Verdacht ausgesetzt war.

Die Unterredung mit dem Abt ist uns ohne Datum über-

liefert, sie fällt wahrscheinlich vor 1481. Denn in diesem Jahr gewann der Bruder eine Bedeutung, die sogar seinen Gegnern Rücksichten auferlegte. Uns wundert nicht seine Bekanntschaft mit dem Weinhandel des Benedictinerabtes, vom Kloster Einsiedeln her trugen ihm seine geistlichen Vertrauten zuverlässig auch den Klatsch zu, der damals in den Mönchsorden eifrig und bösartig umherlief. Wohl aber überrascht uns um 1481 eine kraftvolle Theilnahme des Einsiedlers an der Politik seiner Heimath. Auch darüber werde hier kurz nach der Erzählung seiner Zeitgenossen berichtet:

22. December 1481. In diesem Jahr war die Eidgenossenschaft in innerlichem Zwist, welcher ihren Zerfall befürchten ließ. Der Bund bestand damals aus acht Orten, den drei Ländern: Schwyz, Uri, Unterwalden, den vier Städten: Luzern, Zürich, Glarus, Bern, und Stadt und Amt Zug. Zwischen den Ländern und Städten war ein alter Gegensatz. In den Urkantonen war alterthümliche rauhe Sitte, ein trotziger Bauernstolz, stille Abneigung gegen die Geschlechterherrschaft und das modische Wesen der Städte. Das Interesse der drei Länder forderte, den Bund nicht weiter auszudehnen, denn ungern wollten die Waldleute den Händeln und Fehden der Städte dienstbar werden und jede Erweiterung des Bundes drohte das Stimmverhältniß zu ihrem Nachtheil zu ändern. Die Städte dagegen hatten das Selbstgefühl, welches größere Macht und Herrschaft giebt, sie vermochten bei einem Kriege fast dreimal soviel Mannschaft zu stellen, als die Länder, ihnen lag am Herzen, den Bund zu mehren und ihre Herrschaft auszubreiten. Längst standen Freiburg und Solothurn in innigem Verhältniß zu ihnen, während der Burgunderkriege hatten beide Städte tapfer auf Seite der Eidgenossen gefochten, dennoch waren die drei Länder einer Aufnahme dieser Orte in den Bund abgeneigt. Da hatten die vier Städte den drei Ländern Grund zu berechtigter Unzufriedenheit gegeben, denn sie hatten 1477 mit Freiburg und

Solothurn ein Bündniß auf Grundlage des gegenseitigen Burgrechts geschlossen, obgleich wenigstens eine der Städte, Luzern, durch beschworenen Vertrag mit den drei Ländern sich des Rechtes auf solche Separatbündnisse ausdrücklich begeben hatte. Die Schwäche der Städte in diesem Streit war, daß sie untereinander nicht ehrlich zusammenhielten; zumal das mächtige Bern blickte abgeneigt auf die wachsende Bedeutung von Luzern und Zürich und suchte seine Herrschaft durch eine überlegene Vermittlerrolle zu erhalten. Dazu kamen nach dem Tode Karl des Kühnen andere Uebelstände: die siegreichen Kriege, eine ungeheure Schlachtenbeute, neuer Territorialerwerb hatten die Landgenossen tief aufgeregt, die Habgier und Härte vermehrt, wildes und begehrliches Kriegsvolk lungerte in den Waldorten und Städten, gegen die Bedachtsamkeit der alten Landsassen sträubte die aufgeregte Jugend den Kamm. Gerade in Obwalden, in der Heimat des Bruder Klaus, war aus Haß gegen Luzern ein Putsch vorbereitet worden, welcher das Entlibuch von Luzern losreißen und zu den drei Ländern bringen sollte, und der ansehnlichste Mann aus Entlibuch, Peter am Stalden, wurde deshalb zu Luzern enthauptet.

Da brachte der Eidgenossenschaft Rettung, daß in Obwalden einige feste Männer Einfluß hatten, welche die Bedeutung der alten Bünde patriotischer würdigten, als die hadernden Parteien vermochten. Als ihr Führer erscheint uns Nicolaus von der Flüe. Wie weit er selbstkräftig führte oder geleitet wurde, wissen wir nicht; seine Briefe schrieben für ihn seine geistlichen Vertrauten, zu denen auch der Pfarrherr Heini am Grund zu Stanz, ein geborner Luzerner, gehörte. Das ganze Jahr 1481 dauerten die Verhandlungen der streitenden Orte, daß zur Stätte der Zusammenkünfte wiederholt Stanz gewählt wurde, darf man als Anzeichen betrachten, daß schon in dieser ganzen Zeit der Einfluß des Klausners von Ranft sich geltend machte. Soweit uns über die guten Lehren, durch welche er aus seiner Klause einwirkte, ein Urtheil erlaubt ist,

stand er auf Seiten seiner Waldleute durch den Rath: „macht den Zaun nicht zu weit, damit er die Eingefriedeten sichern kann", auf Seiten der Städte durch seinen Widerwillen gegen Putsche und durch die Mahnung: „haltet Frieden und Eintracht, seid gehorsam der Obrigkeit, wehrt den Zusammenrottungen und dem Tumult ungesetzlicher Versammlungen". Der Friedenspartei gelang zwar immer wieder neue Zusammenkünfte der acht Orte durchzusetzen, nicht aber ihre Versöhnung. Das Jahr neigte zum Ende, da wurde noch ein letzter Tag nach Stanz ausgeschrieben.

Ueber die Wendung, welche Bruder Nicolaus diesem Tage gab, ist uns durch den Augenzeugen Diebold Schilling II., Kaplan zu Luzern, welcher als Gehülfe seines Vaters, des Luzerner Stadtschreibers, selbst zu Stanz anwesend war, genauer Bericht hinterlassen. Er erzählt folgendes: „Die Verhandlung am 22. Dec. hatte sich zerschlagen, Jedermann war Willens, Nachmittag heim zu fahren und sich in seinen Ansprüchen, soviel er vermochte, zu behaupten, Niemand erwartete noch etwas Anderes als inneren Krieg. Aber in der Nacht vorher war der Pfarrer von Stanz, Heini am Grund, der dem Bruder Klaus sehr angenehm war, zu diesem nach Ranft geeilt und hatte ihm den Stand der Sache vorgelegt. Als nun gerade die Gesandten gegessen hatten und scheiden wollten, kam Heini am Grund von Bruder Klaus gelaufen, daß er schwitzte, lief allenthalben in die Wirthshäuser, bat die Gesandten mit weinenden Augen sich um Gottes und Bruder Klausen willen wieder zusammen zu verfügen und Rath und Meinung des Bruder Klaus zu vernehmen. Das geschah. Was er aber vorbrachte, ward nicht Jedermann offenbar, denn Herrn Heini war vom Bruder Klaus geboten, es keinem Andern als den Gesandten kund zu thun. Und Gott gab Glück, wie böse die Sache Vormittags war, nach dieser Botschaft wurde sie viel besser, und in einer Stunde war sie ganz und gar geordnet und abgethan. Allenthalben läutete man

Freude". — Der Chronist hat seiner Handschrift auch zwei Bilder eingefügt. Auf dem einen steht Herr Heini mit einem begleitenden Geistlichen neben Bruder Klaus bei der Kapelle von Ranft, auf dem zweiten ist die Rathsstube von Stanz abgebildet mit den sitzenden Boten der acht Orte und dem Stadtschreiber Schilling und vor ihnen steht derselbe Herr Heini mit dem andern Geistlichen, beide in priesterlicher Kleidung und mit Tonsur*).

Durch den Vergleich wurde der einseitige Vertrag der Städte mit Freiburg und Solothurn aufgehoben, die Gegenseitigkeit des Burgrechts unter den Städten abgethan, der Bund der acht Orte bestätigt, für Freiburg und Solothurn zwar Zutritt zum Bunde bewilligt, aber unter besonderen, beschränkenden Bedingungen, durch welche ihnen das Recht zu Separatbündnissen und zu eigener Kriegführung genommen ward. Auch gegen ungesetzliche Volksbeschlüsse wurde ein strenges Verbot vereinbart. — Der Rath, welchen der Einsiedler zu diesem Friedensschluß gegeben hatte, wirkte zuverlässig nur deshalb, weil er den Parteien feierlich als Pflicht auflegte, was sie selbst, in der letzten Stunde des Aufbruchs, als stille Mahnung in der Seele getragen hatten. Der Werth des Rathes wird dadurch nicht geringer.

---

*) Erst im 17. Jahrhundert erdichteten die Geschichtschreiber das persönliche Auftreten des Bruder Klaus unter den Gesandten und eine wirksame Friedensrede desselben. Aber noch Johannes von Müller hatte die Dreistigkeit ihnen das ganze Märchen nachzuerzählen, dasselbe in seiner Weise weiter auszuschmücken und die unläugbare Thatsache, daß der Einsiedler nicht in Stanz erschienen ist, eine leere Einrede zu nennen. Und doch ist diese Phrase des unwahrhaften Mannes noch wenig gegen seine andere Behauptung, der Einsiedler müsse doch wohl ohne jede Speise gelebt haben, denn „daß menschlicher Natur auch das möglich sei, scheine aus Beispielen zu erhellen" und die Zeugnisse seien unanfechtbar. — Jos. Schneller (Geschichtsfreund VIII. 1852) und A. Ph. v. Segesser (Geschichtsblätter I., 1854) haben den Beweis geführt, daß Bruder Klaus nicht selbst zu Stanz gewesen ist.

Denn diese Versöhnung war in der That ein Ereigniß von entscheidender Wichtigkeit, ein großer Fortschritt zu staatlicher Befestigung der Eidgenossenschaft. Daß Bruder Klaus seinen Landsleuten als Führer der Unionspartei in den abgeneigten Ländern galt, erweisen die Geschenke und die Gesuche um Fürbitte und Rath, welche seitdem von Städten der Schweiz an ihn gerichtet wurden, und der Dank, welchen ihm die damals lebenden Chronisten abstatten. Auch war seine politische Thätigkeit damit nicht beendet. Wir sehen aus seinem spätern schriftlichen Verkehr mit der Stadt Kostnitz und aus der Abstimmung der Unterwaldner in einem Handel des Bundes mit Kostnitz, daß er fortfuhr einen vermittelnden Einfluß auszuüben. Der ganze Verlauf dieser Verhandlungen lehrt, daß Klaus das volle Gewicht einer Persönlichkeit einsetzte, welche von seinen Landsleuten als würdig und weise betrachtet wurde.

Noch sechs Jahre lebte er seitdem in seiner Klause, von allen Seiten als Patriot geehrt. Einen Theil der Geschenke, welche ihm die Eidgenossen zum Dank für Stanz übersandten, verwendete er zu einer Stiftung bei seiner Kapelle und machte seinen Sohn Hans zum Pfründner, einen andern Sohn ließ er in Basel und Paris Theologie studiren. Die Besuche der frommen Gläubigen, gelehrter und vornehmer Herren, dauerten fort und die Neugierigen müssen ihm zuweilen lästig geworden sein. Als ein fahrender Geistlicher ihn durch unverschämte Fragen geplagt hatte, bestimmten seine Landsleute von Obwalden durch Sendschreiben die Formen, unter denen Fremde Zutritt zu ihm gewinnen könnten. Unter den vielen, welche für ihn nach solchem Besuche Zeugniß ablegten, war auch der ehrwürdige Geiler von Kaisersberg. — Als Nicolaus im Jahre 1487, wie berichtet wird in Gegenwart seiner Frau, seines Geschlechtes — er soll zehn Kinder gehabt haben — und vieler Landleute gestorben war, wurde er als heiliger Mann und als Bewahrer der Eidgenossenschaft in Stadt und

Land tief bedauert. Sogar benachbarte Fürsten veranstalteten feierlichen Trauergottesdienst. Die fromme Sage, die ihre Fäden schon bei seinen Lebzeiten an ihn geheftet hatte, begann sofort seine Gestalt mit ihrem Gewebe zu umhüllen. Sie suchte und fand Wunder, die er gethan und Prophezeiungen, die er verkündet.

Dem Klausner war eine Lufterscheinung, die er einmal am Himmel geschaut hatte, sehr wichtig geworden, er hatte ein Bild derselben an die Wand seiner Hütte gemalt, in der Mitte ein bärtiges Haupt mit geistlicher Krone, von dem wie Speichen eines Rades sechs Strahlen ausgingen, von hellem Kreis umschlossen, und er hatte in diesem Gesicht eine große Offenbarung gefunden, welche ihm in einem Bilde das Walten der göttlichen Liebe deutlich machte. Kurz nach seinem Tode erschien in mehreren Drucken der kleine Tractat eines Mystikers (Bruder Ulrich?), in Form einer Unterredung zwischen Bruder Klaus und einem Pilger, der in Holzschnitten jene Zeichnung dem Leser darzustellen sucht und deutet. Dieselbe Zeichnung sah im Jahre 1503 der gelehrte Franzose Karl von Bovelles, als er die Zelle des Eremiten besuchte. Bovelles zeichnete sie aus dem Gedächtniß nach und sandte sie seinem Freunde Nicolaus Horius nach Rheims zur Deutung. Dieser ergrübelte aus der Stellung der Strahlen, die er als Schwerter auffaßte, und aus der dreifachen Krone des Hauptes, daß dies Bild einen geistlichen Fürsten bedeute, der ein Widerchrist sein werde.

Als nun im Jahre 1527 Paul Speratus in Königsberg die Zeichnung und Deutung in den gedruckten Briefen des Bovillus fand, sandte er sie erfreut an Luther. Und dieser, der gerade damals sich in melancholischem Sinnen viel mit den Zeichen beschäftigte, die Gott gegen das Papstthum in die Welt gesandt habe, gab die Abbildung mit den dazu gehörigen Briefen in einem kleinen Büchlein heraus: „Ein Gesichte Bruder Klausen in Schweiz und seine Bedeutung.

Wyttemberg 1528" und er fügte zum Schluß noch seine eigene kühne Deutung hinzu, nach welcher das ganze zornige und unchristliche Wesen des Papstthums durch das Bild offenbar wurde. So kam Bruder Klaus dazu, bei den Protestanten für einen Zeugen gegen die alte Kirche zu gelten.

In der katholischen Kirche aber begannen seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts die zweckvollen Beschreibungen seines Lebens, worin die Wunder des heiligen Mannes breiten Raum einnahmen. Mehrere der Biographien sind verhältnißmäßig sorgfältig gearbeitet, die Verfasser waren bemüht die örtlichen Erinnerungen eines früheren Geschlechtes zu sammeln. Aber nur die Aufzeichnungen der Zeitgenossen: Gundelfinger, Lupulus und Etterlin könnten, im Fall ihre Handschriften selbst aufgefunden und verglichen würden, vielleicht einige brauchbare Notizen geben. Denn auch die Angaben, welche auf Ueberlieferungen der Familie und Landschaft beruhen sollen, sind mit größter Vorsicht zu benutzen, weil die allgemeine Absicht war, den frommen Helden recht groß und ansehnlich zu zeigen. Dafür arbeiteten um die Wette die locale Sage und die Tendenz der geistlichen Biographen. Bald nahmen sich die rührigen Jesuiten seines Gedächtnisses an. Ihnen galt überall für ein wirksames Mittel zur Befestigung des alten Glaubens, daß sie die Localheiligen durch neue Wunder erhoben und mehrten.

Im Jahre 1591 legte Rennwart Cysat der Aeltere zu Luzern die Acten für die Canonisation als Protonotarius an. Denn die restaurirte Kirche hob ihre Frommen durch ein weitläufiges und kostspieliges Proceßverfahren zum Range von Heiligen. Einer uralten germanischen Vorstellung folgend, welche für jeden irdischen Beruf drei Rangstufen unterscheidet: „Junge, Gesell, Meister, oder Bube, edler Knecht, Ritter", gab sie auch ihren Heiligen drei Grade, welche der fromme Bekenner nur nach und nach erreichen konnte, als venerabilis. beatus, sanctus. Die Venerabilität, als Vor-

stufe gewann Bruder Klaus ohne Schwierigkeit. Aber seine Beförderung zur Beatitudo ließ lange auf sich warten. Denn in dem habgierigen Rom war die Ertheilung dieser Würde nur nach großem Geldaufwand durchzusetzen, und noch 1647 klagte der Jesuit Wyßing, daß die Geldmittel fehlten, um dies Geschäft zu betreiben. Endlich, nachdem 1668 die Lebensgeschichte des Einsiedlers, welche der Jesuit Hug geschrieben hatte, in den Actis Sanctorum (März III) erschienen war, wurde 1669 durch Bulle Clemens IX. die Seligkeit des Bruders erklärt, 1671 durch Bulle Clemens X. das Recht zu seiner kirchlichen Verehrung auf die gesammte Schweiz und das Bisthum Kostnitz ausgedehnt.

Doch es wird Zeit die lange Verhandlung über Bruder Klaus zum Schluß zu führen. Versuchen wir eine Regel auf ihn anzuwenden, welche dem Urtheil über vergangene Menschen einigen Anhalt gibt. Den einzelnen Mann soll man schätzen nach dem Maaß der Bildung und Sittlichkeit seiner Zeit, zugleich aber die Bildung und Sittlichkeit seiner Zeit nach dem Maßstab der Gegenwart. Wir sind nicht ganz ungeübt unsere Vorfahren mit solcher Rücksicht zu beurtheilen: den Kaufmann der Hansa, welcher neidisch seine deutschen Landsleute mit den Waffen von dem guten Markt in der Fremde vertreibt, den fränkischen Junker, welcher einen harmlosen Reisenden in hartes Gefängniß setzt um Lösegeld zu erpressen, einen Fürsten des sechszehnten Jahrhunderts, welcher in der Regel mit schwerem Rausch sein Nachtlager sucht. Aber es gibt einige Gebote der Moral, welche zu allen Zeiten als ideale Forderung unseres Volksthums bestanden haben und welche, obgleich sie unzählige Mal von Individuen oder einzelnen Ständen mißachtet wurden, dennoch in der Empfindung der Nation stets über Werth und Unwerth eines Menschen entschieden haben. Solche deutsche Forderungen sind für den Mann der Muth, für die Frau die Ehrbarkeit, für Jedermann Widerwille gegen systematischen Betrug. Selten gelang

dem Deutschen auf die Länge seine Unehrlichkeit in größeren Verhältnissen zu der Virtuosität auszubilden, welche griechischer oder welscher Verschlagenheit eigen war; wurde einmal der Deutsche ein Meister in dieser Kunst, so war zuverlässig auch sein innerer Verderb größer als bei einem Fremden, weil er stärkere Mißbilligung in sich selbst und in seinen Zeitgenossen zu bekämpfen hatte. Wie steht nun zu solchem ethischen Grundzug Bruder Klaus, der das stolze Selbstgefühl eines frommen Biedermanns hatte, und seinem Vaterland als weiser Patriot Frieden brachte? Wie war es möglich, zugleich ein wackerer, ehrlicher Mann und ein consequenter Betrüger zu sein?

Versuchen wir das Räthsel zu lösen. Einem einfachen Landmann von kräftigem Wesen und starker Innerlichkeit wird auf der Höhe seines Mannesalters durch Umstände, welche uns unbekannt sind, diese sündhafte Welt verleidet und die Sehnsucht seinen Gott zu finden, übermächtig; er sucht inneren Frieden und Erhebung auf den Wegen, welche seit uralter Zei der frommen Sehnsucht bereitet, welche auch von seiner Kirche geweiht waren: durch Einsamkeit, Entsagung, Gebet, stille Beschaulichkeit. In heißer Andacht treibt er die Entsagung bis an die äußerste Grenze, welche dem Menschen gestattet ist, er ficht heftige innere Kämpfe durch, in Stunden der Unsicherheit und des bangen Kleinmuths empfindet er die Einwirkung des Teufels und fühlt seine Schläge, in Stunden der Erhebung geht ihm, wie vielen Mystikern jener Zeit, das Geheimniß der Gottheit in schönem Bilde auf: in einer Himmelserscheinung, die er, der Landmann, als Rad auffaßt, schaut er das Antlitz des Herrn als Mittelpunkt, die Wirkungen göttlicher Gnade als Speichen, welche von dem Cirkel der ewigen Liebe umgeben sind. In diesem Bilde meint er das Geheimniß der Gottheit zu begreifen. — Die Strenge seiner Askese und, wie wir deutlich erkennen, sein guter Leumund, ein bewährtes Urtheil und ein menschenfreundliches Herz gewinnen ihm Theilnahme, Zulauf, Bewunderung. Das

Gerücht, er lebe übernatürlich ohne Speise, hängt sich ohne sein Zuthun an ihn und läuft durch die Thäler. Sein eigenes Geschlecht und die Nachbarn werden stolz auf ihren gottbegnadeten Landsmann, suchen seinen Rath und streiten für seine Heiligkeit gegen die Zweifler. — Aber er war in seiner Einsamkeit nicht ganz von der Einwirkung Anderer abgelöst, gerade dort konnte er die Tröstungen der Kirche und den Verkehr mit den geistlichen Vätern seiner Landschaft am wenigsten entbehren. Und diese waren ihm altvertraute Landgenossen und Nachbarn. Da trat durch äußere Einwirkung, vielleicht durch einen Zufall, die Versuchung an ihn, das Gerücht von seinem übernatürlichen Leben zu begünstigen.

Leider ist unzweifelhaft, daß seine geistlichen Rathgeber es waren, welche dies Gerücht von seiner Dauer ohne Speise mit bewußter Unwahrhaftigkeit unterhielten. Wurde er wirklich eine Zeitlang so streng bewacht, wie die Berichterstatter einstimmig behaupten, so vermochte doch kaum ein Anderer ihm das Leben zu fristen als der Diener des Herrn, dem für die Functionen seines heiligen Amtes der Zutritt nicht gesperrt werden konnte. Aber auch, wenn man hierbei andere Möglichkeit annehmen will, sein Beichtvater mußte jedenfalls sein Vertrauter sein, und dieser Beichtvater zu Kerns widerspricht in einer so großen und schweren Angelegenheit der Kirche durchaus nicht, sondern er macht den gefälligen Führer andächtiger Reisender zu dem Heiligen. Aber er war nicht allein im Geheimniß. Konnte der Kirchherr zu Stanz, der vorgesetzte Geistliche jener Klause zu Ranft, unbefangen, unbetheiligt und ohne Einwirkung bleiben, wenn sich ein so unerhörtes Kirchenwunder unter seinen Augen vollzog, zumal auch er ein guter Bekannter des Einsiedlers war? — Uns erscheint solch systematischer, kühner Betrug durch einfache ländliche Seelsorger eingerichtet und durch 20 Jahre fortgeführt, als eine furchtbare Anklage, nicht gegen einzelne Individuen, sondern gegen die ganze unsittliche, gründlich verdorbene, und in

Jedem, der ihr verfiel, verderbende Werkheiligkeit der mittelalterlichen Kirche. Bruder Klaus aber ließ, wie wir sehen, die Täuschung mit Bauernschlauheit geschehen, er fühlte sich offenbar entschuldigt, weil er in Wahrheit eine ungewöhnliche Enthaltsamkeit übte, und weil er selbst niemals die völlige Entsagung in Worten behauptete oder den Fragenden bejahte. Daß er sein Gewissen dadurch gewahrt meinte, das gab ihm die Möglichkeit, im Frieden alt zu werden und seinem Lande durch guten Rath wohlzuthun.

Der ungelehrte Landmann aus Unterwalden, welcher in die Wildniß gezogen war, um dort ganz seinem Gott zu leben, vermochte sich doch nicht der Herrschaft seiner Klerisei zu entziehen, und gerade er wurde von ihr zu einem großen Beispiel der Werkheiligkeit gemacht. Aber in der nächsten Generation der Deutschen fühlte der Sohn eines andern Landmannes zornig den Schaden, welchen die Werkheiligkeit seiner Seele brachte, und dieser trat in offenen Kampf mit dem herrschenden System der Kirche. Erst die Reformation, welche den Schwerpunkt des Glaubens in das Gewissen verlegte und den Menschen zwang, selbstthätig und allein vor Gott über alle Gedanken und Thaten Rechenschaft zu geben, erhob den Christusglauben wieder zu einer Macht, welche stark genug war, die Sittlichkeit der Nation zu bessern. An der Freiheit und Ehrlichkeit, welche dadurch jedem Einzelnen möglich wurde, an der neuen Wissenschaft, Bildung und Schule, dem neuen humanen Recht und Staat, welche aus dem Protestantismus heraufwuchsen, haben seitdem die Katholiken ihren Antheil, wie die Protestanten. Luther irrte, wenn er in dem Bruder Klaus einen polemischen Bundesgenossen gegen das Papstthum sah, aber er, der Sieger über die alte Kirche, hatte doch Recht, einige Sympathie für einen Vorgänger zu empfinden, der sich peinigte und büßte und mit dem Teufel kämpfte, ähnlich wie er selbst, der aber als ungelehrter Laie nicht, wie Bruder Ulrich annahm, über

den Jordan kam, sondern gerade da ein Opfer kirchlicher Zwecke und Gehilfe eines Betrugs wurde, wo er mit der größten Selbstpeinigung nach einem reinen Verhältniß zu seinem Gotte rang.

Die Tragödie von Thorn im J. 1724.

(Im n. Reich 1872, Nr. 26.)

Es war das ungewöhnliche Schicksal Westpreußens, des deutschen Colonistenlandes am unteren Lauf der Weichsel, daß es in den fünf ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens an der Blüthe und dem Verderb zweier großer Staatswesen, denen es zugehörte, vollgemessenen Antheil erhielt. Im 13. Jahrhundert von Brüdern des deutschen Ordens besiedelt, im 14. aufblühende Landschaft des mächtigen Ordensstaates Preußen, rang es im 15. feindlich gegen den verfallenden Orden und wurde mit gutem Willen der deutschen Einwohner conföderirtes Land der polnischen Krone. Und wieder im 16. Jahrhundert rascher Fortschritt und Gedeihen unter polnischer Herrschaft, im 17. zuerst eine nicht unkräftige Dauer, dann allmähliche Abnahme, im 18. trauriger Verfall. Erst 1772 trat die Landschaft in feste staatliche Verbindung mit dem deutschen Mutterland.

Gern erinnerten Thorner Gelehrte des vorigen Jahrhunderts daran, daß das erste Gebäude der Stadt ein Blockhaus gewesen sei, welches deutsche Ordensbrüder um 1229 in den Gipfel einer großen Eiche gezimmert hatten. Man bezeichnete auch die Stätte, wo der Baum und die älteste Veste gestanden hatten, gegenüber von Alt-Nessau, von dort sei die Stadt der Ueberschwemmungen wegen höher stromaufwärts verlegt worden. Die Gründung der deutschen Colonisten wuchs zugleich mit dem deutschen Orden kräftig empor. Als die oberste der Colonien am Weichselstrom war sie Grenz-

veste gegen Großpolen; sie organisirte sich aus zwei Anlagen der Altstadt und Neustadt, welche 1454 zu einem Stadtwesen verbunden und durch eine starke Ringmauer gegen die polnische Ebene abgeschlossen wurden. Ein lebhafter Grenzverkehr schuf Wohlstand, die Stadt war Mitglied der Hansa und sandte ihre beladenen Koggen damals stromab in die See.

In ihren Mauern wurde 1466 der verhängnißvolle Vertrag geschlossen, welcher Westpreußen an Polen überließ, seitdem war sie eine der drei großen Städte des polnischen Preußens. Die Reformation und die Anfänge der Renaissancebildung fanden in der wohlhabenden Bürgerschaft eine günstige Stätte. Der neue Glaube verbreitete sich aus ihr über die polnische Nachbarschaft, ihre lateinische Schule gewann Ruf, sie lehrte auch Söhne des polnischen Adels. Seit 1594 wurde ihre Schule als St. Marien-Gymnasium besser eingerichtet, durch gelehrte Schulmänner aus Deutschland geleitet. Wie denn überhaupt die Periode von 1466 bis circa 1600, bis zur Herrschaft der Jesuiten in Polen eine sehr merkwürdige, noch nicht genügend gewürdigte Glanzperiode in der Colonisation der Weichsellandschaften ist. Damals war unter Deutschen und Polen auf der gemeinsamen Grundlage der lateinischen Bildung und des jungen Protestantismus ein frischer Aufschwung, trotz gelegentlichem Zusammenstoß der Nationalitäten ein kräftiges Gedeihen, ähnlich wie zur Zeit Carl's IV. in Böhmen. Den Bürgern wurde das Leben leicht, jede Arbeit lohnend. Die Weichsel und Ostsee waren damals noch sehr fischreich, das polnische Getreide und Vieh sehr billig, für die Kunst des Handwerkers, für alle Handelswaaren ein fast unermeßliches Gebiet. Es kam vor, daß im Tauschhandel ein Paar Schuhe nicht um drei Scheffel Roggen zu kaufen waren, und daß eine ganze Last Roggen für eine Tonne Heringe gegeben wurde. Mit stolzem Selbstgefühl behauptete der deutsche Bürger seine Privilegien gegen den kleinen polnischen Landadel, die Könige wußten wohl, was ihnen die Steuerkraft und

Intelligenz der Städter werth war, und erwiesen ihre Neigung durch Bestätigung alter Stadtprivilegien. Aber diese Zeit des Gedeihens, die glücklichste Periode Polens, hat keinen Geschichtschreiber gefunden; bei den Polen nicht, weil dieser Zeitraum, wo sie durch die protestantisch-deutsche Schule gezogen wurden, ihnen seit ihrem Rückfall unter die Herrschaft der alten Kirche unverständlich wurde; bei den Deutschen nicht, weil jene Cultur des polnischen Staates unter ihren Schmerzen und Leiden verging.

Auch während Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg verwüstet war, hatte Westpreußen mehr Gewinn als Schaden. Zwar störte der Einbruch Gustav Adolph's — auch gegen Thorn versuchte 1629 Wrangel einen Handstreich, welcher abgeschlagen wurde —: aber das deutsche Element wurde durch eine große Anzahl von Flüchtlingen verstärkt, welche nicht nur Arbeitskraft, auch Kapital in das Land brachten. So lebte ein Herzog von Liegnitz-Brieg mehrere Jahre in Thorn, ein zugewanderter Bürger, Krives, hinterließ 1639 ein Vermögen von 264,000 Gld., im Verhältniß zu damaligen Getreidepreisen mehr als jetzt eine Million, und wies davon Legate von mehr als 50,000 Gld. der Stadt zu.

Erst nach dem westphälischen Frieden minderte sich das Glück der Stadt; im Jahre 1655 nahm König Karl Gustav von Schweden Thorn ohne Belagerung ein, aber drei Jahre darauf mußten die Schweden die Stadt nach tapferer Vertheidigung wieder an Johann Casimir von Polen abgeben und 1660 wurde durch den Frieden von Oliva Thorn mit Westpreußen der Krone Polen zurückgegeben. Solche Kriegsstörungen vermochte die Stadt bei ihrer unübertrefflichen Lage wohl zu überwinden, aber der innere Friede war geschwunden.

Schon 1593 waren die Jesuiten eingezogen, der Bischof von Kulm hatte ihnen schon damals das Recht eingeräumt, ein Collegium zu gründen. Sie hatten zuerst gegen die Stadt durchgesetzt, die Johanniskirche und die dazu gehörige Schule

zu erhalten, dort hatten sie das Collegium eingerichtet, in welchem sie nach bewährter Methode die Jugend des polnischen Adels zu Fanatikern heranzogen. Mit ihrer Hilfe entrissen die Benedictiner-Nonnen auf Grund eines Diploms ohne Siegel und Unterschrift aus der Ordenszeit die Jacobskirche und einige Häuser in der Nähe den Lutherischen. Seitdem arbeitete in der Stadt selbst ein Gegensatz wischen den Confessionen, von denen die evangelische die große Majorität der Bürger und die ganze städtische Verwaltung umfaßte, die katholische eine zahlreiche Geistlichkeit, drei Ordensklöster und die zugewanderten Polen, eine verhältnißmäßig kleine Zahl Deutscher. Aber bei dem confessionellen Hader und den Angriffen der Polen auf die Privilegien der Stadt waren Rath und Bürgerschaft jetzt auf eine Abwehr beschränkt, welche immer hoffnungsloser wurde, je siegesfroher die Jesuitenpartei sich im Lande gegen die Ketzer ausbreitete.

Doch erschien im Jahre 1700 die Stadt dem Besucher immer noch als eine der ansehnlichsten in Preußen. Sie lag von thurmreicher Mauer umgeben, auch die Altstadt von der Neustadt noch durch die alte Binnenmauer mit Thürmen und Graben gesondert. In der Altstadt standen längs den Hauptstraßen hohe steinerne Giebelhäuser, bis vier und mehr Stock hoch, unter den spitzen Giebeldächern mehrere Böden übereinander für Getreide und Waaren. Die hohen Dächer, mehr als 60 Befestigungsthürme, die starken Mauern waren auf der Landseite mit neueren Festungswerken umschlossen, auf der Stromseite führte die 1700 Ellen lange Brücke über eine Weichselinsel an das entgegengesetzte Ufer, sie war in Kriegszeiten der erste Verlust und ihre Wiederherstellung eine Hauptsorge der Stadt. Frei mitten in dem geräumigen Häuserring lag das altstädtische Rathhaus, es war 1602 nach dem Muster des Amsterdamer erbaut, Fensterköpfe, Thüren, Estriche von kostbarem Stein, darin Marmortische und Wandgemälde, die eichenen Thüren mit Elfenbein ausgelegt. Auf der Südseite

des Altmarktes erhob sich der Artushof, oder „die Gilde“ mit zwei Thürmchen und einem hohen schöngemalten Giebel, es war das alte Cumpanhaus der ritterlichen Brüderschaft von St. Georg, welche 1310 vom Hochmeister Siegfried v. Feuchtwangen gestiftet sein wollte, und noch 1593 ihr ritterliches Kröllstechen auf dem Altmarkt gehalten hatte, damals waren zwei von den Geschlechtern mit den Speeren siebzehnmal gegen einander geritten. Die Stadt rühmte sich eines alten schiefen Thurmes wie Pisa, nur daß er kleiner und in Wahrheit krumm war, und man erzählte eine Sage von seiner Erbauung. Gern wurde das Geburtshaus und Grabmal des Nicolaus Kopernikus gezeigt, welcher 1473 zu Thorn geboren, in der St. Johanniskirche beigesetzt war. In dem schönen Bibliothekgebäude, welches durch den Bürgermeister Heinrich Stroband, den Bauherrn des Rathhauses, einen großartigen Mann, im Jahr 1594 zugleich mit dem lutherischen Gymnasium ausgebaut wurde, waren unter Bilderschmuck im großen Saal die Bücher und allerlei Curiositäten aufgestellt, darunter ein Bund uralte Schreibtafeln von schwarzem Wachs, zwölf Blätter, jedes von Fingerdicke. Auf zwei solchen Tafeln sollten zwei Briefe Cicero's geschrieben sein, aber die Buchstaben waren durch Alter so zerstört, daß man sie nicht mehr gut lesen konnte. An die Bibliothek stieß die Rathsdruckerei, hell und wohl eingerichtet, den Jesuiten ein Dorn im Auge, weil dort die lutherischen Geistlichen ihre Streitschriften drucken ließen. Die letzte Kirche, welche die Protestanten in der inneren Stadt noch behaupteten, war die Marienkirche. Solche fehlte selten einer preußischen Stadt, denn die Jungfrau war die Landesheilige von Preußen, die Beschützerin der Seefahrt und der Fischerei im Ostmeere.

Aber mit dem Jahrhundert der Aufklärung kam unaufhaltsames Verderben über die Stadt. Im Jahre 1703 wurde Thorn fünf Monate lang von König Karl XII. von Schweden belagert. Eine schwedische Bombe steckte das schöne Rathhaus

in Brand und zerstörte den größten Theil, viele andere stattliche Häuser wurden zerschlagen, die Weichselbrücke verbrannt: nach der Einnahme sprengte der König vier Rondele, Mauerthürme und ein Stück Mauer, und ließ die Stadt in Asche und Elend zurück; noch viele Jahre nachher lagen die Steinhaufen in wüster Unordnung. Denn der Belagerung folgten bis 1717 alljährliche Durchzüge und Einquartierung von schwedischen, sächsischen, polnischen Truppen, Vexationen und Pressuren, Contributionen und Excesse der wilden Kriegsvölker. Die große Pest, welche 1708 und 1710 das flache Land an der Weichsel von Menschen leerte, raffte zu Thorn im ersten Jahre 4000, im zweiten 1700 Menschen dahin, viele der Wohlhabenden flohen nach Danzig und in das „brandenburgische" Ostpreußen, unter die Zurückgebliebenen hatte sich fremdes Gesindel gesetzt, auch die ärmeren Bürger der Stadt wurden mißvergnügt und aufsätzig.

Damals trugen sich die Jesuiten überall mit großen Plänen; am Rhein, in Wien hatten sie einen neuen rücksichtslosen Feldzug gegen die Evangelischen begonnen, der Kurprinz von Sachsen war katholisch geworden, in Warschau waren sie inmitten der Unordnung des verfallenden Staates die souveränen Herrscher. Auch in Thorn meinten sie jetzt die Zeit gekommen, wo den Lutherischen die letzte deutsche Kirche entrissen werden könnte. Ein Straßenlärm wurde ihnen die willkommene Handhabe dafür.

Am 16. Juli 1724, einem Sonntage, hielten die Benedictiner-Nonnen auf dem Kirchhof St. Jacob in der Neustadt eine feierliche Prozession, einige lutherische Knaben, welche außerhalb des Kirchhofes standen, sahen über die Mauer zu, wie berichtet wird, mit entblößten Köpfen. Auf diese fuhr ein polnischer Student aus dem Jesuitencollegium ein und forderte, daß sie auf die Knie fallen sollten. Der Kaufmann David Heyder, welcher gegenüber dem Kirchhof wohnte, trat mit bedecktem Haupt vor seine Thür, der Pole warf mit Steinen

nach ihm. Nach geendigter Prozession setzten die Studenten des Jesuitencollegiums den Lärm fort, sie packten Vorübergehende an und ohrfeigten einen Laufburschen. Der Kaufmann Heyder sprang zu, sich des Knaben anzunehmen, da griffen ihn die Polen, schlugen ihn blutig und schleppten ihn nach dem Kirchhof. Vorübergehende Bürger mischten sich ein, die Studenten warfen mit Steinen und versuchten ihre Säbel zu gebrauchen, die Bürger aber entrissen dennoch den Heyder ihren Händen, der Fleischer Karwise entwand einem polnischen Studenten seinen Säbel. Endlich kam die Garnisonwache aus dem Jacobsthor herzu und arretirte den Studenten, welcher den Lärm angefangen hatte. Die Bürger gingen zu dem Stadtpräsidenten Rößner und forderten Schutz gegen die Schüler des Jesuitencollegiums, der Präsident zeigte dem Rector der Jesuiten Kasimir Eichowsky den Vorfall an und begehrte billige Genugthuung für die Bürger, der Rector aber bestand vor Allem auf Loslassung des arretirten Studenten. So verging der Sonntag. Am nächsten Morgen wurde die Verhandlung mit dem Rector fortgesetzt, der Präsident erbot sich den Polen frei zu geben, wenn der Rector diesen in Gegenwart der beleidigten Bürger nach Verdienst strafen lasse. Der Rector verweigerte die Gegenwart der Bürger; da die Städter aber voraussetzten, daß dem Polen in diesem Fall keinerlei Strafe werden würde, wollten sie in die Entlassung des Studenten nicht willigen. Wieder liefen die polnischen Studenten zusammen, verfolgten den Kaufmann Heyder mit bloßen Säbeln und drohten das Haus zu stürmen, wenn ihnen der Arrestant nicht herausgegeben würde. Da wurde dieser doch losgelassen. Jetzt aber verlangten die Polen Genugthuung für den Schimpf, der ihnen durch den Arrest eines Genossen zugefügt wäre, einer von ihnen betrug sich in dem Hause des Präsidenten gegen diesen selbst ungebührlich und wurde in die Stadtwache geführt. Jetzt schickten sich die polnischen Studenten an, den neuen Gefangenen mit Gewalt

zu entledigen, und als sie einen deutschen Gymnasiasten von der Marienschule im Schlafrock vor seinem Hause stehen sahen, ergriffen sie ihn, zogen ihn in das nahe Haus eines Schneiders, um ihn daselbst zu prügeln; und als der Schneider, ein Katholik, die Execution bei sich nicht zulassen wollte, führten sie ihn in ihre Schule, steckten ihn an einen unsauberen Ort und bedräuten ihn mit dem Tode. Die Jesuitenberichte stellen dies in Abrede, der Gymnasiast sei höflich abgeführt und gut behandelt worden.

Der Präsident sandte wieder zum Pater Rector und hielt um Entlassung des Gymnasiasten an, der Rector antwortete er wisse nicht, was in der Schule vorgehe, zumal gerade Ernteferien seien, doch könne der Deutsche nicht eher loskommen, als bis der Pole frei wäre. Unterdeß hatte sich das Volk der Straße vor dem Jesuitercollegium und auf dem Johanniskirchhofe gesammelt, die polnischen Studenten fielen mit gezogenen Säbeln aus, wurden aber von dem Volk und der königlichen Wache zurückgedrängt, die Soldaten besetzten die Thür der Schule und des Jesuitercollegiums. Der Stadtpräsident sandte den Rathssecretär zum Pater Rector und ließ diesen versichern, er werde den polnischen Studenten sogleich freilassen, wenn nur der deutsche Gymnasiast losgegeben werde.

Unterdeß war der Abend herangekommen, der Straßentumult wurde ärger, die polnischen Studenten aus den Fenstern der Schule und das Volk auf der Straße fuhren fort einander mit Steinen zu werfen, die Studenten fingen an aus den Fenstern zu schießen, vergebens rief der Vicepräsident der Stadt, Zernecke, in das Getümmel: „Kinder, bedenkt was ihr thut, bedenkt die arme Stadt!“ Die Gesellen, welche ihren blauen Montag feierten, liefen aus den Schenken, mischten sich unter das Volk, die wüthende Menge fiel in die Schule, schlug die Fenster ein, zertrümmerte die Möbel, drang auf den Gang welcher die Schule mit dem Collegium verband, auch in dies

Gebäude und nöthigte den Pater Rector, den deutschen Gymnasiasten loszugeben — der polnische Student war bereits vorher freigelassen. — Aber selbst diese Erledigung vermochte den Lärm nur auf kurze Zeit zu stillen, Steinwürfe von der Straße und Schüsse aus dem Collegium hörten nicht auf, an der Thür des Jesuitercollegiums versuchten Soldaten der Garnison mit aufgestecktem Bajonnet die Menge abzuhalten, aber die Soldaten wurden zurückgeworfen, einer der Vertheidiger — es ist unsicher, ob ein Soldat oder Jesuit — wurde durch den Zimmermann Gutbrodt in die linke Schulter gehauen, außerdem in die Seite gestochen und zerprügelt, das Gitter, die Thüren und Fensterladen des Collegiums wurden gesprengt, das zerhauene Holzwerk auf die Straße geschleppt und — wie die Jesuiten, wahrscheinlich mit Grund, behaupteten, die Evangelischen aber leugneten — wurden auch Heiligenbilder in die Flamme geworfen. Von 6 Uhr Abends bis um Mitternacht dauerte der Tumult, bis endlich die Garnison und die versammelten Bürger die Straßen leerten. In den Berichten der Jesuiten und in dem Decret des Warschauer Assessorialgerichts wird die schwere Verwundung des Soldaten — welche die strafwürdigste That in dem Tumult sein würde — nicht erwähnt, dagegen eine Beschädigung des Pater Rector und zweier Jesuiten, darunter eine schwere Verwundung, als durch „Obductionszettel“ erwiesen, angenommen.

Der Stadtpräsident hatte beim Beginn des Tumultes den Stadtcapitän beordert, mit der gesammten Mannschaft auszurücken und das Volk zu zerstreuen; der Bürgerwache aber fehlte Muth und Kraft, sie postirte sich hinter den Pöbel und sah zu. Dieser Tumult hatte — abgesehen von jener Verwundung entweder eines Soldaten oder eines Jesuiten — keine andere schwere Verletzung verursacht, als daß Einer aus dem Volk durch die Backen geschossen worden war. Außerdem wurde nur ein Hund getroffen. Aber in der Schule und dem Collegium der Jesuiten war verwüstet. Durch die Nacht

5*

blieb das Collegium mit Soldaten besetzt, der Stadtpräsident ließ am nächsten Morgen die Thore schließen und nach den Führern im Tumult fahnden. Mehrere Leute wurden verhaftet, aber einer und der andere von denen, welche sich am schuldigsten fühlten, war aus der Stadt entwichen. Die Untersuchung wurde ohne allen Zweifel lau geführt, die verhafteten Bürger wurden für unschuldig befunden und entlassen. Der Stadtpräsident hatte an den beiden Tagen der Unordnung, soweit wir ersehen, vielleicht nicht die volle Energie eines kräftigen Mannes erwiesen, weder am ersten Tage gegen die Jesuitenschüler, noch am zweiten gegen den Pöbel, ein amtliches Unrecht hatte er sich nicht zu Schulden kommen lassen. Ob in seiner Macht gelegen hätte, die Anstifter des Tumults zu ermitteln und zu bestrafen, vermögen wir nicht zu erkennen. Es scheint, daß die Jesuiten überhaupt nicht als Kläger oder Zeugen auftraten.

Der Tumult war zwar größer gewesen als ein gewöhnlicher Straßenlärm, aber es war in Thorn durchaus nicht unerhört, daß polnische Edelleute mit den Bürgern zusammenstießen, Säbel und Pistolen gebrauchten, Häuser zu stürmen suchten und dafür von der Stadt entweder eingesteckt und gerichtet oder aus zwingenden Rücksichten freigelassen wurden. Vollends damals hatten Verwilderung der ärmeren Einwohner, wachsender Uebermuth der Jesuitenschüler und Hetzen der Pfaffen so viel Groll und Zündstoff gesammelt, daß ein scharfes Zusammenstoßen der Gegensätze keineswegs auffallend war. Die Bürger betrachteten offenbar im Anfange den ganzen Handel an sich als wenig erheblich.

Die Jesuiten aber eilten nach Warschau zu klagen und erwirkten die Absendung einer königlichen Commission nach Thorn. Die Garnison wurde durch einige Compagnien Kronpruppen verstärkt, am 16. September hielten acht und zwanzig Commissarien ihren Einzug. Den beiden Bürgermeistern Rößner und Zernecke ward Hausarrest auferlegt, protestantische

Prediger wurden unter Anklage gestellt, achtzig Evangelische wurden in Ketten und Banden geschlagen, in die Gefängnisse gesetzt und nach der Schwere ihres Vergehens in drei Klassen getheilt. Mit den Untersuchungsacten reisten die Commissare nach Warschau zurück, dort hatte sich im October der Reichstag versammelt, die Sache wurde an das Assessorialgericht verwiesen und in Gegenwart von mehr als vierzig Deputirten aus dem Senat und der Landbotenstube verhandelt. In einer der letzten Sitzungen trat der Kronjesuit, Provinzial in Polen, auf eine Bank und hielt eine flammende Rede, in welcher er das hohe Gericht im Interesse des polnischen Reiches und der Religion bat, zur Sühne für die verbrannten Heiligenbilder den Lutherischen die Marienkirche zu nehmen, das Gymnasium der Stadt zu schließen, in welchem Professoren aus Berlin, Hamburg, Leipzig und anderen sehr schlimmen Oertern lehrten, die Bibliothek den Jesuiten zu übergeben, die Prädikanten und Professoren zu vertreiben und der heiligen Jungfrau Maria eine völlige Satisfaction zu verschaffen, als Geistliche dürsteten sie nicht nach Blut, aber Juden und Heiden dürften nur gemahnt, Ketzer müßten gezwungen werden, die Republik dürfe auch nicht besorgen, daß deshalb politische Schwierigkeiten entstehen würden, die verbrannten Heiligenbilder der heiligen Xaver, Casimir und Stanislaus würden ihr Vaterland zu schützen vermögen.

Darauf wurde ein Urtheil gefällt, wie es nur der Grimm von Priestern und der Haß gegen Deutsche eingeben konnte, der Stadtpräsident Rößner und der Vicepräsident Zernecke sollten enthauptet werden, der erstere, weil er durch Verhaftung eines polnischen Studenten Veranlassung zum Tumult gegeben, weil er denselben nicht gehörig gestillt und ungestraft gelassen habe, der andere, weil er dem Tumult aus dem Fenster zugesehen, ja sogar befohlen habe, daß die Soldaten und Bürger auf die Studenten Feuer geben sollten, und weil er das Feuer vor seinem Hause, in dem die Bilder verbrannt worden waren,

erst am Ende des Tumultes habe auslöschen lassen. Das Vermögen des Rößner sollte confiscirt und der Stadt übergeben werden, welche ihrerseits die klagenden Jesuiten für deren Verluste sofort zu entschädigen habe, wenn das Geld nicht ausreiche, durch Stadtgüter. Zu diesem Schadenersatz sollten die katholischen Bürger nichts contribuiren. Die Urheber des Tumults — es wurden zwölf bezeichnet — sollten am Leben gestraft werden; Marienkirche, Gymnasium, Bibliothekgebäude sollten den Bernhardinern übergeben, zwei protestantische Prediger sollten für infam erklärt und geächtet, ihre Schriften verbrannt werden. Für die übrigen an dem Tumult Betheiligten Geldstrafen und Gefängniß, außerdem sollte künftig die Hälfte des Raths, der Schöppen, der Sechzigmänner, der Stadtsoldaten und alle Officiere derselben katholisch sein. Die Thorn'sche Buchdruckerei sollte unter bischöfliche Censur gestellt, das evangelische Gymnasium irgendwohin außerhalb der Stadt verlegt werden.

Das furchtbare Decret war erlassen, die Thorner hofften noch, daß wenigstens die Ausführung der Todesurtheile durch fremde Intervention und durch die Commissare selbst beschränkt werden würde. Aber weder Geld, das doch sonst im polnischen Rechtsverfahren eine große Rolle spielte, vermochte zu helfen, noch das Mitleid einzelner Commissare, welche, wie berichtet wird, zuletzt selbst Milderung für Einzelne beantragten. Der Vorsitzende der Commission, Fürst Lubomirsky, galt seit alter Zeit für einen Feind der Stadt, und hoffte, wie die Thorner behaupteten, durch strenge Ausführung des Decrets die Gnade der Jungfrau und Stärkung seiner blöden Augen zu erwerben; die Herrschaft, welche die frommen Väter über die Commission ausübten, war eine absolute.

Zur Ausführung des Decretes gehörte nach polnischem Brauch, daß vor der Execution noch sechs Zeugen die Schuld der Angeklagten eidlich versicherten. Das war freilich nur Form, die falschen Eide waren bei den polnischen Gerichten

so alltäglich und die Individuen, welche dazu bereit waren, so häufig, wie etwa jetzt in dem englischen Ostindien. Vollends die Jesuiten hatten gar keine Bestechung nöthig, um von dem zugelaufenen polnischen Volk so viel Eide zu erhalten, als ihnen nützlich waren. Den fanatisirten Gläubigen dünkte jeder Eid, der den Ketzern schadete, als eine gute That, zumal ihnen im vorliegenden Fall eingeschärft war, daß der Papst ohnedies die Ketzer für alle Ewigkeit verdammt habe. Als die Commissare den Pater Rector der Jesuiten aufforderten zu schwören, befreite er sich von dem unbequemen Eide dadurch, daß er sagte: „ecclesia non sitit sanguinem“ und auf eine wiederholte Aufforderung schwieg, worauf die Commissare einen anderen Ordensbruder aufriefen, den Kellermeister, einen Trunkenbold, welcher sofort auf die Knie fiel und den geforderten Schwur leistete. Die übrigen Zeugen waren nach Behauptung der Lutherischen elende Landläufer, von denen einer und der andere am Tage des Tumultes gar nicht in der Stadt gewesen wäre.

Von den Verurtheilten war nach Behauptung der Thorner nur der Zimmergeselle Gutbrodt bei dem Tumult thätiger Theilnehmer gewesen, von den anderen kein einziger. Einer der Hingerichteten, der Schuhmacher Wunsch, soll damals gerade am Podagra niedergelegen haben, und als das Weib, welches gegen ihn ausgesagt hatte, nachträglich zu den Jesuiten kam und erklärte, daß sie sich wohl versehen und einen andern für den Wunsch gehalten haben könnte, da wurde ihr von den Patres geantwortet, man würde ihrethalben das Decret nicht ändern und keine neue Commission abordnen.

Der Vicepräsident Jacob Zernecke, ein „feiner“ Mann, der eine Chronik seiner Stadt verfaßt, ihre Pestleiden und Belagerungen beschrieben hatte, gewann die Fürsprache des umwohnenden Adels, ihm wurde durch Gnade des Königs in Polen, August des Starken, Kurfürsten von Sachsen, die Todesstrafe erlassen. Der erste Präsident, Johann Gottfried Rößner

wurde am 7. Dezember 1724 vor dem alten Rathhause auf rothem Tuch mit dem Schwert gerichtet. Es war das ergraute Haupt eines 66-jährigen Mannes, der seiner Stadt und der Krone Polen durch vierzig Jahre redlich gedient hatte, welches unter dem Streiche fiel. Nach ihm wurden fünf Bürger enthauptet, vier anderen zuerst die Hand, dann das Haupt abgeschlagen, ihre Körper verbrannt. Jener Fleischer Karwise, der dem polnischen Studenten den Säbel weggenommen hatte, wurde vorher geviertheilt. Karwise und der Knopfmacher Becker starben am muthigsten, dem Gutbrodt hatte in der Nacht nach Mittheilung des Todesurtheils geträumt, er sei bei Jesus im Himmel zu Gast gewesen und dort mit Blumen bestreut worden Die Execution war ungeschickt und auch für damalige Zeit ungewöhnlich barbarisch, dem Karwise riß der Henker das Herz aus dem Leibe, schlug es ihm um den Mund und rief zum Volke: „Seht da ein lutherisch Herz!" Der Kaufmann Heyder, der zum Tode verurtheilt war, weil er dem polnischen Schüler für Steinwürfe und Säbelhiebe eine Ohrfeige gegeben hatte, löste sich von der Todesstrafe, indem er katholisch wurde. Die Uebrigen widerstanden den Bekehrungsversuchen, welche ihnen die Lebensrettung verhießen.

Sogleich nach der Execution wurde die Marienkirche von einigen Fähnlein polnischer Husaren und Panzerreiter berannt, die Schlüssel mußten ausgeliefert werden, die Bernhardiner Mönche nahmen die Kirche in Besitz, den nächsten Tag ward sie mit Tedeum laudamus und der großen Messe eingeweiht, der Jesuit Wieruszewsky hielt die Festpredigt. Auch alles Uebrige wurde im Sinne des Decretes eifrig ausgeführt, Knechte, Jungen, Handwerksburschen wurden öffentlich gepeitscht, viele Leute zu Gefängniß und Geldstrafe verurtheilt, sogar der polnische Henker erhielt dreißig Hiebe, weil er bestialisch und betrunken gewesen war. Die Jesuiten forderten 35,000 polnische Gulden für den erlittenen Schaden, sie er-

hielten von der Commission 22,000 bewilligt, 8000 baar und zwei Stadtgüter als Pfand, die Evangelischen behaupteten, der zugefügte Schade sei mit 1000 Gulden reichlich bezahlt. Die Commission kostete der Stadt sehr viel Geld, die Dissidenten wurden außerdem durch starke Einquartierung gestraft. Als die polnischen Truppen endlich am 18. December abzogen, machten sie noch Miene, die Stadt zu plündern, was durch den Woiwoden von Kulm verhindert wurde. So war Alles erfüllt, die Lutherischen verloren ihre letzte Kirche in der Stadt, sie hielten fortan den Gottesdienst in ihrem Gildenhause, von einem Theil der Strafgelder wurde der Jungfrau Maria in der Stadt eine alabasterne Ehrensäule errichtet. Sie ward erst nach der preußischen Occupation beseitigt.

Die wilde Rachsucht dieser Execution wurde überall im protestantischen Europa als ein beunruhigender Act des religiösen Fanatismus aufgefaßt. Nicht am wenigsten empörte die heuchlerische Sanftmuth, welche der Pater Provinzial der Jesuiten und der Rector des Collegiums zu Thorn während des Processes in Worten zur Schau trugen, denn daß sie die ganze Tragödie leiteten und gerade dieses Ende wollten, war aus den Vertheidigungsschriften der Jesuiten deutlich zu erkennen. In Deutschland wurde die Bewegung des Publikums nach Zeitgebrauch in einer Fluth von Broschüren sichtbar. Vergebens suchte die Partei der Jesuiten dagegen aufzukommen, ihre Polemik hatte aufgehört furchtbar zu sein, sie waren der Schule von Wolf und Thomasius nicht mehr gewachsen, auch war diesmal ihre Sache zu schlecht. Es war kein Zufall, daß in Berlin Ambrosius Haude sich als einer der eifrigsten Verleger der Klageschriften rührte, neben ihm waren die Danziger, Breslauer, Hamburger, Leipziger thätig. Mehrere Gespräche im Reiche der Todten erschienen, von Faßmann und seinen Nachahmern als Entrevuen des enthaupteten Rößner mit Martin Luther, mit Johann Diaz, mit Ignaz Loyola. Bis in das Jahr 1726 flatterten die Flugschriften und ver-

mehrten die Aufregung des stillen Geschlechtes, welches unter der Herrschaft zahlreicher Souveräne sonst so sehr gewöhnt war, den Lauf der Welt mit gleichmüthigem Kopfschütteln zu betrachten. Diesmal rührte sich eine zornige Bewegung größer, als sie seit Menschengedenken gewesen war, in den Stuben der Handwerker, in den Hörsälen der Universitäten, auf den Kanzeln, in den Schlössern des Adels und in den Gemächern der Fürsten. Nicht allein in Deutschland. Die fremden Zeitungen versicherten, daß alle dasigen Protestanten erzitterten und daß große Bewegungen im Volke zu spüren seien, die Holländer schlugen, wie ihr Brauch war, eine Medaille, auf der einen Seite das traurige Thorn, auf der anderen Seite den Scharfrichter, wie er einen Delinquenten enthauptet.

Natürlich wurde in Westpreußen der harte Schlag, welcher die Landsleute getroffen hatte, am tiefsten gefühlt, die Städte fürchteten für ihre Freiheiten, die Dissidenten für ihren Glauben. Zumal in Danzig erreichte die Aufregung einen hohen Grad und es half nicht, daß der Rath durch den Trompeter öffentlich ausrufen ließ, jeder solle sich des Raisonnements enthalten. Die deutschen Colonisten der Umgegend flüchteten mit ihrer Habe nach der Stadt, Danzig verstärkte seine Garnison auf 4000 Mann, dankte in der Stille seine katholischen Soldaten ab, besetzte die Grenze des Stadtgebietes und mühte sich durch Zahlung einer großen Summe eine ihm drohende militärische Execution abzuwenden.

Auch die Cabinette Europas wurden in Thätigkeit gesetzt. Wie selbstsüchtig und gewissenlos die Regierungen jener Zeit auch waren, das Brutale des Urtheils und dies dreiste Vorgehen der Jesuitenpartei machten doch betroffen. Herzliche und ernsthafte Theilnahme bewies nur ein Fürst, König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. In tiefer Entrüstung über das Bluturtheil schrieb er schon am 28. November 1724 an den König von Polen. Es lohnt das Schreiben nach dem lateinischen Text in seinen Hauptsätzen mitzutheilen, darnach

lautet es wie folgt: „Ew. Majestät können Wir das bittere Leidwesen nicht verbergen, womit Uns das Urtheil erfüllt hat, welches gegen die Bürger von Thorn wegen eines Stadttumultes gefället worden. Dies Urtheil konnte Uns nicht anders als sehr schmerzlich sein, weil durch dasselbe unter dem Vorwand christlicher Frömmigkeit gegen Unsere Glaubensgenossen mit Feuer und Schwert procedirt wird, ihre Schulen vernichtet, endlich die Rechte der Stadt zum größten Schaden der evangelischen Bürger verletzt werden. Wenn die Stadt Thorn gegen Ew. Majestät und die Republik öffentlich rebelliret oder sonst der ärgsten Verbrechen sich schuldig gemacht hätte, so könnte gewiß kein schärferes Urtheil über dieselbe gefällt werden. Da es sich aber bloß und allein um die Bestrafung eines Tumultes handelt, der von dem niedrigsten Pöbel wider etliche unbedeutende Jesuiten erregt und von diesen selbst gewissermaßen gemehrt und fortgesetzt wurde, so ermessen Ew. Majestät leicht, daß die Härte der Strafe ganz und gar nicht dem begangenen Verbrechen entspricht, und daß wegen der Unvernunft Weniger nicht so viele Unschuldige getödtet und die Stadt selbst verwüstet werden dürfe. Alle unparteiische Beurtheiler müssen glauben, was auch durch vielfache Anzeichen bei diesem Handel zu Tage kam, daß das schreckliche Decret gegen die evangelischen Bürger nicht durch Liebe zum Recht, sondern vielmehr durch die schlechten Künste der Jesuiten und ihren unversöhnlichen Haß gegen unsere Religion verursacht worden und daß ihnen die Gelegenheit besonders geeignet erschienen ist, nicht nur die evangelischen Thorner um ihre Privilegien zu betrügen, sondern auch wo möglich durch Tödtung auszutilgen. Aber Ew. Majestät wohlbekannte Milde kann dies ungerechte und unerträgliche Urtheil keineswegs billigen und nicht dulden, daß Ihr Ruhm, der durch so viele glänzende Thaten erworben ist, durch das Hinschlachten unglücklicher Bürger verdunkelt und verringert werde. Deshalb vertrösten Wir Uns der Zuversicht, daß Ew. Majestät

das erste Urtheil verwerfen und diesen Handel vor ein Gericht verweisen werden, dessen Richter friedliebend und aus beiden Confessionen gewählt sind. — Ew. Majestät können nicht unliebsam vermerken, daß Wir für Bürger, welche Unsere Glaubensgenossen sind, intercediren, wie die Pflicht eines guten Fürsten fordert. Wir durften dies um so weniger vernachlässigen, je mehr Wir schon durch den Vertrag von Oliva verpflichtet sind, mit beständiger Sorgfalt darauf zu achten, daß die Rechte der Thorner und des ganzen polnischen Preußens unverletzt und beschirmt erhalten werden. Eine ähnliche Eidestreue erwarten Wir von den Fürsten, welche beschworen haben, daß sie allen Rath und Sorge anwenden wollen, den Vertrag von Oliva in Kraft zu erhalten".

Mit gleichem Eifer schrieb König Friedrich Wilhelm am 2. December an die Cabinette zu London, Kopenhagen, Stockholm, er fügte seinem dringenden Ersuchen, durch eine expresse Gesandtschaft nach Polen sich der bedrängten Thorner und der Dissidenten anzunehmen, die Worte hinzu: „Ich meinerseits bin bereit und willig und erkenne mich in meinem Gewissen verpflichtet, Ew. Majestät in Allem, was Sie für gut und nützlich achten werden, treulich beizutreten und es an nichts erwinden zu lassen, was in meinem Vermögen beruht".

Der nächste Bescheid darauf kam aus Polen, es war die Nachricht von der beschleunigten Execution in Thorn. Zum zweitenmal schrieb König Friedrich Wilhelm am 9. Januar an den König von Polen und an die protestantischen Mächte und forderte jetzt wenigstens Schutz für Kirche und Schule der Evangelischen und Aufrechterhaltung des Friedens von Oliva. Aus den protestantischen Cabinetten kamen zustimmende Antworten, nach Warschau wurden Vorstellungen abgesandt; sogar Czaar Peter erwies sich entrüstet, diese That zeige, was die Polen für eine barbarische Nation seien, auch er insinuirte dem König und dem Reichstag nachdrückliche Vorstellungen zu Gunsten der Dissidenten, er war freilich nicht nur durch

seine Politik, auch durch seine Stellung zu den Bekennern griechischen Glaubens betheiligt, dem König versprach er gemeinsame Maßregeln mit den protestantischen Mächten. Sogar zu Wien, dem Hauptwaffenplatz der deutschen Jesuiten, äußerte man sich unzufrieden, weil diese neue Verwickelung die große Angelegenheit des kaiserlichen Hofes, die Verhandlungen über die Nachfolge Maria Theresias durchkreuzen könnte. Der englische Gesandte Finch zu Regensburg hielt vor den evangelischen Gesandten eine vortreffliche Rede, welche weitere Schritte Großbritanniens in Aussicht stellte, es begann ein starkes Schreiben von Pro Memorias, ein Reisen und Verhandeln der Gesandten. Aber eine wirksame Intervention der unkatholischen Mächte erfolgte nicht. Zuerst hinderte der Tod Czaar Peter des Großen, weil dadurch die Politik Rußlands unsicher wurde, demnächst überraschte eine zweite Kriegsthat der Jesuiten, die spanisch-östreichische Allianz. Als König Friedrich Wilhelm dagegen den Vertrag von Hannover vom 3. December unterzeichnete, war ihm ein wichtiges Motiv des Zutritts, daß darein die Forderung aufgenommen wurde: alle seit dem Frieden von Oliva den Unkatholischen in Polen entrissenen Kirchen müssen zurückgegeben werden. Aber Frankreich wußte durchzusetzen, daß die Thorner Sache in einen besonderen geheimen Artikel geschoben und die Rückforderung der bereits eingezogenen protestantischen Kirchen aufgegeben wurde. Es waren derselben freilich mehrere tausend. Und die Affaire von Thorn wurde allmählich unter neuen kraftlosen Händeln und Intriguen der Cabinette und unter neuen treulosen Allianzen begraben.

Die Jesuiten behielten zunächst Recht. In Thorn war fortan ihre Herrschaft gesichert, die Geranten des Friedens von Oliva begannen keinen Krieg mit Polen. Und doch war es in Polen wie überall das Schicksal dieser klugen Priester, falsch zu rechnen, und durch die Nichtswürdigkeit ihrer politischen Moral, der Sache, welche sie zu der ihren gemacht

hatten, Untergang zu bringen. Sie, und nur sie haben durch die unablässige Arbeit von zwei Jahrhunderten Polen, den Staat eines Volkes von edlen Anlagen zu dem nichtsnutzigsten, zu dem feilsten und verächtlichsten Staat der Christenheit gemacht. Die Hinrichtungen in Thorn haben mehr als ein anderes einzelnes Symptom die Barbarei und Gemeinschädlichkeit eines Gemeinwesens, welches durch religiösen Fanatismus geleitet wird, erwiesen.

Die Aufregung von 1724 wirkte in der nächsten Generation nach, das Publikum war seitdem überzeugt, daß in Polen Zustände herrschten, welche in grellem Widerspruch zu den Anforderungen einer neuen Humanität standen. Es kam der Tag, wo diese Ueberzeugung der Deutschen dem Unwesen jenseits der Grenze ein Ende bereiten half. Friedrich der Große war ein Knabe von zwölf Jahren, als die Bürger von Thorn enthauptet wurden, und man kann zweifeln, ob ihn damals das Unrecht, welches den Protestanten geschehen war, so sehr beschäftigte, als die dadurch erregte düstere Stimmung des Königs und die Ausbrüche des königlichen Grimmes, welche in den Gemächern der Königin den Tagesfrieden störten. Daß aber die Eindrücke seiner Kinderjahre untilgbar in ihm fortwirkten, dürfen wir bei seiner Persönlichkeit für sicher halten. Gern erklären wir die politischen Handlungen moderner Menschen aus ihren verständigen Reflexionen, weniger leicht wird uns die Herleitung ihrer Handlungen aus gemüthlichen Motiven. Aber wie dem jungen König die üble Behandlung seines Vaters durch Oestreich in der Seele lag, als er zum Kriege wegen Schlesien auszog, so war auch noch in dem Herzen des bejahrten Mannes eine empfindliche Stelle, in welcher ein anderer Schmerz seines Vaters und der Groll über erfolglose Hilfsversuche begraben lag. Und er fühlte, daß er eine gute Vergeltung übte, als er durch Instruction vom 22. September 1772 die Grenzen gegen Thorn so weit als möglich an die Stadt ausdehnte und im nächsten

Jahre die Besitzungen des Jesuitencollegiums im Kulmer Land einzog.

So haben auch die Ereignisse von Thorn nachgewirkt, und was die Zeitgenossen eine Tragödie nannten, das waren nur die Acte eines geschichtlichen Dramas, zu welchem die Sühne und Befreiung erst in den nächsten Generationen gefunden wurde.

Ist diese Befreiung aber in Wahrheit gefunden? Die Provinz Preußen rüstet sich, in diesen Wochen das hundertjährige Jubiläum ihrer Einverleibung in den preußischen Staat zu feiern. Und wahrlich, kaum für einen Landestheil, der jetzt zum deutschen Reiche gehört, war das letzte Jahrhundert unserer Geschichte so reich an Gewinn und an Garantien eines dauernden Gedeihens als für dies vielgeprüfte Land. Aber der Streit religiöser Intoleranz gegen die Culturinteressen des Landes ist dort noch heut nicht beendigt, wieder arbeitet eine jesuitische Partei mit fanatischem Eifer die Bevölkerung sich zu unterwerfen und dem Staatsinteresse zu entfremden. Es sind gegenwärtig nicht die Evangelischen, welche sie mit ihrem schärfsten Hasse verfolgt, sondern Bekenner ihres eigenen Glaubens. Aber der Haß ist derselbe geblieben und die Mittel, welche angewendet werden, ihn zu befriedigen, sind nicht wesentlich geändert. Nur die Macht des Staates, in welchem die alten Verderber wieder ihr Wesen treiben, ist eine größere geworden. Darum ist es nicht unnütz, gerade jetzt an die vergangenen Zustände zu erinnern, damit Katholiken und Protestanten, Deutsche und Polen sich des Gewinnes bewußt werden, welchen der preußische Staat ihnen über alles Andere gebracht hat: Freiheit im Glauben und Toleranz in Religionssachen.

Römische Geschichte von Theodor Mommsen.

(Grenzboten 1865, Nr. 15.)

Von dem großen Werke ist jetzt der erste Band in vierter Auflage erschienen, gegen die erste Auflage um die Hälfte erweitert. Die freudige Aufnahme, die das Werk vor zehn Jahren gefunden, ist auch den späteren Auflagen entgegengekommen. Der Verfasser hat an demselben während einer erstaunenswerthen Thätigkeit auf andern Gebieten der Alterthumswissenschaft in der Stille fortgearbeitet, viele specielle Untersuchungen desselben — über Inschriften, Münzen, Zeitrechnung, über römische Geschlechter, über Recht der Familien und der Gemeinden, über römische Staatsverfassung sind vielleicht durch seine Geschichte veranlaßt und den späteren Bearbeitungen zu gute gekommen. Die Persönlichkeit des Verfassers ist in diesem Jahrzehnt auch dem größeren Publikum werth geworden, er ist uns einer der großen Gelehrten unserer Nation, auf deren Besitz wir mit Recht stolz sind. Seine ungewöhnlich organisirte Kraft ist in ganz besonderer Weise geeignet, die Augen der Zeitgenossen auf ihn zu richten. Er gehört zu den bevorzugten Naturen, deren Scharfblick und Divinationsgabe fast wunderbar, deren Kenntnisse erstaunlich, deren Arbeitskraft fast schrankenlos erscheint.

Als Historiker ist Herr Mommsen ein Repräsentant der neuen Zeit, welche von ihren Geschichtschreibern warmen Antheil an den Interessen der Gegenwart, ein Herz, fest in Lieb und Haß und eine Bildung fordert, welche über den Kreis des gelehrten Faches hinausreicht. Unter den Philologen ist er ein ausgezeichneter Vertreter der neuen Richtung, welche außer den Autoren des Alterthums reichlich und sorgfältig andere Quellen auszubeuten versteht. Er hat in Italien jahrelang Inschriften gesammelt, die schöne Sammlung der neapolitanischen Inschriften, die Herausgabe der schweizerischen waren Vorgänger des großen Sammelwerkes der römischen

Inscriptionen, welches durch die Akademie der Wissenschaften in Berlin veranlaßt wurde, und dessen Mittelpunkt er geworden ist. Diese weitläufige Arbeit, die damit verbundenen Reisen in die Länder Europas, welche dieser Sammlung reichere Ausbeute verheißen, haben ihm die Schöpferkraft nicht beeinträchtigt, welche fast auf jedem Gebiet der römischen Alterthümer eine umgestaltende Thätigkeit erweist. Seine Werke über das römische Münzwesen, über römische Chronologie, über die ältere Staatsverfassung der Republik haben sowohl kritisch als construirend diese Disciplinen umgestaltet, auch die Gegner sind gezwungen, sich unablässig mit seinen Resultaten zu beschäftigen.

Sein Werk ist Gemeingut der Gebildeten geworden. Wer hat sich nicht an der geistvollen Darstellung und schönen Weise erfreut, in welcher er Wesen und Eigenheit der alten Bauern Latiums darstellt, aus ihren Zuständen die Anfänge Roms construirt und das originale Leben dieser Hauptstadt der italienischen Bundesgenossen in Familienleben und Sitte, in Religion und Recht, in Handel und Ackerbau, in Schrift, Maß und Gewicht, in Litteratur und Kunst, in der Staatsverfassung und in politischem Schicksal, vom Beginn der historischen Zeit darlegt? Vielfach besprochen ist auch die kurze Energie, mit welcher er die historischen Sagen der Königszeit weggeworfen hat: sogar die Namen der sieben römischen Könige wird man aus seinem Buche schwerlich zusammen bringen. Wenn es gut war, einmal diese erfundene Geschichte da gänzlich abzuschaffen, wo sie sich seit zwei Jahrtausenden ohne Recht gelagert hat, so wäre doch sehr dankenswerth, wenn Mommsen dieselbe in einem spätern Abschnitte des Werkes kritisch behandeln wollte, sei es an der Stelle, wo er die Methode der römischen Geschichtschreiber darlegt, oder wo er von dem Aussterben der Patricierfamilien und dem Werthe ihrer Geschlechtstraditionen spricht. Denn auch diese Sagenbildung ist charakteristisch für das römische Wesen.

Einige der Sagen sind wahrscheinlich bewußte heraldische oder politische Fälschung, andere sind offenbar alte Gentilsagen, wie die der Valerier, Fabier, Horatier, noch andere sind überkommenes Erbe der Stadt, Localtraditionen, darunter hier und da sicher eine historische Erinnerung, nur daß diese für uns nicht von der erfundenen Zuthat zu lösen ist. Niemand ist mehr dazu geeignet, Lehrreiches über Entstehung und Umbildung dieser Ueberlieferungen zu berichten, als der Verfasser.

Fast in jedem wichtigen Punkte der römischen Geschichte hat die Arbeit Mommsens entweder zuerst eine neue Auffassung eingeführt, oder von Andern gewonnene Resultate neu hineingearbeitet. Nur an einige dieser Resultate soll hier erinnert werden. Rom ist ihm ein Importmarkt und Grenzschutz der italischen Bauergemeinden gegen die Etrusker, unter einem Zusatz von nahe verwandtem Sabinerblut sehr allmälig aus der Landschaft entwickelt. Die Verfassung der römischen Gemeinde, welche wir bis zu den Anfängen der Republik zurück verfolgen können, vermag im Laufe der Jahre den Uebergang aus einer Stadtverfassung zu der Verfassung eines Großstaates nicht aus sich zu entwickeln. Schon als man den Kampf zwischen den privilegirten Vollbürgern und den Plebejern durch Einrichtung des Tribunats zu zeitweiligem Abschluß bringt, legt man den Keim des Untergangs in das Staatsleben der aufblühenden Stadt. Je weiter die Wucht und ausdauernde Kraft der römischen Bundesgenossenschaft sich räumlich ausbreitet, desto mißlicher wird der jährliche Wechsel der Magistrate in Rom, desto bedenklicher die Familienfactionen und Volksbeschlüsse einer Stadt, welche jetzt berufen ist, die meisten Länder des Mittelmeeres zu beherrschen. Ein großer Theil der Mißerfolge und innern Gefahren, welche Rom mehr als einmal an den Rand des Unterganges bringen, stammt aus diesen innern Widersprüchen. Doch so lange die Urkraft des Bodens vorhält, das harte, zähe Geschlecht der

alten freien italischen Bauern, werden die Gebrechen der Staatsverfassung immer wieder durch die tüchtige Volkskraft gut gemacht.

Als nach der furchtbaren Verwüstung Italiens im zweiten punischen Kriege dies kostbare Material sehr verringert ist, als der Raub aus reichen Ländern in Rom zusammengehäuft wird, als das käufliche, städtische Proletariat einer Anzahl reicher und privilegirter Familien gegenübersteht und durch Bestechung in ihren Dienst gezogen wird, schwinden die festen Grundlagen der römischen Republik, der Boden wird hohl unter den Staatsmännern, welche als Plantagenbesitzer durch ihre Sklavenheerden den römischen Acker bauen und welche die Herrschaft der Stadt über fremde Nationen schamlos benutzen, sich und ihre Parteigenossen zu bereichern. Durch das erste Triumvirat kommt die innere Fäulniß des Staatswesens zu Tage, die Zeit tritt ein, wo nur die völlige Umwandlung der Verfassung und der Staatseinrichtungen retten kann, und solche Umwandlung ist nicht möglich ohne das Genie und das Principat eines Einzelnen. Die Art, in welcher Mommsen diese unläugbaren Thatsachen ausführt und begründet, ist vielleicht das größte Verdienst seines genialen Werkes.

Es ist bemerkenswerth, daß grade einige Stellen der römischen Geschichte, in denen die originale Auffassung Mommsens am großartigsten die Zustände und Personen begreift, am meisten Opposition gefunden haben. Zuweilen weil sie hergebrachten Anschauungen zuwiderläuft, welche Bildungsstoff unseres Jugendunterrichts geworden sind. Denn auch in der Philologie giebt es eine conservative Fraction, welche sich zum großen Theil aus unsren Pädagogen recrutirt. Ungern sieht der Lehrer Anschauungen und Erzählungen, welche seit Jahrhunderten Theile des Jugendunterrichts waren, ihrer alten Autorität entkleidet. Nicht nur die Anecdoten der römischen Sagenzeit hört er traurig mit Nichtachtung behandelt, auch die herkömmliche Beurtheilung der Charaktere und Partei-

zwecke liegt ihm am Herzen. Noch immer wird der Mordversuch und die verbrannte Hand des Mucius Scävola als Beispiel heroischer Menschenkraft berichtet, noch immer sind Brutus und Cassius staunenswerthe Männer, welche das Ungeheuere für die Freiheit thun, und Cäsar der herrschsüchtige Tyrann. Noch immer wird der beschränkte Pompejus nach den Erfolgen seiner Jugend geschätzt, und ganz unerträglich ist ihnen die Verurtheilung des politischen Charakters an Cicero. Es kann für diese conservative Richtung, welche man auch bei gewissenhaften Lehrern wahrnimmt, manches Entschuldigende gesagt werden. Es ist durchaus nicht nur Schlendrian in überkommenen Vorstellungen, es ist in der That ein Interesse der Schule, welche sie vertreten. Ohne Zweifel ist wünschenswerth, daß dem Gemüth der Schüler die alte Zeit zuerst durch charakteristische Anekdoten, welche in fesselnden Beispielen hohe Menschenkraft zeigen, vermittelt werde; die Phantasie sowohl als der Verehrungstrieb der Jugend fordern Gestalten, denen sie sich bewundernd hingeben können. Curtius, welcher für das Vaterland in den Abgrund springt, der alte Brutus, der seine Söhne richtet, sind heroische Beispiele für eine Lebenszeit, in welcher man Liebe und Haß freigebig austheilt, und in welcher das Auge für die Farbennüancen zwischen schwarz und weiß noch ungeübt ist. Es ist allerdings unbequem, Jünglingen, welche, wie jetzt noch Brauch ist, jahrelang mit dem Stil des großen Redners und Philosophen Cicero gefüttert werden, offen zu erklären, daß der politische Charakter dieses Mannes keineswegs hoch stehe. Und doch ist nicht zu läugnen, daß eine männliche Betrachtung der Charaktere jener alten Zeit, ob sie der Geschichte oder Sage angehören, den Musterwerth der meisten für unsere Bildung verringert.

Nirgend vielleicht wird dieser Unterschied in der Auffassung bemerkbarer, als vor der Gruppe von Charakteren, welche im letzten Jahrhundert der Republik gegen Cäsar stehn. Die traditionelle Beurtheilung und die Erkenntniß der Gegen-

wart treten hier in schneidenden Gegensatz, und dieser Gegensatz wird dadurch noch lebhafter, weil der Urtheilende leicht Zuneigung oder Abneigung gegen den modernen Cäsarismus in sein Urtheil hereinträgt. Uns erscheint das abfällige Urtheil Mommsens über die Gegner Cäsars: Cato, Cicero, Pompejus, in der Sache ebenso wohl begründet als seine warme Anerkennung der genialen Menschenkraft, welche den zerfallenden Staat am Rande des Abgrundes auf neue Grundlagen stellte, deren Werth für die Entwickelung des Menschengeschlechts von der nächsten Generation ab durch mehrhundertjährige Dauer erwiesen werden sollte. Was kümmert es den Geschichtschreiber, wenn der moderne Cäsarismus in jenen vergangenen Zuständen Vertheidigungsgründe für sein eigenes System sucht? Was damals die höchste Berechtigung hatte, mag heut mit bestem Grunde als unberechtigt verurtheilt werden. Es giebt keine trostlosere Aufgabe als Aehnlichkeit zwischen der Zeit Julius Cäsars und der Zeit Napoleons des Dritten aufzufinden. Im Alterthum die verdorbene Aristokratie einer herrschenden Stadt, welcher die unlösbare Aufgabe geworden war, aus sich selbst und der zerrütteten Verfassung einer großen Commune die Organisation eines Weltreichs zu entwickeln; in unserer Zeit die aufblühende Kraft einer großen Völkerfamilie, welche das Geheimniß bereits gefunden hat, die Staaten unter gesetzlicher Herbeiziehung der Intelligenz selbstkräftig und nach eigenen Lebensbedingungen zu verjüngen. Im Alterthum die Grundanschauung, daß der Mensch an sich ein friedloses und wehrloses Object sei und nur durch politische Vorrechte, als Bürger, das Recht einer selbständigen Existenz erhalte, in unserer Zeit das Bestreben, Menschennatur, auch die des kleinsten Mannes, des Fremden, hoch und edel zu fassen. — Zur Zeit der absterbenden Republik war die Herrschaft des Einen über den Erdkreis und das daraus für ihn hervorgehende Interesse, alle seine Untergebenen in gedeihlicher Lage zu erhalten, ein hoher Cultur-

fortschritt, welcher den Krieg der Völker, Stämme, Städte bändigte, und das Individuum allmälig heraufhob. Mit Recht hat der ehrgeizige und starke Charakter welcher in solcher Zeit durchsetzt, Herr der Welt zu werden, Anspruch auf unsere Sympathien, denn sein Egoismus hat die höchste Berechtigung. Er ist Träger der besten weltgeschichtlichen Ideen, er ist auch in unserem Sinne Werkzeug der Gottheit. Wie sehr seine Person mit Schwächen und mit nicht zu rechtfertigenden Thaten belastet sei, es ist grade für das freiste Urtheil unmöglich, seine Person ohne Liebe, seine Erfolge ohne warmen Antheil zu betrachten. Und es ist auch maßvollem und gerechtem Urtheil unmöglich, von den Personen seiner Gegner den Schatten wegzuwischen, in den sein besseres Recht unvermeidlich stellt.

So lange es Geschichtschreiber gegeben hat, und so lange es Männer geben wird, welche nicht die traurige Kunst gelernt haben, bei Darstellung menschlicher Natur auf das zu verzichten, was allein die richtige Schilderung von Charakteren möglich macht, auf Liebe zu menschlichem Fortschritt, so lange werden solche Gestalten einer rücksichtsvollen und warmen Behandlung durch die dankbare Nachwelt sicher sein, und kleines Urtheil über sie wird auf den Urheber zurückfallen. Dergleichen Charaktere sind für die neue Geschichte Luther, Friedrich der Große, Cromwell und Wilhelm der Oranier, aber Napoleon der Erste nur in einer kurzen Zeit seines politischen Lebens. Wenn deshalb ein Gegner Mommsens (K. Peter in der Einleitung zu seiner Geschichte Roms) gegen dessen Auffassung Cäsars und, wie er annimmt, auch der Kaiserzeit, polemisirt, so verurtheilt er, wie uns scheint, dadurch seine eigene Auffassung stärker als ein wohlwollender Beurtheiler seines eigenen Werkes zu thun im Stande wäre. Die specifisch römischen Tugenden der Republik wurden nicht durch Cäsar und seine Nachfolger unterdrückt, sondern Cäsar und die Kaiser, die guten wie die schlechten, wurden deshalb

möglich und nöthig, weil der Gemeinsinn des römischen Volkes bereits verloren, sein politischer Charakter tief verderbt war, weil die römische Freiheit ein elendes Possenspiel in den Händen von Intriguanten und räuberischen Fractionen geworden, weil die letzten Grundlagen jeder staatlichen Existenz, Sicherheit und Wohlstand der Millionen Kleinen in Frage gestellt war. Die Nichtswürdigkeit der römischen Zustände, schon lange vor Cäsar ein Unglück Italiens, Verderb der Provinzen, wurde dadurch nicht besser, daß die Parteien immer noch römische Tugend und Freiheit der Republik im Munde führten. Wer sich durch solche Phrasen täuschen läßt, wer das politische Thun des Cicero, Cato, Brutus nach den Stilübungen beurtheilt, welche sie selbst anstellten, oder welche über sie geschrieben wurden, dem ist der große Strom des antiken Lebens nicht so durchsichtig, als wir einem Geschichtschreiber wünschen.

In den Sachen hat Theodor Mommsen gegen solche Gegner, welche ihn selbst einer Vorliebe für den Cäsarismus beschuldigen, durchaus Recht, und er soll von der sichern Höhe, auf welcher er steht, mit Ruhe dergleichen Ausstellungen ihrem Schicksal überlassen. Dagegen ist nicht zu läugnen, daß er im Ausdruck seines Urtheils zuweilen eine Schärfe zeigt, welche wohl einmal zum Widerspruch reizen kann. In seiner energischen Weise, die Personen zu besprechen, ist, wo er mißbilligt, Eifer und sittlicher Unwille zuweilen lebhafter ausgedrückt, als dem behaglichen Leser mit der majestätischen Würde des Geschichtschreibers verträglich erscheint. Es wäre vergebliche Mühe eines Kritikers, gegen diese Eigenheit durch artige Vorstellung anzukämpfen, denn sie ist innig verbunden mit dem gesammten Schaffen des bedeutenden Mannes, in welchem ein klarer und sicher abwägender Geist von den Schwingungen eines leidenschaftlich bewegten Gemüthes durchzuckt wird. Wäre er anders, er wäre wahrscheinlich nicht immer so völlig und so warm; und wir Andern werden uns bescheiden müssen, mit

einem Lächeln oder einem leisen Seufzer zuzusehn, wie dieser Tell unserer Alterthumswissenschaft hier und da auf scharfem Felsgrate einer kühnen Behauptung dahin schreitet. Den Boden unter seinem Fuß verliert er doch nicht.

Der erste Band seines Werkes reicht bis zum Ende des dritten macedonischen Krieges, die neue Auflage der beiden nächsten Theile, welche bis zur Dictatur Cäsars führen, wird voraussichtlich in kurzer Frist folgen. Von Cäsar rechnet Mommsen den Beginn monarchischer Herrschaft in dem römischen Staat. Die Kämpfe, welche Cäsars Ermordung folgten, die Veränderung und Fortsetzung seiner Pläne durch den vorsichtigen Octavianus, eine lange Reihe römischer Kaisergestalten würden eine Zahl weiterer Bände füllen. Die Kaisergeschichte darf man von ihm mit Wärme fordern, obgleich er mit großer Arbeit fast übermäßig beladen sein mag. Alle seine Leistungen, die Richtung seines wissenschaftlichen Geistes, seine ganze Persönlichkeit befähigen ihn vor allen Andern zu dieser Geschichte. Tief empfindet man den Mangel eines solchen Werkes, welches die letzten fünf oder sechs Jahrhunderte des Alterthums im Sinne unserer Bildung erfaßt und aus der Menge neu entdeckter Quellen öde Steppenräume unseres historischen Wissens mit grünem Leben schmückt. Was Mommsen in solcher Arbeit für unsere Erkenntniß jener geheimnißvollen Jahrhunderte schaffen würde, in denen der Germane zum Erben des Römers heraufwuchs, das vermag Schreiber dieser Zeilen nicht abzuschätzen. Doch darf man muthmaßen, wie er einige Seiten dieses historischen Dramas betrachten würde. Er hat in der Periode, wo sich die römische Kraft aus den Ackerschollen Latiums erhob, Rom gefaßt als die Blüthe der stammverwandten mittelitalischen Völkerschaften, und er hat dargestellt, wie das römische Wesen und die römische Republik aus der Bundesgenossenschaft italischer Gemeinden unter der strengen monarchischen Führung der Hügelstadt zur gebietenden Macht Europas emporwuchs. Die Geschichte des römischen

Kaiserstaats ist nicht mehr eine Geschichte Roms und der Nachkommen alter Lateiner und Samniter. Denn wenige Jahrzehnte nach der Schlacht bei Actium ist die große Mehrzahl der Bürger, die große Mehrzahl der Soldaten nicht mehr italischen Ursprungs, die Mehrzahl der Senatoren, bald sogar die Kaiser selbst sind Provinzialen, deren Großväter vielleicht noch gegen römische Legionen gekämpft haben. Ja Rom ist die große Prägstätte geworden, auf welcher unaufhörlich Fremde vom Indus und vom Guadalquivir mit römischem Stempel und Namen versehen werden, als Freigelassene, Adoptirte, Bürger. Schon hundert Jahre nach Augustus sind die großen Familien der Republik verdorben und fast ausgerottet. Schon der große Geschichtschreiber Tacitus vermag schwerlich noch seine Abstammung von dem zähen vielästigen Holz der patricischen Cornelier nachzuweisen, der spätere Kaiser Tacitus rühmt sich gar nicht mehr altitalischen Ursprungs, nur daß der Geschichtschreiber unter seinen Ahnen sei. Das Römerthum ist untergegangen, aber seine Resultate: Sprache, Litteratur, Recht, Heeresordnung, Staatsverfassung formen unablässig Millionen Fremde zu Neurömern um. Und diese Resultate des römischen Lebens treten in die engste Bundesgenossenschaft mit anderen Volkswesen des Alterthums, mit semitischer, hellenischer, ägyptischer, celtischer und afrikanischer Art und Volkskraft. Durch dieses Zusammenwirken entsteht der große Culturstaat der alten Welt. Immer neue Völker werden in diese Culturbewegung hineingezogen und fördern den Proceß der Umformung und der Neubildung, bis zuletzt das Barbarenthum, zumal der Germanen, im westlichen Rom so massenhaft etablirt ist, daß es die alten Staatsformen, die aus dem Ende der Römerzeit überkommen sind, zerstört.

In dieser Universalmonarchie des Alterthums haben lange die Persönlichkeiten der Kaiser vorzugsweise den Geschichtschreiber beschäftigt, Tugenden und Laster dieser Repräsentanten des Staats, der Anekdotenkram ihrer Höfe, bestimmte

das Urtheil über Werth und Unwerth ihrer Regierungen. Erst in dem großen Werke Gibbons ist die Kaisergeschichte zu einer Geschichte des antiken Staates geworden, so weit die mangelhaften Detailuntersuchungen seiner Zeit dies gestatteten. Und doch liegt für diese Jahrhunderte das Hauptinteresse keineswegs in den Charakteren der Kaiser, den Entleibungen der Senatoren und den Scandalgeschichten der Höfe, sondern weit mehr in den stillen Fortschritten, welche Cultur und Behagen der Individuen durch Jahrhunderte selbst während arger Mißregierung machten. Denn die Kaiserzeit ist zugleich die Periode des Alterthums, wo alle die Millionen, welche an der alten Cultur einen Theil hatten, durch Jahrhunderte ein Glück des Daseins genossen, das in der Welt ganz neu war, den Segen der Civilisation, Frieden, strenges Recht, geordnete Staatsverhältnisse, eine bis dahin unerhörte Sicherheit des Lebens. Sie waren Schützlinge oder Bürger eines großen Staats geworden, sie hausten oder fuhren friedlich bis an das Ende ihrer Welt, viele Millionen Einzelne lebten ein thätiges und bescheidenes Dasein vom Euphrat bis zu den Säulen des Herkules, in besserem Behagen als in irgend einem Jahrhundert der Republik, in irgend einem früheren Jahrhundert des Menschengeschlechts. Der Werth des einzelnen Lebens war auch damals noch beträchtlich geringer als jetzt, und nicht jeder Lebende genoß den Vorzug, als Person betrachtet zu werden, um deren Recht und Gedeihen sich der Staat kümmerte; aber wie unvollständig das Gesetz ihn schützte, der Völkermord, der verwüstende Krieg der Nachbarstädte und Stämme hatte in dem großen Reiche aufgehört. Der Beamte des Kaisers drückte ihn, die Lasten waren hoch und die Bestechungen mochten zuweilen einen beträchtlichen Theil seines erworbenen Capitals in Anspruch nehmen, aber fast die ganze bekannte Erde war ein offenes Gebiet für seine Waaren, und Gelegenheit zu Erwerb war dem Thatkräftigen reichlich geboten. Während die Häupter, welche hoch aus der Menge

ragten, durch den Argwohn und die Habsucht der Herrschenden gefährdet wurden, während hoher Adel, hoher Sinn, ungewöhnlicher Reichthum in der Nähe des Hofes ihren Besitzern tödtliche Gefahren bereiteten, hatten auch lasterhafte Kaiser, so lange der Wahnsinn ihnen nicht das Urtheil ganz verderbte, dringende Veranlassung, in ihrem weiten Gebiet Gesetz, Ordnung, Sicherheit und Wohlstand der großen Menge zu fördern.

Und dies stille Gedeihen der Mehrzahl war auch für die späte Folgezeit nicht resultatlos. Daß der eingewanderte Handwerker in Paris und Köln hämmerte, daß der iberische Kaufmann auf seinen Frachtschiffen sicher von Gades nach Alexandrien fuhr, daß römische Landstraßen, Colonien, römische Sprache und römisches Recht von der Atlantis bis zum Pontus durch Jahrhunderte friedlich herrschten, diese Erfolge des römischen Kaiserreichs sind auch die Grundlagen geworden, auf denen die praktische Tüchtigkeit der neueren Völker den Riesenbau ihres Wohlstandes und ihrer Industrie errichten konnte. Für Handel und Verkehr der Nationen, für Handwerk und Erfindungen sind die Jahrhunderte von Octavianus bis Theodorich eine Zeit gewaltiger Fortbildung, der auch wir zahllose Einzelheiten verdanken, welche unser Leben erfüllen. Oft verdarben Gewaltthaten der Regierungen, Bedrückung, Münzverschlechterung zeitweise den Wohlstand ganzer Länderstrecken, zuletzt verwüsteten Schwärme barbarischer Krieger eine Provinz nach der andern. Aber die große Ausdehnung und die Bedeutung, welche Verkehr und Production in den ersten Jahrhunderten des Weltreiches erlangt hatten, bewahrten das weite Becken des Mittelmeers noch in der schlechtesten Zeit vor völligem Untergang des praktischen Erwerbes und der industriellen Thätigkeit. Lange nachdem die Kunst des Bildhauers verlernt hatte die reinen Formen griechischer Schönheit wiederzugeben, vervollkommneten sich die Handgriffe in den Werkstätten der Handarbeiter, welche dem Bedürfniß des täglichen Lebens dienten. Die Kraft des Wassers wurde grade

in der spätern Kaiserzeit für Maschinenarbeiten reichlicher benutzt, die Webstühle verfertigten die kunstvollsten Gewebe grade zu der Zeit, in welcher Attilas Krieger begehrlich auf die Fäden des Goldstoffes blickten. Der Einfluß, welchen die alte Cultur auf die einbrechenden Barbarenhaufen ausübte, ist vorzugsweise der intensiven Verbreitung antiker Industrie in den südlichen Ländern Europas zuzuschreiben, welche die Kaiserzeit möglich machte. Denn die emsige Arbeit der zahllosen Kleinen wurde durch die Völkerwanderung gestört und verringert, zu keiner Zeit ganz unmöglich gemacht. Die Culturpflanzen, Obstbäume, Gartenblumen Italiens wanderten in die Klostergärten deutscher Mönche und in die Hofgüter Karls des Großen. Die Töpfer, Tischler, Weber, Maurer, Steinmetzen, die Schreiber der Handschriften und die Händler mit den Wollstoffen Galliens und den Seidengeweben Kleinasiens saßen und zogen in den Wohnstätten der fremden Eroberer umher, unter Gothen, Langobarden, Franken. Wie groß der Rückschritt war, den einzelne Industriezweige machten, die Elemente ihrer Technik haben sich fast in jedem erhalten, und mit ihnen die Tüchtigkeit und die Bedürfnisse, denen sie dienten und welche sie erregten. So kam es, daß die praktische antike Bildung in unsre Zeit dauern konnte. Hätte kein Cäsar Gallien und Spanien unterworfen, hätten die Legionen römischer Kaiser nicht drei Jahrhunderte lang den einheitlich eingerichteten Culturstaat gegen den Anprall wilder Völkerwogen geschützt, hätten die Heerhaufen des Ariovist oder der Helvetier und Sequaner sich in dem jungen römischen Gebiet gelagert und die Alpenpässe überschritten, so wären die verdorbene Republik und das verödete Griechenland schon zu der Zeit, in welcher Christus in Galiläa lehrte, eine Beute fremder, gänzlich uncivilisirter Barbaren geworden, und die engen Culturkreise des damaligen Europa wären einer Zerstörung erlegen, welche späten Geschlechtern nur spärliche Früchte antiker Arbeit überliefert hätte. Das römische Kaiserreich hat

die antike Bildung der Menschheit gerettet, indem es alle Völker der bekannten Erde zwang, durch zwölf Generationen die Kraft seiner Legionen zu ehren, das geprägte Geld seiner Imperatoren zu nehmen und seine Gebote zu scheuen, — ja sich selbst als Zugehörige des großen römischen Weltreiches zu betrachten.

Daß auch für höhere Bildungskreise, für die Ausbreitung des Christenthums, für den großen Proceß der gemüthlichen Vertiefung des Menschengeschlechts, die Kaiserherrschaft und das Weltreich der Cäsaren Grundlage und Vorbedingung geworden, ist oft nachgewiesen. Einer Kaisergeschichte, welche Mommsen uns schriebe, würde freilich auch die Aufgabe zufallen, zu berichten, daß selbst der neue Idealismus der Christen, seit er in dem Staate nach Geltung rang, viel von der erhebenden Kraft verlor, welche wir den ersten verachteten Gemeinden der christlichen Märtyrer gern zuschreiben. Denn die herrschsüchtigen und schmarotzenden Bischöfe sind unter den vielen häßlichen Gestalten der römischen Höfe sicher nicht die schlechtesten, aber für unsere Empfindung die widerwärtigsten. Auch auf diesem Gebiet liegt die ganze Fülle des Segens, welche durch die Kaiserzeit dem Menschengeschlecht wurde, in der leisen Umwandlung und Erhebung der abertausend Kleinen, in der allmäligen Humanisirung des harten Egoismus, in der praktischen Bethätigung der christlichen Bruderliebe gegen Arme, Fremde, Sklaven, in der Besserung der Familienzucht, und vor allem in der neuen Bundesfreundschaft, welche den Bürger mit dem Barbaren vereinte, wenn beide ihr Haupt vor dem Zeichen des Gekreuzigten beugten.

Dieser unermeßliche Segen der Kaiserzeit für die Geschlechter der Erde wurde vorzugsweise dem Leben der Kleinen: an dem Kaisersitz und fast allem, was der Purpur verbrämte, nagte durch Jahrhunderte der Wurm des Verderbens. Mancher Kaiser wurde ruchlos und wahnsinnig und doch war seine Herrschaft ein Glück für Unzählige. Solche Zeit zu beschreiben

ist schwer, denn die Zerstörung auf den Höhen wird von den Zeitgenossen deutlich gesehen und berichtet, das stille Grün in den Thälern war ihnen selbstverständlich und überkommen. Uns aber in der Entfernung von anderthalb Jahrtausenden ist es nicht leicht sichtbar. Es gehört viel Wissen und ein scharfes Auge dazu, um von den Einzelheiten ein Bild zu geben, und nicht zuletzt gehört dazu ein ausdauerndes und freudiges Herz, welches unter dem Schutt und Trümmerhaufen die verwitterten Schriftzüge hervorzuholen weiß, in denen der einzelne kleine Mann mit dürftigen Worten berichtet, wie er lebte und was seine Ehre, sein Glück und Leiden war.

Darum wäre gut, wenn Hr. Theodor Mommsen die Geschichte der Kaiserzeit für uns schriebe. Seine römische Geschichte war die große Arbeit eines genialen Mannes, die Kaisergeschichte aber vermöchte unter den Zeitgenossen, welche wir kennen, Niemand so zur Freude und Ehre deutscher Wissenschaft zu schreiben, als gerade er.

Theodor Mommsen und sein römisches Staatsrecht.

(Im n. Reich 1872, Nr. 24.)

Es ist jetzt fast ein halbes Jahr, seit der erste Band des römischen Staatsrechts von Th. Mommsen erschienen ist, und noch vermissen wir eine eingehende Würdigung dieses Werkes aus den Kreisen der Fachgenossen. Hier liegt ein Buch vor von einem unserer besten Gelehrten, von der ersten bis zur letzten Seite eigene Forschung, in Vielem ein bahnbrechendes Werk, welches die Lehre vom römischen Staat zum ersten Mal systematisch zusammenfaßt, zum Theil auf neue Grundlagen stellt; und doch nehmen wir die neue Gabe so schweigsam auf. Es geschieht aber bei uns, die wir mit so

viel Selbstgefühl unsere wissenschaftliche Kritik betrachten, gar nicht selten, daß ein Epoche machendes Werk längere Zeit in dem Kreise der Fachgelehrten wirkt, ohne daß ihm eine ausführliche Recension zu Theil wird und ohne daß der große Kreis der Gebildeten auf andere Weise davon erfährt als gelegentlich durch die Ausbeute, welche von zweiter und dritter Hand vermittelt wird.

Und doch ist Mommsen einer von den Repräsentanten deutscher Wissenschaft, deren Thätigkeit auch Andere als Fachgenossen mit einem gewissen patriotischen Stolze betrachten. Sein Scharfsinn und seine Gestaltungskraft, die Energie im Gewinn der Resultate aus den mühsamsten Forschungen, der Umfang seines Wissens und eine fast beispiellose Arbeitskraft haben ihn auf einem weiten Gebiet der römischen Alterthumskunde zu einer Autorität ersten Ranges gemacht. Während ihm der größte Theil seiner Thätigkeit durch die Redaction des großen Corpus römischer Inschriften in Anspruch genommen wird, fallen fast jedes Jahr umfangreiche Untersuchungen wie Späne von den riesigen Balken, an denen dieser gute Zimmermann arbeitet. Nur in den letzten Jahren erschien seine große Ausgabe der Pandekten, jetzt das Staatsrecht, daneben eine Reihe werthvoller Abhandlungen, mehrere Ausgaben römischer Autoren aus den Handschriften, darunter Werke, die auch einem ansehnlichen Gelehrten als wichtigste Lebensaufgaben erscheinen würden.

In den Antheil, mit welchem die Zeitgenossen aus der Ferne eine so großartige Gelehrtenthätigkeit betrachten, mischt sich auch eine weiche Empfindung. So giebt sich ein Menschenleben in edler Weise aus durch endlose Arbeit: in das stille Arbeitszimmer dringt zuweilen ein freundlicher Ton von Beistimmung Mitstrebender, von Anerkennung Fernstehender, fast häufiger der Widerspruch abgeneigter Auffassungen. Was unablässig spannt und die Kraft immer neu belebt, ist die Freude des gelehrten Schaffens, die Arbeit an sich, die

Resultate für Andere. Aus jeder vollendeten Arbeit erheben sich neue Entwürfe, spärlich sind die Stunden, in denen sich der Geist eines vollendeten Werkes freut, immer größer wird der Kreis der Aufgaben, welche zu lösen sind, und unsicherer die Aussicht, mit Allem fertig zu werden, was der Arbeiter sich als ein zu erreichendes Ziel gesetzt hat.

Die große Sammlung der römischen Inschriften ist für Mommsen Veranlassung geworden, fast jedes Jahr eine wissenschaftliche Reise in das Ausland zu machen, wiederholt nach Italien, nach Frankreich, Ungarn und in die Provinzen des östreichischen Kaiserstaates. Fast von jeder dieser Reisen hat er noch andere schöne Ausbeute aus Bibliotheken und antiquarischen Sammlungen heimgebracht, er hat überall persönliche Verbindungen angeknüpft und ist für den internationalen Verkehr unserer Philologen einer der angesehensten Vermittler geworden. Und es ist eine Freude, zu sehen, mit welchem Eifer neue Forschungen und Funde, die irgendwo gemacht sind, durch ihn und seine Freunde mit dem Stand der deutschen Untersuchungen vereinbart werden. Bei so ausgedehnter Wirksamkeit Mommsen's war es nicht auffallend, daß der politische Haß der Franzosen auch gegen ihn und das Corpus der römischen Inschriften aufbäumte. Es war nach längeren Bemühungen von ihm durchgesetzt worden, daß die Inschriften aus Frankreich, als ein sehr wichtiger Bestandtheil der ungeheuren Inschriftenmasse, im Zusammenhange mit seinem Werke erscheinen sollten, und durch längere Jahre bestand ein freundliches Zusammenarbeiten mit den französischen Gelehrten. Seit dem Kriege haben dieselben in feindseliger Weise jede Verbindung mit dem Berliner Unternehmen abgebrochen, der Schade, welcher dadurch der Wissenschaft zugefügt wird, ist tief zu beklagen. Aber der Haß richtete sich nach der Weise dieses Volkes auch gegen die Person des Deutschen, den sie als einen Hauptrepräsentanten unserer Wissenschaft betrachten, und wie ein Chor von Sperlingen

schrieen die Journalisten der Pariser Presse gegen ihn. Der Humor dabei war, daß gerade da, wo sie beschuldigten, uns der sittliche Tact des Verklagten erfreute. Daß er einen Brief an Napoleon geschrieben hatte, in artiger Form, aber in dem Selbstgefühl eines unabhängigen Gelehrten, das war der Vorwurf, den sie auf ihn bringen wollten. Und doch ist die Veranlassung zu diesem Briefe in Paris so gut bekannt als bei uns. Als Kaiser Napoleon an dem ersten Band seiner Geschichte Cäsar's schrieb, fand er in dem Urtheil, welches Mommsen in seiner römischen Geschichte über den großen Staatsmann der Römer ausgesprochen hatte, so Vieles, was ihm von seinem Standpunkt gefiel, daß er bei einer Anwesenheit Mommsen's in Paris diesem den Wunsch ausdrücken ließ, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Mommsen wurde zu einem Diner eingeladen, dabei wie ein fremder Souverän zwischen Kaiser und Kaiserin placirt, und mit aller der achtungsvollen Artigkeit behandelt, welche dem Kaiser so gut zu Gebote stand. Ein gemeinsames Interesse waren damals die archäologischen Nachforschungen, welche der Kaiser über die Schlachtfelder Cäsar's in Gallien hatte anstellen lassen, Untersuchungen, welche, nebenbei bemerkt, nicht so große Resultate ergeben haben, als man damals hoffte. Als nun aber der erste Band des Cäsar erschienen und selbst die Erwartungen, welche man mit gutem Grund auf die französischen Vorarbeiten setzen konnte, nicht befriedigte, da that Mommsen, was in solchem Fall für einen vornehmen Mann selbstverständlich war, er dankte artig für die Uebersendung, aber er versagte der tendenziösen Arbeit des Kaisers jede Theilnahme und jede öffentliche Erwähnung. Nicht alle deutsche Gelehrte haben in diesem Fall die gleiche Haltung bewiesen.

Der vorliegende Band wird unsere Philologen durch seinen Inhalt und seine Methode überrascht haben. Nach früheren Untersuchungen Mommsen's, zumal in den „römischen Forschungen“, durfte man erwarten, daß er in dies systematische

Werk Einiges aus den Ergebnissen derselben, z. B. über Comitien, den Senat hineinarbeiten würde. Was aber hier geboten wird, ist durchweg neue Untersuchung. Auch die Methode der Darstellung ist eine an ihm ungewohnte, diese war allerdings durch die Form des Handbuches angegeben, welches die Aufgabe hatte, alle wichtigen Belegstellen unter dem Text mitzutheilen. Der kühne und entschlossene Forscher, welcher sonst aus dem Reichthum des Materials, das ihm zu Gebote steht, nur das wichtigste herausgreift und dem Leser gern überläßt, den gelehrten Apparat sich selbst herbeizuholen, und der da, wo er widerlegt, die Ansichten seiner Gegner mit kurzer, zuweilen scharfer Polemik abzufertigen pflegt, setzt hier vorsichtig Schritt für Schritt, die einzelnen Bausteine sauber zurichtend und ordnend, polemische Erörterungen fast ganz vermeidend, Alles in dem Bewußtsein, daß es zunächst darauf ankomme, einem neuen Gebäude regelrechten Grund zu legen. Auch nach dieser Rücksicht ist die Arbeit eine der reifsten und sorgfältigsten seines Lebens. Sie wird für das behandelte Gebiet Veranlassung zu zahlreichen neuen Detailforschungen werden, sie zwingt jeden unserer Philologen, zu den einzelnen Resultaten Stellung zu nehmen, sie wird über dunkle und vielbestrittene Punkte eine neue Polemik aufregen und dem Autor wird vielleicht die Differenz mit den Ansichten Anderer öfter entgegentreten als bei einem andern Werke; aber sie wird auch den Gegnern als eine ernste, strenge Arbeit imponiren, und sie wird dem Verfasser wenigstens den Lohn bereiten, daß sie auf lange Zeit die römischen Juristen und Philologen beschäftigt, und durch die Folgerungen, die sie selbst zieht und sie in Anderen hervorruft, die Wissenschaft dauerhaft fördert.

In dem vorliegenden Werk hat Mommsen mit Absicht vermieden, die geschichtliche Entwicklung des römischen Staates in den Vordergrund zu stellen; der Stoff ist nach der sachlichen Zusammengehörigkeit geordnet. Der vollendete Band

behandelt das Beamtenthum im römischen Sinne: die Magistratur, ihre Auspicien, Amt und Amtsgewalt, die einzelnen magistratischen Rechte, ihre Insignien und Ehren, Einnahmen, Unterbeamte und Dienerschaft, die Amtsqualification und Amtsdauer. Ein zweiter Band wird die einzelnen Oberämter, der dritte die Bürgerschaft und den Senat darstellen.

Die Culturstaaten des Alterthums, welche sich an den Gestaden des Mittelmeers bildeten, sind dadurch radical von den Staaten des Mittelalters und der Neuzeit unterschieden, daß sie von einer Burg und Stadt zu einem Territorium und Staat erwuchsen, daß die Bürgerschaft einer Stadt zu einer landbeherrschenden Corporation, zuletzt zum Volk wurde. Seit Herrschaft der Germanen hat dasselbe Princip nur in Italien, der Schweiz, den Niederlanden auf beschränktem Raum vorübergehend Staaten gebildet. In Deutschland dagegen haben die politisch organisirten Territorien sich allmälig die Städte geschaffen, ihre Centralpunkte gefunden. Der Oberbeamte der antiken Welt war zuerst Walter über eine Stadtgemeinde, der germanische Oberbeamte zuerst erwählter Häuptling einer Gaugenossenschaft, dann ernannter Vertreter eines Landesherrn. Wie fremdartig unseren Einrichtungen das römische Beamtenwesen gegenübersteht, wird der Leser schon aus der folgenden kurzen Uebersicht erkennen.

Das Wort Magistratus bezeichnet den Römern das ordentliche politische Amt, sowie den ordentlichen Beamten, sofern er aus der Wahl der Bürgerschaft hervorgeht, oder in Cooptation durch die vom Volk erwählten Beamten ihnen zugesellt wird. Allen Beamten steht die Amtsgewalt, die Potestas, zu, aber nur den höchsten Beamten des römischen Volkes das Befehlsrecht, das Imperium. Der erwählte Beamte tritt sein Amt zur gesetzlich bestimmten Zeit an, die Gemeinde verpflichtet sich ihm durch besonderen Act innerhalb der Befugnisse seines Amtes zum Gehorsam. Die Amtsgewalt jedes Magistrats ist in merkwürdiger Weise selbständig, keiner

ist gehalten, vor einem Befehl die Collegen zu befragen, jedes Decret eines Einzelnen hat volle Wirksamkeit und fordert unbedingten Gehorsam der Bürger.

Dieses Befehlsrecht des Oberbeamten wird nur eingeengt durch die Amtsgewalt eines höhern Beamten, durch das Gegengebot des gleichberechtigten Collegen. Der Mißbrauch wird nur gebändigt durch die rechtliche Verantwortlichkeit des Befehlshabers, welche nach Ablauf seiner Amtsgewalt eintritt. Bei solch hoher Auffassung vom Recht zu befehlen und der Pflicht zu gehorchen suchte man die regelmäßige Abhilfe gegen Beamtenwillkür und Usurpation in der Collegialität der Gemeindeämter, zunächst in der Zweizahl. Von den Collegen hat jeder die ganze Macht des Amtes, den practischen Uebelständen dieser Mehrköpfigkeit suchte man zwischen den gleichberechtigten Beamten durch einen Turnus in der Geschäftsführung, durch gelegentlichen Vorrang des Einzelnen nach dem Loose und durch freie Vereinbarung der Amtsführenden abzuhelfen. Sogar die Heerführung war mit Ausnahme entlegener überseeischer Commandos bis in die letzte Zeit der Republik gemeinschaftlich, ja, wenn das Heer nur in einer Armee aufgestellt wurde, gemeinsam auf demselben Operationsfeld. Dem Beamten steht das Recht zu, den erklärten Krieg zu führen, aber nicht den Krieg zu erklären, er hat das Recht, jeden Vertrag für die Gemeinde abzuschließen, also auch Waffenstillstand und Frieden; aber er handelt, wenn ihm der Auftrag fehlt, auf seine Gefahr; verweigert die Gemeinde den Vertrag anzunehmen, so wird der Vertrag cassirt, der Befehlshaber kann dem Feinde ausgeliefert werden.

Jeder Magistrat hat das Recht, mündliche und schriftliche Mittheilungen an die gesammte Bürgerschaft zu richten, aber nur der Magistrat mit Befehlsrecht darf mit dem Volke so verhandeln, daß aus dieser Verhandlung ein Beschluß hervorgeht. Jeder Magistrat hat das Recht, vor dem Senat zu sprechen, aber nur dem mit Befehlsrecht

steht zu, den Senat zu berufen und einen Beschluß desselben zu erwirken.

Das Amt des Oberbeamten ist ein Ehrenamt, ohne Gehalt, nur die Auslagen, welche sein Amt nöthig macht, werden ihm erstattet; so erhielt der Beamte, welcher öffentliche Spiele veranstaltete, eine Bauschsumme, die wohl selten ausreichte, und der Beamte, welcher im Auftrage der Gemeinde außerhalb der Stadt thätig war, ein Ausrüstungs-, Kost- und Wegegeld, welches schon früh reichlich genossen wurde, dadurch den Charakter einer Besoldung erhielt und die Beamten in späteren Jahren ihrer Amtsthätigkeit für frühere unentgeltliche Dienste in der Stadt entschädigt haben mag. Seit der Kaiserzeit aber wurde den Provinzialbeamten ein fester Gehalt bezahlt. Die gebietende Stellung des Beamten in der Gemeinde wurde auch in seiner äußeren Erscheinung ausgedrückt. Nach altrömischer Ordnung durfte der erwachsene männliche Bürger nur in völlig weißem Gewande, der Toga, öffentlich erscheinen, der Beamte mit Befehlsrecht trug den Purpursaum an der Toga und einen Purpurstreif am Unterkleid, nur bei einzelnen feierlichen Gelegenheiten, bei öffentlichen Spielen, Triumphen, zuweilen auf der Todtenbahre, ein ganz purpurnes Gewand, als Feldherr gewöhnlich einen kurzen, auf der linken Schulter befestigten Umwurf von rother Farbe. Der Beamte mit Befehlsrecht verhandelte sitzend, während das Volk stand, er saß auf einem elfenbeinernen Klappstuhl ohne Rück- und Seitenlehne, in der Regel mit geschweiften Beinen, welcher auf einer Bühne aufgeschlagen wurde, vor ihm schritten einzeln hintereinander eine Anzahl Lictoren, welche die Fasces trugen, — die aus einem Beil und mehreren Ruthen durch einen rothen Riemen geknüpften Bunde, das Zeichen des Imperiums. Doch war dem Befehlshaber innerhalb der Stadt das Beil versagt; erst wenn er mit Befehlsrecht die Stadtgrenze überschritt, wurde das Eisen an den Bund befestigt. Die Zahl der Fasces, welche vor den befehlenden Beamten getragen wurde,

war nach ihrer Würde verschieden, der Dictator scheint in der Stadt zwölf, außerhalb der Mauern vier und zwanzig gehabt zu haben, jeder Consul führte zwölf, ebenso die stellvertretenden Beamten mit dem Befehlsrecht des Consuls; der Prätor in der Stadt zwei, in den Provinzen während der Republik sechs.

Jeder Befehlshaber hat endlich das Recht und in einigen Fällen die Pflicht, die Auspicien vorzunehmen, den höchsten besten Gott der Römer, den Vater Jovis, zu befragen, ob dieser ein Staatsunternehmen billige oder mißbillige. Nach römischem Glauben giebt der Gott in sichtbaren und dem kundigen Mann verständlichen Zeichen seine Ansicht über beabsichtigtes Thun seiner Römer diesen zu erkennen durch Himmelserscheinungen, durch Flug und Stimmen der Vögel, Lauf und Schreie anderer Thiere, durch gieriges Fressen der Vögel, zumal gehaltener Hühner, endlich durch eine Anzahl anderer böser Omina. Aber der kluge Römer erleichterte sich den Zwang, welchen solche Einwirkungen von außen auf menschliche Entschlüsse ausübten, durch einige beschränkende Annahmen. Das vorbedeutende Zeichen galt nur, wenn der den Gott befragende Befehlshaber es wahrnahm oder wahrnehmen wollte, menschlicher List war gestattet, die Aufnahme ungünstiger Zeichen während der Beobachtungszeit abzuhalten oder günstige herbeizuführen, das Gesichtsfeld dessen, der den Himmel beobachtete, wurde durch vorgehängte Tapeten beschränkt; jedes Geräusch, welches ein übles Vorzeichen sein konnte, ward sorgfältig fern gehalten; damit die Hühner eifrig fraßen, ließ man sie vorher längere Zeit hungern, und damit ihnen etwas von ihrem Fraß wieder aus dem Schnabel fiel, was zu guter Vorbedeutung nothwendig war, gab man ihnen weichen Brei zu fressen. Dies Recht zu schauen wurde freilich arg gemißbraucht. Wie der Beamte auf seine Gefahr ein erscheinendes Zeichen ignoriren konnte, so reichte auch seine Erklärung, daß er ein ungünstiges Zeichen gesehen habe, aus,

um eine ihm widerwärtige Staatshandlung für den Tag seiner Beobachtung zu hindern. Ja es kam so weit, daß schon die Erklärung eines abgeneigten Beamten: er werde schauen, für genügend galt, eine Staatsaction zu hemmen. So wurden die Auspicien, welche durch den religiösen Sinn der Römer eingerichtet waren, zu einer wichtigen, oft gemißbrauchten politischen Parteiwaffe. Und es ist sehr merkwürdig, daß bis in die späte Zeit das Patriziat, die Altbürgerschaft Roms und die Beamten, welche aus den Altbürgern gewählt werden mußten, vorzugsweise für berechtigt gehalten wurden, von diesem Cultusmittel politischen Gebrauch zu machen. Der patrizische Theil des Senates galt doch bis zur Kaiserzeit für den Kern des Volkes, welchem der Gott für außergewöhnliche Nothlagen das Recht, seinen Willen zu erfahren, vorbehalten habe. Der Werth der eingeholten Auspicien war in manchem Sinne von der Höhe des Amtes abhängig, unter den Beamten mit imperium, welche an einer Staatshandlung betheiligt waren, hatte der höhere das Recht, den Gott zu fragen, und wenn mehrere beobachteten, schlugen die Zeichen, welche dem höheren wurden, die des niederen. Auch das war dem practischen Wesen der Römer gemäß, daß zwar eine Befragung des Gottes für alle größeren Staatsinteressen wünschenswerth und zweckmäßig erschien, daß es aber da der Befragung nicht bedurfte, wo Gefahr im Verzuge war. Doch in mehreren Fällen, zu der Ernennung eines Beamten, zu dem Antritt des Amtes, zur Abhaltung von Volksversammlungen und zum Auszug des Feldherrn sind die Auspicien unerläßlich und sie haben bei diesen Staatsactionen bis in die Kaiserzeit politische Bedeutung gehabt.

Ursprünglich war der König oberster Richter, Kriegsherr und Haupt der Verwaltung und Repräsentant des Staates gewesen, nach der Katastrophe des Staates, in welcher das Königthum abgeschafft wurde, ging das Imperium, der höchste Amtsbefehl, auf zwei erwählte Beamte, die Consuln, über,

denen für die Finanzgeschäfte zwei erwählte Quästoren beigegeben werden. Es ist bekannt, wie die Obergewalt in der Republik allmälig weiter differenzirt wurde: als Walter des Rechtes wurde der Prätor neben die Consuln gestellt, in Zeiten der Noth wurde über den Consuln das außerordentliche Amt des Dictators gefunden, welchem ein Magister equitum beigeordnet ward; in anderer Nothzeit wurde die höchste Gewalt einem Collegium von Zehnmännern oder Tribunen mit Consulargewalt übertragen, für die regelmäßig wiederkehrende Musterung und Schätzung der Bürger wurde die Censur eingerichtet, für den städtischen Verwaltungsdienst Aedilen mit dem Recht des Elfenbeinstuhls erwählt. Von diesen Oberbeamten hatten das Befehlshaberrecht mit den Fasces außer dem Dictator und seinem Reiterführer von ordentlichen Beamten nur die Consuln und Prätoren und die Beamten, welche in besonderen Fällen an die Stelle der Consuln traten, nicht aber der Censor, nicht die curulischen Aedilen und Quästoren, obgleich man den Censor durch einige andere Ehrenrechte der höchsten Staatsgewalt auszeichnete.

Aber im schroffen Gegensatz zu diesen Beamten des ganzen römischen Volkes traten die obersten Beamten der Plebs, die Tribunen. Sie hatten nicht das Imperium, führten nicht Lictoren und Fasces, trugen nicht den Purpurstreif am Kleide und saßen nicht auf dem Elfenbeinstuhl, sondern auf einer Bank, aber sie erhielten drei Herrenrechte, welche sie in mancher Richtung zu den obersten ordentlichen Beamten des Staates machten. Während ihnen ursprünglich wohl nur zugekommen war, mit der Plebs zu verhandeln, gewannen sie frühzeitig das Recht, auch den Senat zu laden und einen Beschluß desselben zu provociren. Ihre Personen waren während der Amtsdauer heilig und unverletzlich, und jedem von ihnen stand das Recht zu, einen Richterspruch, einen Senatsbeschluß, wie einen Beschluß der Volksgemeinde durch ihre Intercession außer Kraft zu setzen. Für Acte der Ge-

setzgebung war dieses Recht von höchster Bedeutung, nicht von sichrer Wirksamkeit in den Fällen, wo der einzelne Magistrat sich nicht an ihre Intercession kehrte. Denn wurde trotz ihrer eingelegten Intercession doch ein Wehrmann ausgehoben, ein Schuldner verhaftet, ein zum Tode Verurtheilter hingerichtet, so beging zwar der Beamte, welcher dies Gehinderte ausführte, ein Kapitalverbrechen; aber da die Criminalklage gegen die höchsten Beamten in der Regel erst nach Ablauf der Amtszeit möglich wurde und auf mancherlei Weise beseitigt werden konnte, so verlor dieses Hilfsmittel oft den practischen Werth. Darum erhielt der Tribun sogar das Recht, von jedem Beamten, sogar von dem Consul, dadurch Gehorsam zu erzwingen, daß er ihn festnehmen und richten durfte. Diese ungeheure Gewalt wurde allerdings dadurch beschränkt, daß der Volkstribun, welcher keine Lictoren hatte, dem Beamten bei der Haftnahme persönlich gegenüberzutreten genöthigt war, — denn nur er selbst war unverletzlich, und daß von seinem Spruch Provocation an die Volksgemeinde gestattet war. Wer aber den Volkstribunen selbst zu schädigen wagte, dem blieb gegen das Strafverfahren nicht einmal die Provocation an das Volk, und ihn vermochte nur das Dazwischentreten eines andern Tribunen von der Strafe zu retten. Ein Lictor hat sich an dem Läufer, der dem Tribunen vorgeht, vergriffen, der Volkstribun macht sofort Miene, den Lictor vom Felsen zu stürzen. Als der Censor Q. Metellus den Tribun C. Atinius Labeo von der Senatsliste gestrichen und dadurch an seiner Ehre geschädigt hatte, ergriff der Tribun den Censor ohne Weiteres und führte ihn auf das Capitol, um ihn dort hinabzustürzen, — dies war die Strafe, welche nach Todesurtheilen der Tribunen zu erfolgen pflegte, weil die Tribunen keinerlei Beamte hatten, um hinzurichten. Und dieser Mißbrauch der Amtsgewalt konnte durch kein anderes Mittel abgewandt werden, als durch das Dazwischentreten eines andern Tribunen.

So stößt in dem römischen Staat eine Amtsgewalt an die andere, mit einer Wucht und Härte, welche uns zuweilen furchtbar erscheint; solche Amtsgewalt war ganz dazu angethan, in dem Beamten die höchste Spannung, Thatkraft und Energie hervorzurufen, daher ist das römische Beamtenthum auch darin grundverschieden von dem modernen, daß es die gewaltigen Eigenschaften der Mannesnatur vorzugsweise ausbildete: Stolz, Strenge, Vertrauen auf die eigene Kraft, Schneidigkeit und Härte. Bei Mommsen selbst möge man nachlesen, wie großartig die Ideen der Amtsgewalt und des Befehls bei den Römern nach allen Richtungen entwickelt waren, und wie sinnreich und sorgfältig der unabläßige innere Krieg der Amtsgewalten zum Besten für den Staat abgegrenzt und gebändigt wurde.

Wer irgend ein vergangenes Volksthum zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen macht, der thut dies in der ehrfürchtigen Ueberzeugung, daß Alles, was Charakter und Wesen der Völker und dadurch das geschichtliche Leben der Menschheit verstehen hilft, an sich wissenswerth ist. Aber der römische Staat hat für unser modernes Leben eine Bedeutung, welche an dem Ungelehrten unabläßig merkbar wird. Er hat der Hälfte der europäischen Nationen ihre Sprachen gegeben, durch ihn sind auch die Stammsprachen der andern Hälfte mächtig beeinflußt worden. Er bildete ein großes Heimwesen zwischen antiker Zeit und dem Mittelalter, in welchem bis zu einem gewissen Grade die Beschränktheiten eines jeden einzelnen antiken Volksthums überwunden und ein unermeßliches Gebiet gemeinsamer Interessen in Sprache, Sitte, Recht und Verkehr zum ersten Mal gefunden wurde. Hätte sich das Volk der Juden unter den benachbarten Semitenstämmen ausgelebt, hätte sein Gott Jahve nur im Kampf gegen Baal und Astarte fortregiert, so hätten die messianischen Hoffnungen vielleicht einen Verkünder des einen Gottes nur unter arabischen, mongolischen oder türkischen Stämmen hervorgerufen. Daß die

Juden in der Zeit heißer Sehnsucht nach einem besseren Leben dem römischen Weltreich einverleibt wurden, daß ihnen möglich war, in Antiochien, Alexandrien, in Rom und Marseille, in Cadiz und Trier als Zugehörige eines großen Staates, der die verschiedensten Völker mit eisernem Zwange zusammenhielt, ihre heiligen Bücher zu lesen und von der phönizischen Küste bis zu den Säulen des Herkules in einer gemeinsamen Umgangssprache zu verkehren, nur diese Auflösung des jüdischen Staats machte die Ausbreitung des Christenthums möglich. Die Colonistenzüge der Germanen haben im Kampf um römischen Ackergrund einen großen Theil ihrer heimischen Volkskraft auf den Schlachtfeldern, einen weit größeren als Opfer einer verdorbenen Civilisation hingegeben, aber als sie den größten Theil des römischen Reiches politisch ausgetilgt hatten, da waren sie selbst der Cultur des Alterthums so weit genähert worden durch Vieles, was sie verloren, und durch Vieles, was sie gewonnen hatten, daß sie fortan das klein gewordene Erbe antiker Bildung in das eigene Wesen aufzunehmen vermochten. Mit einer lockeren politischen Abhängigkeit kamen ihnen auch Sätze des römischen Rechts, zahllose Erfindungen des Handwerks und der Industrie, alle höhere Kunstthätigkeit, von der Baukunst bis zum Graviren der Ringsteine, Culturpflanzen unserer Gärten, Gerichte unserer Küche, nicht nur die Schreiberkunst, auch das Material dafür und die Handgriffe bis auf die Einbände der Bücher, und über den zahllosen Einzelheiten das Gefühl, daß sie Erben der römischen Cultur geworden seien und Ansprüche hätten auf Herrschaft in Italien und in den Provinzen des alten Römerreichs. So ist uns der römische Staat nicht nur als das größte politische Gebild des Alterthums, welches durch die höchst originelle Arbeit mittelitalienischer Volkskraft geschaffen, und zu einer Erde beherrschenden Macht gehoben wurde, sondern zugleich, neben dem germanischen Volksthum, als der zweite große Urquell moderner Bildung und als Begründer

des Bundesverhältnisses, in welchem alle Culturvölker der Neuzeit zu einander stehen. Und Verfassung und Staatsrecht der Römer erforschen wir nicht nur deshalb, um die größte Arbeit einer vergangenen Volkskraft zu verstehen, sondern auch darum, weil wir einen größten Theil unseres eigenen Lebens, des staatlichen wie des privaten, auf diese Erfindung einer altitalienischen Bauerngenossenschaft zurückzuführen haben.

Geschichte Julius Cäsars von Napoleon.

(Grenzboten 1865, Nr. 19.)

Gesetzt, ein Deutscher, welcher der historischen Litteratur nicht fremd ist, läse das Werk, ohne den Namen des Verfassers zu kennen — vielleicht in einem Exemplar der deutschen Ausgabe, welchem die Vorrede abgelöst wäre, — er würde als wohlwollender Mann dies merkwürdige Buch etwa so beurtheilen: Es ist die Arbeit eines fleißigen Dilettanten, der über die Methode geschichtlicher Forschung, über den Werth der einzelnen Quellen und die wissenschaftliche Tüchtigkeit seiner Vorgänger nicht genügend unterrichtet ist. Der Verfasser hat emsig und viel für sein Buch gelesen, aber er wählt mit großer Willkür aus den Quellen und den Arbeiten anderer, was dem Bilde grade dient, das er sich zu schnell von den Sachen und dem Charakter seines Helden construirt hat. Deshalb hat da, wo er Geschichte erzählt, sein Bericht viel Unrichtiges, wo er Menschen schildert, viel Unklares. Er ist dem bei Biographen häufigen Fehler verfallen, seinen Helden so zu bewundern, daß er darüber die eigene Unbefangenheit verloren hat und in Gefahr kommt, mehr Lobredner als Geschichtschreiber zu sein. Manche Stellen seiner Arbeit erweisen ein, wenn auch oberflächliches Verständniß des römischen

Staatslebens. Wie er den allmäligen Verfall der Republik, ihre Altersschwäche und die Verdorbenheit des Staates vor Cäsar auffaßt, er allerdings nicht als der erste, das zeigt einen Blick für fremdartige Verhältnisse, die kurze Schilderung römischer Zustände bei Sullas Tod ist das Beste im Buche. Aber in der Beurtheilung der Menschennatur erweist er da, wo sein Urtheil nicht offenbar aus dem seiner Vorgänger abgeleitet ist, einen Mangel an Tiefsinn und Scharfsinn und ein Bestreben, mit banaler Phrase die Geheimnisse eines Menschenherzens zu überkleiden, daß man ihn für einen nicht scharfsichtigen, nicht fein empfindenden, nicht weitblickenden, etwas philiströsen und etwas pedantischen Mann der Schreibstube halten muß, der eine übergroße Bewunderung vor jeder Willensstärke und allen großen Conaten hat, denen sein eigenes Leben so fern als möglich steht, und der eben deshalb sich in eine Verehrung des Cäsarismus hineinphantasirt hat, der etwas Gemachtes und Unwahres anhängt. Er sieht nach dieser Seite aus, wie ein recht harmloser Mann der Schreibstube, dem zum deutschen Gelehrten allerdings die philologische und historische Bildung fehlt. Summa, es ist kein Buch, welches geistvoll anregt, oder durch sichere Gründlichkeit befriedigt, es ist ein wenig zu breit angelegt, ohne hervorragendes Talent der Schilderung, es hat in der Regel den belehrenden Ton, die mürrische und seichte Moral einer gewöhnlichen Jugendschrift, und erhebt doch wieder den Anspruch, ein Werk mit selbständiger Forschung zu sein.

Dies Urtheil, welches sich nur aus dem Werke selbst ableitete, wäre nicht unwahr, und doch würde es nach keiner Richtung die volle Wahrheit enthalten; es würde in einigen Punkten unbillig sein, in anderen gar nicht hervorheben, was am meisten an dem neuen Biographen Cäsars befremdet.

Grade dies Buch beweist in ausgezeichneter Weise, wie wenig ein Urtheil über ein geschriebenes Werk möglich ist, wenn man nicht das ganze Leben des Verfassers, so weit es

der Oeffentlichkeit angehört, in das Urtheil hineinzieht. Wären die Gedichte „Maas für Maas" und „Wie es euch gefällt" nicht von Shakespeare geschrieben, sie würden heut nur von wenigen Litterarhistorikern beachtet sein. Die „Stella" Goethes, der „Fiesko" Schillers wären als unschöne Dichterwerke vergessen, wenn wir nicht auch in ihnen die Seelen der großen Dichter mit warmem Interesse zu erkennen gelernt hätten. Wäre auf der andern Seite die preußische Geschichte des Herrn von Ranke durch einen sonst unbekannten Mann verfaßt, wir würden sie als die flüchtige Leistung eines immerhin beachtungswerthen Talentes gelten lassen, während sie jetzt als eine Arbeit verurtheilt wird, in welcher die Schwächen des bedeutenden Historikers sich am auffälligsten zeigen. Werth und Unwerth der einzelnen Leistungen wird gesteigert durch die Bedeutung, welche der Verfasser auf das Leben seiner Zeit und späterer Geschlechter ausübt. Ist sein Wesen ein wohlthuendes Moment unserer Bildung geworden, so tragen wir die Liebe und Verehrung, welche wir ihm schulden, mit Recht auch auf solche Leistungen über, in denen wir eine edle Kraft nur unvollkommen wiederfinden, haben wir uns gegen gemeinschädliche Richtungen seines Lebens zu wehren, so fällt der Vorwurf, mit welchem wir seine Seele betrachten, schwer auf jede einzelne Leistung derselben, in welcher wir das Mangelhafte seiner Organisation besonders lebhaft empfinden. Ohne diese Art von Liebe und Haß ist keine wahrhafte Kritik möglich.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, jetzt Kaiser von Frankreich, hat das Schicksal gehabt, seit seiner Jugend das Gemüth der Mitlebenden zu beschäftigen, Millionen haben bereits ihre Stellung zu seinem Leben genommen. Er muß sich gefallen lassen, daß ihre Auffassung seiner eigenen geschichtlichen Persönlichkeit auch das Urtheil über sein Werk beeinflußt. Allerdings nicht das Urtheil über den Werth, welchen seine Untersuchungen vielleicht für die Wissenschaft

haben, hier darf Abneigung nicht beeinträchtigen und Zuneigung nicht übertreiben; aber die ganze Tendenz des Werkes, sein eigener Geist, soweit er daraus sichtbar wird, soll von uns gar nicht mit der Unbefangenheit beurtheilt werden, die wir mühelos einem unbekannten Verfasser zutheilen.

Daß ein Fürst in so hervorragender Stellung ernsthaft an Lösung einer wissenschaftlichen Aufgabe geht, ist in der neuen Geschichte nicht unerhört, aber die Wissenschaft hatte in diesem Falle besonderen Grund, von solcher Thätigkeit Gutes zu erwarten. Denn es war bekannt, daß der Kaiser die Sache eifrig anfaßte, und sehr wohl begriff, was er zu leisten vorzugsweise befähigt war. Viele Stellen in der Lebensgeschichte Cäsars machten Forschungen wünschenswerth, wie sie nur ein mächtiger Wille ausführen konnte. Die umfassenden Vorarbeiten des Kaisers haben eine Anzahl Entdeckungen veranlaßt, die Schlachtfelder sind bereist und entdeckt, die Lage alter Städte, die Befestigungen von Alesia, celtische Waffen und Alterthümer sind ermittelt und verzeichnet, und es ist nicht zu zweifeln, daß das Werk da, wo die Kriege Cäsars geschildert werden, vieles Neue und manches Bedeutende zu Tage bringen, und daß es für die Geschichtschreiber nach dieser Hinsicht auch als Quelle dauernden Werth behalten wird.

Aber der Verfasser hat nicht gut gethan, den Plan des Werkes so breit anzulegen; hätte er sich begnügt, die militärische Thätigkeit Cäsars in den Vordergrund zu stellen, so würde er die Mißstände zum größten Theil vermieden haben, er konnte mehr Gründlichkeit als sein Oheim und bessere Sachkenntniß erweisen, und die Anerkennung seiner Leistungen konnte freudiger sein. Jetzt aber füllt die größere Hälfte des ersten Bandes eine Geschichte des römischen Staates, von den ersten Anfängen bis auf Cäsar. Dergleichen genügend zu schreiben ist nach der vierzigjährigen Arbeit deutscher Gelehrten nur möglich, wenn man die zahlreichen Detailuntersuchungen

selbst nachgearbeitet hat, und wenn man größeren, wissenschaftlich geschulten Scharfsinn für die Aufgabe mitbringt, als dem Kaiser zu Gebot steht. Daß er nicht vermieden hat, was für ihn zu schwer war, erklärt sich allerdings schon aus der Einleitung und aus dem tendenziösen Bestreben, eine Apologie des Cäsarismus zu schreiben. Cäsar, der die Landschaften Frankreichs zuerst in das antike Staatsleben hineinzog, Karl der Große, den auch der Verfasser für den Gründer der französischen Monarchie hält, Napoleon, der den modernen Kaiserstaat Frankreich schuf, alle drei nach seiner Auffassung Wohlthäter Frankreichs und Umbildner der politischen Welt, waren seine Vorgänger. Wie Octavian der Erbe Cäsars wurde, so möchte der Verfasser das neue Kaiserreich als Resultat und Abschluß einer zweitausendjährigen geschichtlichen Entwickelung darstellen. Wenn er den Eroberer Galliens feiert, so empfindet er zu gleicher Zeit die eigene, innige Verbindung mit dem Geiste Cäsars, welcher der erste Begründer seiner eigenen Macht und Herrschaft war. Von solchem Gesichtspunkt wird ihm auch der Cäsar der Bürgerkriege, der Umbildner der Republik, der demokratische Selbstherrscher fast in jeder Beziehung seines politischen Lebens ein bedeutsames Vorbild des eigenen Lebens, und Kaiser Napoleon mag wohl in dem Glauben stehn, daß er durch eine Apologie Cäsars sein eigenes Thun und die Principien seiner Herrschaft vertheidigt.

Wohl, wir erwarteten von dem Kaiser eine Vertheidigung des Cäsarismus, wir erwarteten, wie gering die Aehnlichkeit zwischen seinem Leben und dem seines Helden sein mag, und wie verschieden die politische Berechtigung des beiderseitigen Erfolges, doch eine interessante und fesselnde Apologie, scharfen Einblick in die geheimen Motive der Handelnden, ein festes Urtheil über gewagte Thaten, eine warme Vertheidigung der hohen Tendenzen, welche einen kühnen Geist zum Brecher bestehenden Rechts machen und deren segensreiche Anwendung,

wie man sagt, vergossenes Bürgerblut zu sühnen vermag. Man durfte ihm zutrauen, daß er in seinem eigenen Leben die Schauer und Gewissenskämpfe kennen gelernt, welche einem ungeheuren Wagniß vorangehn, daß er die Bitterkeit tief empfunden habe, ein hohes Ziel auf Schleichwegen, durch Intriguen, Verrath, Corruption und unwürdige Genossen zu erreichen, daß er selbst in schweren Stunden Trost und Festigkeit in der Ueberzeugung gesucht, wie der Endzweck eines großen Ehrgeizigen mit dem Glück von Millionen zusammenfalle. Man durfte annehmen, daß er selbst erfahren, wie dämonisch der ehrgeizige Wunsch in der Seele eines Mannes arbeitet, und wie er zum Fanatismus werden kann, der den Menschen aus Gefahren und Niederlagen immer wieder erhebt, und der auch ein reizbares Nervenleben unempfindlich macht gegen Unthaten und Ströme von Menschenblut. Sicher hatte sein eigenes Leben ihm auch Gelegenheit gegeben, anderen begehrlichen und leidenschaftlichen Naturen ins Herz zu sehn, er hat in den Wechselfällen früherer Jahre mehr als einen Wagehals kennen gelernt, der dem Catilina so ähnlich war, als moderne Laster den antiken sind, es fehlt wohl auch in seiner Nähe nicht an Gestalten, die mit dem Cicero, und nicht ganz an solchen, welche mit dem doctrinären Cato Aehnlichkeit haben.

Wenn der Verfasser bei Schilderung seines Helden und der Gegner desselben nach dieser Richtung Menschenkenntniß erwies und einen festen Sinn, sein Werk hätte doch viele Gegner gefunden und nicht die Schlechtesten seiner Zeit hätten darunter gestanden, aber es wäre ein lehrreiches und vielleicht ein bedeutendes Buch für alle Zeiten geworden, und die Erdenstellung des Verfassers hätte dem Werke einen Platz neben den Commentaren Cäsars und dem Fürsten des Machiavell gesichert.

Aber sehr befremdlich ist, daß man von solcher Energie der leitenden Ideen, von Kunde des Menschenherzens, von einer

Kritik über politische Thaten und ihre Motive wenig in dem Buche findet. Fast überall, wo wir ein eigenes, originelles Urtheil erwarten, rauscht mißtönend das welke Laub der Phrasen, grade da ist das Seichte, Unklare und Banale in der Auffassung peinlich.

An einem Beispiel soll das gezeigt werden. Kein Moment der römischen Geschichte ist dazu besser geeignet als die Verschwörung des Catilina. Wir sind darüber genauer unterrichtet, als über die meisten andern Trauerscenen der untergehenden Republik. Die Reden und Briefe des Cicero und die kleine Monographie des Sallust nebst den ergänzenden Nachrichten späterer Schriftsteller gestatten uns einen Einblick auch in Einzelheiten und geben eine so genaue Schilderung des dramatischen Verlaufes, wie aus Begebenheiten der nächstvergangenen Jahrhunderte nur etwa gute Memoiren oder die Gesandtschaftsberichte der Venetianer und Niederländer.

Die beiden Hauptschriftsteller waren Zeitgenossen, Cicero, selbst Lenker des Kampfes und der thätigste Gegner des Catilina, Sallust, zwar damals noch ein junger Mann, aber wahrscheinlich schon in den Straßen Roms heimisch und wohl bekannt mit Antlitz und Geberde und dem Ruf römischer Politiker.*)

Es ist wahr, Sallust schrieb als Parteigänger Cäsars, das vermögen wir noch in manchen Stellen seiner Schrift zu erkennen, aber fast nur daraus, daß er Einzelnes verschweigt, was er sehr gut wußte. Bei allem, was er sagt, zumeist aber bei seinem Urtheil über Charaktere und Ereignisse, welche in der Oeffentlichkeit oder im Senat vor sich gingen, ist er —

*) Sallust war im Jahr 691, als die Verschwörung zum Ausbruch kam, 23 Jahre alt. Sie war der große Eindruck seiner Jugend, der ihn wohl von der Lectüre des Thucydides in die Irrwege der Politik trieb. Er muß gute Verbindungen gehabt haben; denn er war etwa acht Jahre später Quästor, im Jahr 701 Tribun und ein rühriger Intriguant der Volkspartei.

von Gedächtnißfehlern abgesehen — ein höchst zuverlässiger Gewährsmann. Nicht weil sein glänzendes Talent durch einen Charakter geadelt war, der besondere Hochachtung beansprucht, sondern weil er unter dem Zwange einer Macht schrieb, die auch einem Parteisüchtigen und leidenschaftlich Hassenden, was er nicht war, fast unübersteigliche Grenzen setzte, unter dem Zwange der öffentlichen Meinung einer großen Stadt, der damals nicht zu widersprechen war, wenn der Schreiber sich nicht völlig discreditiren wollte. Denn es hat bis auf die neue Zeit kaum eine andere Periode der Weltgeschichte gegeben, wo das Urtheil der Zeitgenossen über die handelnden Politiker so sicher und gemeingiltig war, als in dem letzten Jahrhundert der römischen Republik. Noch unsere schreibselige Zeit ist in ihrer Auffassung der lebenden Fürsten und ihrer Staatsmänner weit unsicherer als die öffentliche Meinung des alten Roms vor der Kaiserzeit. Der Sohn aus einem Hause der Nobilität wuchs heran unter den Augen einer müßigen, schaulustigen, scharfblickenden Stadtbevölkerung. Von dem Tage, wo er die Kinderstube verließ, lebte er in der Oeffentlichkeit, vom Morgen bis zum Abend begleitet durch sein Gefolge von Clienten und Schützlingen. Er hielt seine Gerichtsreden vor dem Volke; wie er aussah, wie er sprach, wie er die Hand in die Toga hüllte, wie er die Vorwürfe seiner Gegner aufnahm, wie er sich bei kleinen Ereignissen der Straße benahm, beobachteten spähend tausend Neugierige. Sobald er vollends in den Senat eintrat, wurde er ein Gegenstand des Interesses für die gesammten Staatsmänner und Talente seiner Zeit, seine Parteistellung, seine Haltung in einzelnen Fragen, seine Popularität, seine Freunde, seine Liebhabereien, seine Abenteuer, das alles wurde Stoff der Tagesunterhaltung auf dem Forum, in der Halle der Senatoren, in den zahlreichen Salons der vornehmen Frauen, welche Politik fast ebenso leidenschaftlich betrieben als ihre Liebesangelegenheiten. Bei einem so entwickelten öffentlichen Leben, dem wir Modernen nirgend etwas

Aehnliches zu vergleichen finden, bildete sich ein instinctiver Scharfblick für Beurtheilung der Menschen, der das am meisten Charakteristische und uns am meisten Imponirende in der römischen Litteratur jener Zeit ist. Aus den zahllosen Anekdoten, Scandalgeschichten, Verläumdungen und Witzreden blieb als Niederschlag in den Seelen ein Portraitbild der Zeitgenossen zurück, allerdings ohne die hohen und idealen Züge, deren kein Bild entbehren kann, wenn es völlig ähnlich sein soll, aber ein Portraitbild von fast photographischer Genauigkeit. Und nicht nur dies eigenthümliche Leben in der Oeffentlichkeit zog die Römer zu so guten Beobachtern ihrer Zeitgenossen, auch die gesammte Bildung und die politischen Schicksale des Staates steigerten die Unbefangenheit des Urtheils. Die Politiker des damaligen Roms bildeten die herrschende Classe, die Familien derselben waren durch Heirathen, Adoptionen und vor allem durch gemeinsame Interessen mit einander verbunden; die Wege reich zu werden, das Volk zu gewinnen, die Gegner zu stürzen, waren durch mehrhundertjährige Praxis für alle festgestellt worden. Wie heftig die Parteien im Senat und auf dem Forum zusammenstießen, in den Häusern blieb doch in der Regel ein geselliger Zusammenhang oder das Gefühl der Zusammengehörigkeit. In Zeiten gewaltsamer politischer Abrechnung ließ der Gegner die Gegner ohne Bedenken hinmetzeln, aber die Lebenden verkehrten mit einander in den Formen einer reichen und rücksichtsvollen Geselligkeit. Die Parteien waren nach einander zur Herrschaft gekommen, Marianer und Sullaner hatten geplündert und das Blut ihrer Feinde vergossen, kaum eine regierende Familie, deren Mitglieder nicht Arges gethan und Arges geduldet hatten. Die Verfolgungen und Metzeleien waren übergroß und scheußlich geworden, seitdem nahm die politische Leidenschaft ab. Die gemeinsten Motive, Habgier, persönliche Rachsucht standen im Vordergrund, man haßte die Gegenpartei, weil sie im Besitz der Gewalt war, die ihren Raub sicherte

und weil man selbst ihre Provinzen und Güter begehrte; das Wohl des Volkes, die Größe der Republik, waren abgenutzte Phrasen, an welche nur noch Einzelne glaubten. Die Familienbande waren gelockert, die Parteitreue selten, es konnte rathsam sein, sich morgen mit dem Gegner von heut zu verbinden, oder morgen seine Stimme zu geben, damit der Parteigenosse von heut auf eine entlegene Insel verbannt werde.

Aber um alle rauschte der Strom eines üppigen, vergnügungssüchtigen Lebens. Unter Festlichkeiten, öffentlichen Spielen und Trinkgelagen witzelte, lachte und amusirte man sich. Die bei demselben Gastmahl nebeneinander lagen und einander über die Schulter Scherzreden zuriefen und mit einander um die Becherzahl würfelten, wußten, daß sie vielleicht einmal darauf denken würden, einander die Kehle abzuschneiden oder dem Gastgeber sein Haus, sammt Mischkrug und goldenem Becherlein wegzunehmen. Der Gönner, durch welchen man sich in die Höhe brachte, konnte in naher Zukunft ein gefährlicher Gegner sein, es war zweifelhaft, ob man nach Jahr und Tag ihm beim Morgengrau in seinem Atrium aufwarten oder auf der Straße bewaffnete Banden gegen ihn aussenden würde. Bis dahin lachte man mit ihm über die Epigramme des jungen Catull und rühmte die Feigenmast seiner Krammetsvögel und Gänselebern. Auch solche Zeit der Unsicherheit, voll verwegener Pläne und raffinirten Genusses trägt dazu bei, dem Urtheil über Andere eine kühle Objectivität und eine für unsere Empfindung unheimliche Bonhommie zu geben, dem Urtheil über hervorragende Personen etwas Festes, Typisches, wogegen wir uns nur in wenigen Fällen zu wehren haben. Noch in der Kaiserzeit ist lange dieselbe virtuose Ausbildung der öffentlichen Meinung auffallend. Noch lange blieb der Senat und das Forum die große Schule für Menschenkenntniß und scharfe Beobachtung, noch lange erfreut uns die Klarheit, Objectivität und Sicherheit in Würdigung der Charaktere, und noch bei Tacitus

empfindet man, daß die kurzen Striche, mit denen er charakterisirt, die immer den Kern des Wesens in wenig Worten erfassen, nicht von ihm allein gefunden, sondern durch die lebhafte Theilnahme einer großen, geistigen Aristokratie festgestellt sind. Von da gehn freilich der Geschichtschreibung diese Vorzüge verloren.

Unter allen Gestalten jener scharfsichtigen Periode ist keine einstimmiger von den Zeitgenossen verurtheilt worden als Catilina. Volkspartei und Senatspartei geben genau dasselbe Bild; so groß war der Abscheu, daß die Sergier noch unpopulär waren, als das Kaisergeschlecht der Julier und Claudier die Missethaten der Republik durch die größeren Missethaten des Kaiserreiches fast zu Tugenden erhoben hatte. Noch Plutarch, dessen wohlwollendes Herz und milder Sinn zuweilen die Stumpfheit seiner Auffassung vergessen machen, nennt den Catilina unter den drei gemeinschädlichsten Menschen, welche er in der ganzen Vergangenheit zu finden weiß.

Lucius Sergius Catilina stammte von einem der ältesten Herrengeschlechter des römischen Bodens. Die Gens der Sergier gehörte, wie die Fabier, Aemilier, Cornelier zu dem Kern der alten Lateiner. Nach ihr war in vorgeschichtlicher Zeit ein Gau der römischen Landschaft genannt, und eine der besten Olivenarten, welche die benachbarten Sabiner die Königsolive nannten, bewahrte den Namen des Geschlechts seit den ersten Jahrhunderten, in welchen die Feldherrn und Consuln des jungen Roms noch selbst ihre Keltern und Oelpressen beaufsichtigten. Unter den Patricierhäusern des blühenden Roms zählten sie zu den Vornehmsten der Vornehmen; denn sie rühmten sich troischer Abkunft und daß ihr Ahnherr Sergestus als Gefährte des Aeneas im schwarzen Meerschiff aus Ilium zum Tiberstrand gerudert war. Ein Haus dieses alten Geschlechtes hatte im vierten Jahrhundert der Stadt die höchsten Staatsämter bekleidet und wacker in den Vejenterkriegen gefochten, seine Söhne waren Decemvirn, Consuln,

Kriegstribunen gewesen und hatten den ehrenvollen Beinamen: Sieger von Fidenä (Fidenates) geführt. Aber das war lange her, das Geschlecht war allmälig heruntergekommen, lange Zeit war in den Verzeichnissen der höchsten Staatsbeamten kein Sergier verzeichnet worden. Endlich hatte im zweiten punischen Kriege ein anderes Haus des Geschlechtes: „die Stülpnasen" (Sili) einen Krieger gestellt, der unter den vielen Tapfern jener harten Zeit einer der Tapfersten war. Marcus Sergius zog als armer Mann in den Krieg, nur von einem Sklaven begleitet, er verlor in seiner zweiten Campagne die rechte Hand, erhielt in zwei Feldzügen 23 Wunden, wurde zweimal von Hannibal gefangen, zwanzig Monate mit Kette oder Strick an seinen schwachen Füßen in feindlichem Verwahrsam gehalten, entfloh zweimal aus der Gefangenschaft. Kein Glied war noch kräftig, und doch diente er weiter, mit der linken Hand kämpfte er noch in vier Schlachten, zweimal wurde ihm das Pferd unter dem Leib erstochen, mit der eisernen Hand, die er sich machen ließ, befreite er als Unterführer das belagerte Cremona, schützte Placentia, eroberte in Gallien zwölfmal das Lager der Feinde. Als er nach dem Kriege zum Prätor gewählt war und ihn seine Collegen als einen hinfälligen Mann beim Antritt des Amtes von den heiligen Handlungen und dadurch von der Geschäftsführung ausschließen wollten, berief er sich in einer Rede auf das Volk und zählte darin beweglich seine Thaten und Leiden auf. Seine Nachkommen erreichten nicht seinen Ruf, wieder kam seine Familie herab. Aber ein Sergier von anderer Art beschäftigte zwei Generationen später die Feinschmecker Roms. Dieser führte den Beinamen Goldfisch (Orata), weil er künstliche Fischzucht getrieben und zuerst Austern gemästet hatte und durch den Verkauf derselben steinreich geworden war.*)

*) Ob Orata aus patricischem Blut, oder von Freigelassenen des

Lucius Catilina, der Urenkel jenes tapfern Marcus, besaß zwar noch ein Haus in der aristokratischen Stadtgegend auf dem Palatin, aber seine Vermögensverhältnisse waren tief zerrüttet, sein Leben durch eine gesetzlose Jugend und alle Gräuel der Bürgerkriege befleckt. Er war einer der wildesten Bluthunde des Sulla gewesen; unter den Mördern hatte er sich durch seine Raubgier und scheußliche Grausamkeit hervorgethan. Er mordete seinen eigenen Bruder, der gar nicht geächtet war, und ließ ihn durch Sulla nachträglich ächten, er mordete den Gemahl seiner Schwester, den greisen Cäcilius, er mordete die Ritter Titinius, Nannius, Tantasius, Volumnius, er ließ den M. Marius Gratidianus, einen angesehenen und dem Volk werthen Mann, auf das Grab des Catulus schleppen, welchen früher die Marianer ermordet hatten, dort ließ er ihm die Augen ausstechen, die Ohren abschneiden, die Glieder einzeln zerschmettern und abhauen, zur Sühne für die Manen des Catulus. Das wußte die ganze Stadt, wahrscheinlich trug er seitdem den Beinamen Catilina.*) Dann diente er im Heer und soll sich als tapferer Mann gehalten haben. Er wurde Prätor und erhielt nach seinem Amtsjahr die Provinz Africa; noch war er nicht heimgekehrt, als schon eine Gesandtschaft aus der Provinz beim Senat über seine Erpressungen klagte. Auch in dieser Zeit einer immerhin

---

Geschlechts stammte, ist allerdings nicht überliefert, wiewohl er und seine Processe mehrfach erwähnt werden. Aber die Weise, in welcher sein jüngerer Zeitgenosse Varro und nach diesem Columella und Plinius seinen Fischnamen vor dem entsprechenden des Licinius Muräna erwähnen, beweist, daß er ein vornehmer Mann, kein Emporkömmling war. Plebejische Sergier von irgendwelcher Bedeutung kennen wir aus dieser Zeit nicht.

*) Der Beiname Catilina, welchen der Verschwörer trug, bedeutet Hundefleisch. Die catulina war alterthümliches Opferfleisch für die Sacra einiger unheimlichen Nachtgöttinnen und Laren. Die Witzlinge des Forums dachten bei diesem Namen sicher auch an das anklingende Wort catillo, Napflecker

größeren Gesetzlichkeit trieb er es arg. Er kam in Untersuchung wegen Incest mit der Vestalin Fabia, auf ihm lastete der Verdacht, seinen eigenen erwachsenen Sohn erdrosselt zu haben, um eine elegante aber liederliche Dame zu heirathen. Wenn er durch die Straßen ging, mit blutlosem Antlitz, in dem Auge den bösen Blick, mit ungleichem Schritt, bald hastig bald schleichend, las das Volk in Miene und Geberde den Wahnsinn eines gottverdammten Verbrechers. Trotz Raub und Erpressungen blieben seine Vermögensverhältnisse in wüster Unordnung. Man hielt dafür, daß ihm kein Verbrechen zu schwarz war, wenn er darauf ausging seine Leidenschaften zu befriedigen, und daß es keine Ausschweifung gab, der er nicht fröhnte. Aber derselbe Mann hatte einen eisernen, fast unzerstörbaren Körper, er vermochte, wenn es Noth that, Anstrengungen und Entbehrungen zu ertragen wie kein Anderer, sein Geist war verschlagen, waghalsig, hinterhaltig, voll wilder Pläne, nach dem Höchsten begierig; wie er keine Scrupel kannte, so kannte er auch keine Furcht, sein Trotz erhob sich nur um so unbändiger, je mehr ihn die Gefahr umdrängte. Er war kein schlechter Redner, im Umgange von einer sinnbethörenden Gewalt über Schwächere, zumal über Jüngere, er wußte ihren Fehlern und Leidenschaften zu schmeicheln und unterrichtete sie mit dämonischer Kunst in den eleganten Lastern. Er schaffte ihnen Mädchen, Jagdhunde und Rennpferde, leitete sie an ihr Geld zu vergeuden, dann sich durch falsches Zeugniß und falsche Unterschrift Geld zu schaffen; er lehrte sie gegebenes Wort, eigenes und fremdes Gut gering zu achten und die Gefahr eines verdammenden Richterspruches zu verlachen, zuletzt ihren Gegnern nachzustellen und sie geheim bei Seite zu schaffen. Wer von jungen Männern in seine Gesellschaft kam, der galt in einer Zeit, wo der vornehmen Jugend vieles Schlechte nachgesehn wurde, für unrettbar verloren. Ihn umgab ein Schwarm von verarmten Mördern, von Lüstlingen und hoffnungslosen Verbrechern. Er that und lehrte das Böse

wie aus Freude daran, um Abwechslung in das träge Einerlei der Zeit zu bringen.

Bei alledem war er kein Politiker, kein kluger Mann. Wild und ausschweifend war seine Phantasie, unstät seine Gedanken, unbesonnen bei aller Verstellung sein Thun. Er war unberechenbar und gefährlich als Verbündeter und als Gegner. Vier Jahre conspirirte er und immer ward er im Anlauf zurückgeworfen, jede Niederlage machte ihn toller und furiöser. Wie fascinirend sein Wesen auf Unerfahrene wirkte, in der Heuchelei und Lüge, in Plänen und immer neuen Anschlägen war kein anderes stetiges Ziel als die Befriedigung seiner phantastischen Wallungen; nicht großer Ehrgeiz hob, ihn stachelte die rohste Selbstsucht. Echt und dauerhaft war nur Eines in ihm, der trotzige Muth und die Todesverachtung, das Erbe seines Ahnherren; aber es war mehr der Muth eines Gladiators, als eines Feldherrn.

So etwa schildert die unheimliche Gestalt Sallust, und dasselbe Urtheil klingt mit seltener Einstimmigkeit aus anderen Berichten der Zeitgenossen und der folgenden Generation. Wenige Charaktere giebt es, deren Umrisse in der Hauptsache so zweifellos sind, als die des bösen Mannes.

Wie aber erklärt der Biograph Cäsars das Wesen des Catilina? Es sei erlaubt, seine Worte anzuführen.

„Zu jeglicher Gewaltthat bereit, träumte Catilina inmitten seiner Orgien vom Sturz der Oligarchie, doch darf man zweifeln, daß er alles mit Feuer und Schwert zu vertilgen beabsichtigte, wie Cicero behauptet und die meisten Geschichtschreiber ihm nacherzählt haben. Von hoher Geburt, im Jahre 677 (das Jahr ist unsicher) Quästor, hatte er sich in Macedonien im Heere des Curio ausgezeichnet (wir wissen nicht sicher, wo er diente); im Jahre 686 war er Prätor gewesen und im folgenden Jahre Statthalter in Africa. Man warf ihm vor, er habe sich in seiner Jugend an den Morden des Sulla betheiligt, mit den übelberüchtigtsten Leuten Gemein-

schaft gehabt und sich der Blutschande und anderer Verbrechen schuldig gemacht; man hätte keine Ursache, seine Schuld zu bezweifeln, wüßte man nicht, wie verschwenderisch mit Verläumdungen siegreiche politische Parteien gegen die Besiegten sind. Auch muß man zugeben, daß er die Laster, die man sich gefiel ihm aufzubürden, mit gar vielen Männern jener Zeit gemein hatte, unter andern mit Antonius, dem Collegen des Cicero, den dieser selbst später vertheidigte (Cicero war sogar Sachwalter des Catilina gewesen). Mit hoher Einsicht begabt und von seltener Thatkraft, konnte Catilina kaum auf etwas so Unsinniges wie Mord und Brand ausgehn. Das hieße über Trümmer und Gräber herrschen wollen. Die Wahrheit wird besser aus dem Bilde hervortreten, das Cicero sieben Jahre später, nach Catilinas Tode entwarf, als der große Redner, zu einer ruhigeren Würdigung gelangt, den, welchen er früher so entstellt hatte, mit weniger düstern Farben malte. „Dieser Catilina, ihr habt ihn, denk ich, nicht vergessen können, besaß, wenn nicht die Wirklichkeit, wenigstens den Schein der größten Vorzüge. Seine Gesellschaft bestand aus einer Rotte verderbter Menschen; aber er that, als wenn er den achtungswerthesten Menschen ergeben sei. Wenn die Ausschweifung mächtigen Reiz für ihn hatte, so warf er sich doch mit nicht geringerem Eifer auf die Arbeit und die Geschäfte. Das Feuer der Leidenschaften verzehrte sein Herz, aber er fand auch Geschmack an den Anstrengungen des Krieges. Nein, ich glaube nicht, daß jemals ein Mann gelebt, der einen so unnatürlichen Verein von so verschiedenen, so entgegengesetzten und in fortwährendem Kampf begriffenen Leidenschaften und Anlagen gezeigt habe.““

Und später ergänzt der Biograph Cäsars dies sanfte Urtheil durch folgende Worte: „Daß Catilina, wie alle Anstifter von Revolutionen, sich mit Leuten verbunden habe, die nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatten, läßt sich nicht bestreiten; aber wie kann man glauben, daß die Mehr-

zahl seiner Mitschuldigen aus lasterhaften Verbrechern bestanden habe?" — „Daß Catilina ein verderbter und grausamer Mensch von der Art des Marius und Sulla war, ist glaublich, daß er durch Gewaltthat zur Herrschaft gelangen wollte, ist gewiß; daß er aber für seine Sache so viele gewichtige Persönlichkeiten gewonnen, daß er sie begeistert, daß er die Völker Italiens so tief aufgeregt hätte, ohne eine große und hochherzige Idee zu verkündigen, das ist es, was man als unwahrscheinlich bezeichnen muß."

„Er träumte eine revolutionäre Dictatur, den Untergang der oligarchischen Partei, und, wie Dio Cassius sagt, (!) durchgreifende Veränderung der Staatsverfassung und Aufstand der Bundesgenossen. Das Gelingen wäre dennoch ein Unglück gewesen, ein dauerhaftes Gut kann niemals aus unreinen Händen hervorgehn."

Es wird schwer, ein unwilliges Erstaunen zu unterdrücken, wenn man diese Worte liest. Hat sie ein kleiner Engel geschrieben, der in seinem weißen Hemdchen noch in der Klippschule des Himmels sitzt und niemals auf unsere sündige Erde herabgeblickt hat? Oder sind sie aus der Feder eines wackern deutschen Kleinstädters geflossen, der mit vertrauensvollem Herzen die Gemüthlichkeit seiner Trinkgevattern auf die alten Römer überträgt, und den Cicero mit seinem wohlbeleibten Bürgermeister vergleicht, den Catilina aber mit dem unzufriedenen Führer der Stadtverordneten? Zuverlässig dachte Catilina nicht daran, „alles mit Feuer und Schwert zu vertilgen", zuverlässig wünschte er, daß für ihn und seine Gesellen noch ein gutes Theil des Bestehenden übrig bleibe, wer herrschen will, will nicht Fürst in einer menschenleeren Einöde sein. Wenn er genöthigt war, einige Quartiere des alten winkligen Roms anzustecken, so hegte er doch sicher den Plan, sie dereinst weit schöner wieder aufzubauen, auch dabei konnten seine Anhänger große Summen verdienen, und er selbst konnte auf die neuen Tempel und Hallen seinen Namen

einmeißeln. Aber der Verfasser hält auch für zweifelhaft, daß sich Catilina in seiner Jugend an den Morden des Sulla betheiligt und mit übelberüchtigten Leuten Gemeinschaft gehabt, denn man weiß ja, wie übermäßig die Sieger den Besiegten verläumden. Diese Art Zweifel macht dem Herzen des Verfassers alle Ehre, aber wer historische Zeugnisse so behandelt, der ist zu bedenklich, um überhaupt Geschichte zu schreiben. Denn die Nachricht, daß Catilina das Schlechte gethan hat, ist genau ebenso sicher als der Bericht, daß er überhaupt gelebt hat. Wenn der Verfasser die Hälfte bezweifelt, warum nicht das Ganze? Dann ist auch unsicher, daß Catilina überhaupt gelebt hat. Freilich behauptet der Verfasser im nächsten Satz wieder, daß Catilina die Laster, die man sich gefiel ihm „aufzubürden", zwar besaß, daß aber viele andere auch nicht besser waren. Das ist möglich. Wir haben von den Clodius, Curio, Milo und andern Anhängern des Cäsar und Pompejus eine sehr schlechte Meinung, sie gehörten zu dem großen Haufen der Verdorbenen und Ruchlosen, und wenn Catilina sich begnügt hätte, wie sie zu rauben, Einzelnen bei Nacht aufzulauern und durch seine Fechterbanden die Kreuzwege und die Straßenecken unsicher zu machen, so würde der Geschichtschreiber keine große Ursache haben, ihn vor seines Gleichen auszuzeichnen, und Catilina würde, da doch auch unter diesem vornehmen Gesindel eine gewisse Stufenreihe der Verworfenheit erkennbar ist, sich mit dem bescheidenen Ruhme begnügen müssen, unter schlechten Buben einer der schlechtesten zu sein. Was ihn auszeichnete, ist grade die Frechheit, welche gegen etwas zu freveln wagte, das höher steht, als das Leben jedes einzelnen Bürgers, gegen den Staat selbst. Er war nicht blos ein gemeiner Kehlabschneider, sondern ein Schurke von höherer Potenz. „Das ist unmöglich", sagt der Verfasser, „wie konnte er für seine Sache so viele Persönlichkeiten gewinnen und begeistern, ohne eine große und hochherzige Idee zu verkünden." Bescheiden wagen wir die Antwort, daß in

der Weltgeschichte solche Männer nicht unerhört sind, welche große und hochherzige Ideen verkünden, ohne selbst daran zu glauben. Es ist, wie uns dünkt, mehr als einmal geschehn, daß hartgesottener Egoismus populäre Zeitideen im Munde geführt, dadurch die Menge getäuscht und auf einige Zeit Erfolge erreicht hat. Auch der Ideenärmste findet Phrasen, und keine Idee ist ruchloser gemißbraucht worden als die große Idee der Demokratie. Kein Zweifel, daß auch Catilina für die waghalsige Jugend, für die Veteranen und Provinzialen lockende Stichwörter hatte, welche einfache und vertrauenslustige Leute täuschen konnten. Der unerträgliche Hochmuth der regierenden Kaste sollte gebrochen werden, große Getreidespenden und Aecker sollten unter die Armen vertheilt werden. Veteranen des Marius zeigte er den silbernen Legionsadler des alten Feldherrn, — er der die Anhänger ihres Feldherrn getödtet und beraubt hatte, — den Leuten in der Provinz versprach er die drückende Herrschaft der Stadt Rom zu brechen. Wann hätte es je an solchen Ideen gefehlt! Aber nichts in seinem Leben berechtigt uns zu der Ansicht, daß er wirklich ein Politiker war, dem das Herz von einem großen politischen Gedanken gehoben wurde, der überzeugt war, daß sein Erfolg ein Glück für den Staat und für das Gedeihen desselben nothwendig sei. Die Erfolge seines Privatlebens hatte er im rohen Kampf gegen das bürgerliche Gesetz gesucht, in seinem politischen Leben war er ein Mörder unter den Adlern Sullas, dann Renegat und ein Verschwörer vor dem Adler des Marius, dessen Freunde er umgebracht, dessen Vetter er verstümmelt und geschlachtet hatte. Einem solchen Individuum zutrauen, daß es für eine große Idee lebe, ist allzu gutherzig. Auch das rücksichtsvoll temperirte Urtheil, welches Cicero in späteren Jahren über Catilina fallen läßt, hätte der Verfasser nicht für sich anführen sollen. In der That bestätigen diese Phrasen Ciceros nur, was wir auch sonst wissen, und selbst wenn sie etwas Anderes aussagten,

Cicero war in der Politik weder consequent noch beherzt, er litt damals (698) schwer unter der Unpopularität, welche ihm die ungesetzliche Hinrichtung der Verschworenen zugezogen hatte, ihm war damals Angst vor Pompejus und Angst vor Cäsar und dessen Stadtanhängern, unter denen mancher alte Spießgeselle des Catilina sich gegen ihn rührte, das erklärt zur Genüge seine geschraubten Sätze. Wenn der Verfasser gar noch eine Bestätigung seiner Ansicht darin findet, daß auch Napoleon der Erste den Catilina nicht für ganz schlecht gehalten habe, so möchten wir nur ungern gegen ein solches Familiengefühl polemisiren, aber verhehlt soll doch nicht werden, daß die Urtheile Napoleons des Ersten über Cäsar und seine Zeit zuweilen scharfsinnig und geistvoll, häufig schief, immer flüchtig sind, wenig geeignet als Autorität angeführt zu werden.

Jedoch das Urtheil des Verfassers über Catilina ist es nicht, was in seiner Schilderung der Verschwörung am meisten befremdet. Noch unsicherer ist, was er über Cäsars Stellung in jener Katastrophe sagt.

Der Verlauf der Verschwörung und ihrer Entdeckung darf hier als bekannt vorausgesetzt werden. In Wahrheit bestanden damals in Rom, wie häufig in ähnlichen Fällen, zwei Verschwörungen der Opposition ineinander. Eine große, welche durch die Führer der Volkspartei — damals Cäsar und Crassus — geleitet wurde, die zweite kleinere das Complot des Catilina. Beide gingen auf gewaltsamen Sturz der Senatsmajorität aus, beide standen in Verbindung, in beiden hatten die Leiter ihre besonderen Zwecke. Daß Cäsar und Crassus dem Complot des Catilina nicht fremd waren und vertrauten, wie die unsaubere Arbeit der wilden Gesellen ihnen den Weg zum Siege bahnen könne, ist für uns außer allem Zweifel. Niemand hat in neuester Zeit die Indicien für die Schuld Cäsars stärker hervorgehoben als Theodor Mommsen, und wir können unsere Jury, die deutschen Leser, auf seine Geschichte verweisen. Die Beweise sind unwiderleglich.

Auch die Führer der Volkspartei waren Verschwörer. Sie wollten auf gesetzlichem Wege, durch die Gesetzvorschläge ihrer Tribunen, durch die Amtsgewalt befreundeter Consuln in den Besitz eines Heeres kommen. Mit diesem Heer wollten sie den offenen Kampf um die Herrschaft beginnen. Nicht gegen den Senat, sondern gegen eine dritte Macht, welche weit östlich in Asien die eigentliche Gewalt über den Staat besaß, gegen den siegreichen Feldherrn Pompejus und seine Legionen. Er, die Senatsmajorität und die Demokraten bildeten drei Parteien, von denen jede die andere mißtrauisch belauerte und die Stunde zum offenen Kampf erwartete.

Die Senatsmajorität, welcher der Consul Cicero dienstbar geworden war, stand in diesem Streit am schlechtesten; denn sie war auf die Defensive beschränkt. Nur die Autorität besaß noch der Senat, auch diese sehr verkümmert, die wirkliche Gewalt über den römischen Staat besaß thatsächlich der Feldherr, welchem ein großes Heer zu Gebote stand. Jetzt war Pompejus dieser Glückliche, der erwartete König von Rom, in kurzem konnte es ein anderer sein; Cäsar und Crassus wagten das Aeußerste, sich in dieselbe bevorzugte Stellung zu versetzen.

Seit drei Jahren hatten sie vergebens intriguirt und mit Gewalt gedroht, um die Gegner einzuschüchtern, sie hatten weder Consuln ihrer Partei, noch die Ackergesetze, welche ihnen das Recht zur Aushebung geben sollten, durchgesetzt. Jetzt stand die Beendigung der asiatischen Kriege und die Rückkehr des Pompejus bevor, sie waren ungeduldig und fürchteten alles. Da strengten sie unter dem Consul Cicero die äußersten Mittel an, um für Catilina das Consulat des nächsten Jahres zu sichern. Vergebens, der unpopuläre Mann erhielt nicht die Mehrzahl der Stimmen. Da faßte er den Plan loszubrechen, den Consul Cicero zu ermorden, den Senat zu sprengen. Daß Cäsar und Crassus davon unterrichtet waren, ist sicher, wie weit sie den Mörder und Brandstifter wollten

gewähren lassen, wissen wir nicht. — Aber wenn auch der Senat mit seinen Consuln und den andern curulischen Aemtern thatsächlich nicht mehr im unbestrittenen Besitz der Herrschaft war, für Behandlung politischer Intriguen war die Senatspartei doch gut geschult und die Führer — die Consulare — wußten, ohne große Talente zu sein, doch gefährliche Situationen mit Takt und Routine anzufassen. Sie empfanden vor der ausbrechenden Verschwörung ihre Schwäche und die Meisten fühlten Furcht um Leben und Gut, sie thaten also, was in ihrer Lage das Klügste war, sie beschlossen sofort die Verschwörung des Catilina von den Intriguen der Volkspartei zu isoliren. Des Catilina und seiner Bande mochten sie Meister werden, eine Verfolgung des Cäsar, des Crassus und der gesammten Volkspartei bedrohte sie mit einer Gefahr, der sie sich nicht mehr gewachsen fühlten. Die Einsichtsvolleren durften sogar einen blutigen Sieg über die Volkspartei nicht wünschen, denn der Senat hätte nicht für sich, nur für den Pompejus, den auch er fürchtete, gesiegt, er hätte diesem den erwünschtesten und populärsten Vorwand gegeben, seine Legionen nach Rom zu führen und gegen den Tempel des Senats aufzustellen, der Senat selbst hätte das neue Königthum in Rom eingeführt. Daß diese sehr berechtigte Rücksicht das Thun des Senates leitete, ist nicht zu verkennen. Es war zuverlässig nicht Cicero allein, der mit Advocatengewandtheit vermied, diejenigen zu Angeklagten zu machen, welche ihm den Erfolg seiner Proceßsache verderben konnten, es war offenbar eine Verabredung. Möglich sogar, daß uns unbekannte Privatverhandlungen mit Cäsar und Crassus und den Tribunen der Volkspartei vorausgegangen sind, nach denen die Demokraten den Catilina preiszugeben genöthigt waren. Wir haben keinen Grund, der durch Plutarch erhaltenen Nachricht aus einer verlorenen Rede Ciceros zu mißtrauen, daß Crassus dem Cicero einst bei Nacht eine Warnung vor den Anschlägen zugehn ließ. Und fast lächerlich war jene Scene in der Senats-

sitzung des leidenschaftlichen 4. December, als ein eingefangener Zeuge den Crassus unter den Verschworenen nannte. Sogleich erhob sich im Senat ein lautes Geschrei, welches die Namen, welche etwa noch zurück waren, abschnitt. „Der Zeuge müsse abgeführt werden, er verläumde angesehene Männer.“ Daß L. Tarquinius kein falscher Zeuge war, den Cicero gedungen hatte, wie Crassus später murrte, ist klar; nicht weil Cicero zu redlich, sondern weil er doch viel zu klug für solch elenden Kunstgriff war und nebenbei viel zu ängstlich bemüht sich vor übler Nachrede zu schützen. Hatte er doch sogar verweigert, privatim die Briefe der Verschwörer, welche man den Allobrogen abgenommen, zu eröffnen, er ließ dieselben, um jeden Verdacht einer Fälschung zu entfernen, mit ihren Siegeln dem Senat vorlegen.

Catilina hatte die Stadt verlassen, er hatte sich die Beile der Consuln und die Lictoren angemaßt und organisirte zwei Legionen, denen Verzweifelte und Beutelustige zuströmten. Aber am Morgen des dritten December 691 wagte der Consul Cicero seinen großen Staatsstreich, er verhaftete zu Rom die Häupter der Verschwörung. Sie wurden sogleich im Senat verhört und am Ende der Sitzung einzelnen Senatsmitgliedern zu freiem Gewahrsam übergeben. Sowohl Cäsar als Crassus erhielten einen dieser Gefangenen zur Bewachung. Dieser Act des Vertrauens war zugleich eine herbe Demüthigung und eine gelegte Falle. Wenn sie die Verhafteten dem Senate bewahrten, verfeindeten sie sich mit der übrigen Rotte der Verschwörer, wenn sie die Gefangenen entrinnen ließen, gaben sie ein Zeugniß gegen sich. Auch mochte der Consul Cicero in der Stille überzeugt sein, daß die beiden Häuser der Demokraten zugleich der sicherste Aufbewahrungsort waren, denn er fürchtete auch verzweifelte Wagnisse ihrer Genossen. Dies kleine Ereigniß war wohl die schlaueste politische Maßregel Ciceros und der Senatspartei. Es war ein Meisterstreich, ebenso boshaft als klug, man erwies den Gegnern

das höchste Vertrauen, indem man sie am tiefsten demüthigte, und man setzte sie in eine Lage, aus welcher sie ohne Einbuße kaum herauskommen konnten.

Es ist charakteristisch, wie Cäsar und Crassus sich aus der gefährlichen Stellung, in welche sie durch den Sieg des Senates versetzt waren, heraushalfen. Crassus kam gar nicht in die Senatssitzung, worin den Verschworenen das Urtheil gesprochen wurde, Cäsar aber erschien und trat der Majorität mit einer heitern Größe gegenüber, der nur die Ehrlichkeit fehlte.

Der Volkspartei wurde möglich und nöthig gemacht, den Catilina und seine Gesellen aufzugeben, dessen Complot entdeckt und dem Zorn der Stadt anheimgefallen war. Aber die ängstliche Sorgfalt, welche Cicero und die Diplomaten des Senates anwendeten, den Namen Cäsars von der Anklage freizuhalten, genügte doch nicht, zu verbergen, daß Cäsar seit Jahren mit Catilina im engen politischen Einverständniß war, trotz den mehrjährigen Mordplänen desselben, und daß er noch vor wenigen Wochen die Versuche bewaffneter Banden begünstigt hatte, welche dem Verbrecher das Consulat schaffen sollten. Die ehrlichen Eiferer wie Cato und die jungen Männer aus den Kreisen der Capitalisten, in diesen Wochen Ciceros Leibgarde, sprachen und handelten nicht so vorsichtig wie ihr Consul; im Senat wurde dem Cäsar seine Mitschuld vorgeworfen; als er aus der Sitzung trat, war sein Leben in Gefahr, und Cicero mußte ihn schützen. Cäsar selbst aber suchte in den Tagen der Entscheidung sich aus dieser schwärzesten Periode seines politischen Lebens in charakteristischer Weise herauszuheben.

Der Verfasser der Lebensgeschichte irrt allerdings gröblich, wenn er die Rede Cäsars, welche Sallust mittheilt, für die wirklich gehaltene Rede Cäsars hält. Sie ist ein stilistisches Kunstwerk Sallusts wie hundert ähnliche Reden der griechischen und römischen Historiker. Wir müssen diesen Zusatz freier

Erfindung bei allen Geschichtswerken des Alterthums in Kauf nehmen. Allerdings ist die historische Bedeutung dieser Stilübungen nicht bei jedem Geschichtschreiber dieselbe. Viele Reden des Livius haben genau den historischen Werth, welchen etwa die Reden Heinrich des Vierten und Richard des Dritten in Shakespeares Tragödien beanspruchen, manche Rede in Thucydides ist wahrscheinlich ebenso zuverlässig, als der Zeitungsbericht, den ein guter Reporter über eine berühmte Kammerrede niederschreibt. Es ist möglich, daß Sallust seine Darstellung nach einer älteren Aufzeichnung gemacht hat, welche die Rede selbst oder doch ihren Inhalt fixirte. Es ist möglich, aber wir wissen es nicht, und es ist unerlaubt, seine Worte als von Cäsar gesprochen anzuführen.

Die Betrachtungen, welche der Verfasser an die Rede und das Verhalten Cäsars knüpft, sind lehrreich, obgleich in anderer Weise, als der Verfasser beabsichtigt. So aber spricht Napoleon der Dritte über Cäsar: „Man kann sich leicht davon überzeugen, daß Cäsar kein Verschwörer war; diese Anklage findet vielmehr in der Kleinmüthigkeit der Einen und dem Groll der Andern ihre Erklärung. Denn wer weiß es nicht, daß schwache Regierungen in Augenblicken der Entscheidung jede Theilnahme für die Angeklagten als Mitschuld ansehen und ihre Gegner mit Verläumdungen nicht schonen? Q. Catulus und C. Piso waren von einem so glühenden Haß gegen ihn beseelt, daß sie den Consul bestürmt hatten, auch ihn in die gegen die Mitschuldigen Catilinas gerichteten Verfolgungen hineinzuziehen. Cicero hatte widerstanden. Aber das Gerücht seiner Betheiligung am Complot hatte sich darum nicht weniger verbreitet und war von der Menge der Mißvergnügten mit Beflissenheit aufgenommen worden. Cäsar gehörte nicht zu den Verschworenen; denn sonst hätte sein Einfluß genügt, ihre Freisprechung mit Triumph zu erwirken. Er hatte ein zu hohes Selbstgefühl und genoß zu große Achtung, um auf verstecktem Wege und mit verwerflichen Mitteln zur Gewalt ge-

langen zu wollen. So ehrgeizig ein Mann auch sei, er wird kein Verschwörer, wenn er sein Ziel mit gesetzlichen Mitteln erreichen kann. Cäsar war des Consulates sehr sicher, und niemals verrieth Ungeduld seinen Ehrgeiz. Ueberdies hatte er beständig einen ausgesprochenen Widerwillen gegen den Bürgerkrieg an den Tag gelegt; und wie würde er sich in eine gemeine Verschwörung mit verrufenen Leuten eingelassen haben, er, der es zurückwies, mit Lepidus, der damals an der Spitze eines Heeres stand, gemeinschaftliche Sache zu machen? Hätte Cicero den Cäsar für schuldig gehalten, würde er gezögert haben ihn anzuklagen, während er sich nicht gescheut hatte, eine so gewichtige Persönlichkeit wie Licinius Crassus mit Hilfe eines falschen Zeugen zu verdächtigen? Wie hätte er wohl am Tage vor der Verurtheilung dem Cäsar die Bewachung eines der Verschworenen anvertraut? Würde er ihn später gerechtfertigt haben, als die Beschuldigung erneuert ward? Wenn endlich, wie wir später von Plutarch hören werden, Cäsar lieber der Erste in einem Dorfe der Alpen, als der zweite in Rom sein wollte, wie hätte er sich dazu verstanden, der zweite neben Catilina zu sein?"

Was soll man zu solcher seichten und phrasenhaften Aburtheilung sagen? Wer uns den Gaius Julius schildern wollte, den milden Mann mit demanthartem Sinn, den erlauchten Demokraten, der als Verschwörer anfing und als Reformator endete, der höchst populär war, als er ruchlos gegen die Staatsordnung intriguirte, und höchst unpopulär, als er den zerrütteten Staat zu neuem Leben umschuf, wer eine so schwer verständliche Gestalt aus fremdem Volksthum uns Modernen deutlich zu machen wagte, der müßte doch vor allem den Menschen Cäsar so schildern, wie er im Verlauf seines Lebens allmälig wurde. Er würde ohne Zweifel die schwere Aufgabe so beginnen, daß er zuerst einzelne deutliche Züge seines Charakters als Grundlinien des Bildes feststellte und entweder bescheiden fremder Einsicht überließe, die un-

fertigen Umrisse zu vervollständigen, oder aus der Summe der Anschauungen und Vorstellungen, die ihm das eigene Leben gewährt, die ergänzenden Striche schöpferisch dazufügte.

Cäsar brachte die Tugenden und den hohen Sinn eines Fürsten in seine politische Laufbahn. Er war ein vornehmer Mann, ein klarer und sicher auf sich selbst ruhender Geist, ein treuer und hingebender Freund, heiter, mittheilend, nachsichtig gegen fremde Fehler, freudig zu geben, ein mildes Gemüth, dem gutes Einvernehmen mit Allen, die ihm persönlich nahe traten, Bedürfniß war. Er war weich und gefühlvoll, wo er liebte, dankbar für jedes Zeichen der Hingabe und persönlichen Zuneigung. Familienbande, gute Kameradschaft und menschliches Wohlwollen bestimmten sein Handeln zuweilen mehr, als für seine Erfolge und seinen Ruf vortheilhaft war. War ihm jemand lieb, dem verzieh er auch Unverzeihliches, fühlte er sich verpflichtet, so opferte er mehr von seinem Vortheil, als ein Politiker opfern darf.

Aber derselbe Mann trat in die Politik zu einer Zeit, wo der Staat bereits eine Beute wilder und grausamer Heerführer geworden war, wo die maßloseste Selbstsucht der Regierenden das Amt als Handhabe gebrauchte, die schlechtesten Leidenschaften zu befriedigen, wo auch die Gesetzgebung nur als Waffe benutzt wurde, die Gegner zu verderben, selbst zur Herrschaft durchzudringen. Der junge Cäsar intriguirte, bestach und verschwor sich, wie die Andern, er ergriff eine Partei und schmeichelte dem Volk, wie die Andern, um sich heraufzuheben, seine Feinde zu verderben. Ja er unterschied sich von den Andern in dieser Zeit für unser Urtheil nur dadurch, daß er verschwenderischer Geld ausstreute, feiner und vornehmer seine selbstsüchtigen Pläne verfolgte und niedriger und kleiner Leidenschaft keine Herrschaft über sich einräumte. Wenn er durch unerhörten Glanz seiner Spiele und durch die massenhaften Bestechungen, welche er an feile Waghälse aufwendete, seine Vermögensverhältnisse völlig ruinirte, so wußte

auch er, daß er durch Raub und Erpressung in den Provinzen sich den Schaden wieder ersetzen konnte. Und er hat seinerzeit aus Spanien und Gallien reichlich genommen, was er brauchte. Er war ein waghalsiger Spieler um die Macht, seine Einsätze größer, sein Anstand unvergleichlich besser, Scharfsinn und Klugheit unvergleichlich größer, aber er war doch im Grunde nur ein verwegener Spieler und ein vornehmer Abenteurer. Doch merkwürdig, mit den Erfolgen adelten sich seine Ideen über den Staat, reinigte sich seine Methode zu kämpfen, verstärkte sich ihm das Gefühl seiner Verpflichtung für das Ganze. Der Keim zu einem großen Mann, den ihm eine gnadenvolle Gottheit in die Seele gelegt, trieb reichlich Blatt und Blüthe. Auch ihm wurden, wie jedem emporwachsenden Eroberer, die einzelnen Menschen weniger werth, der Staat aber etwas Höheres. Er hatte zuerst sich und seine Anhänger groß machen wollen; als er zur Größe gekommen war, wurde die Größe des Staates sein Ehrgeiz, an die Stelle seiner Anhänger trat das ganze römische Volk.

Die Parteiideen seiner Jugend wandelten sich allmälig. Es ist uns in einigen Fällen möglich, diese Wandlungen zu verfolgen, welche aus revolutionären Plänen große Reformen machten. Er wurde der Restaurator Roms, der Wohlthäter des ganzen Orbis terrarum.

Dies ist die Wandlung seines Lebens. Wie sich im Einzelnen aus seiner Art zu sein diese innere Erhebung vollzog, das zu zeigen wäre die Aufgabe eines guten Biographen.

Auch wie ihn die Nemesis traf. Selbstwillig, auf ungebahntem Pfade, durch Zerstörung des Abgelebten hatte er das Römervolk und mit ihm die Civilisation des Alterthums gerettet, doch dem Menschengeschlecht ist der Dank bis heut sehr schwer geworden. Der Weg, auf dem er emporstieg, um seine höchste geschichtliche Berechtigung zu erweisen, war blutig

und bezeichnet durch schwere Thaten. Solcher Gestalt sich herzlich zuneigen, wie glänzend sie aus dunkler Umgebung strahle, wird auch späten Jahrhunderten nicht leicht. Wir vermögen wohl zu erweisen, wie einzig, erhaben und gewaltig sein Dasein war und wie segensreich und nothwendig für Alle. Aber wir müssen es immer wieder uns und Andern erweisen, unsere weiche Empfindung sträubt sich, seine Größe bleibt uns fremdartig, und bei dem Strahle, der aus seinem Geiste bis zu unserer Zeit herabfällt, friert uns das Herz.

Hätte der Verfasser verstanden, auf solcher Grundlage die schwer verständliche Natur Cäsars in ihrer allmäligen Erhebung zu zeigen, er würde dem Leser doch etwas von der Bewunderung mitgetheilt haben, welche er selbst seinem Heroen so reichlich zutheilt. Dazu aber war sein eigenes Verständniß des großen Mannes nicht sicher genug.

Denn zuletzt, um alles zu sagen, nicht seine Auffassung Cäsars, nicht irgend eine andere Einzelheit des Werkes setzt so sehr in Erstaunen, als das Unbedeutende seines Urtheils. Also so ist der Gebieter der Franzosen! Nun, wäre er auf dem Throne geboren, wie andere Herren, auch dies Buch wäre immer noch alles Mögliche. Aber er hat uns Menschen vom Mittelschlag so oft in Versuchung gesetzt, ihn mit demselben Maßstabe zu messen, womit wir unsere Freunde und Gegner messen, ihm wird dies Buch schädlich, es verändert unsere Ansicht von ihm selbst. Hat er an seine Ideen geglaubt, er ist nicht mehr gläubig; hat er klugen Geist in praktischen Dingen bewährt, den Geist, der geschichtliches Thun begreift, vermissen wir in ihm; er will auf uns wirken und uns täuschen, er möchte uns mit Redensarten fangen, er ist nicht ehrlich gegen uns, oder er birgt im letzten Grunde seiner Seele selbst nichts Anderes mehr als Phrasen. Wir sind stets Gegner seines Cäsarismus gewesen, und wir könnten zufrieden sein, daß er etwas gethan, was ihn so sehr ohne Drapirung und in der Blöße zeigt. Er war ein Gegner,

zuweilen ein gefährlicher Feind der „Ideen", für welche wir leben; was er sich hier bereitet, ist eine Niederlage, so tief, so völlig, wie wir nie für möglich gehalten hätten; es ist zunächst nur eine geheime Niederlage, vor wenigen Menschen, zunächst eigentlich nur vor uns ehrlichen Deutschen, deren Meinung die Weltgeschichte nur sehr allmälig beeinflußt. Er ist unser Gegner, und es ist eine Niederlage, und wir hätten keinen Grund zur Trauer.

Aber wir sind nicht Römer und nicht Romanen. Wir vermögen schwerlich, wie Cäsar, die Seeräuber an das Kreuz zu schlagen, mit denen wir längere Zeit gesellig verkehrt und auf die wir etwas von unserem eigenen Gemüth verwendet haben. Und wenn wir uns mit einem Zeitgenossen Jahre lang eifrig beschäftigt haben, zornig, verwundert, nicht ohne Achtung, so thut uns leid, wenn er uns veranlaßt, die Achseln zu zucken. Denn hier hätten wir ihm lieber Erfolg gegönnt als auf anderem Gebiet.

Und deshalb, wenn man das Buch aus der Hand legt, ist das Herz nicht leicht, man ist unzufrieden mit sich, daß man mehr erwartet, und mit dem Verfasser, als hätte er ein menschliches Vertrauen getäuscht, und es tönt leise aus einem Winkel unserer Seele: Schade!

Deutsche Geschichte von Souchay.

Geschichte der deutschen Monarchie von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall. Von Dr. E. F. Souchay. 4 Bände. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer. 1861—1862.

(Grenzboten 1862, Nr. 28.)

Seltner als in England und Frankreich sind in dem modernen Deutschland die Männer, welche, ohne Historiker von Fach zu sein, ein großes und langathmiges Geschichtswerk mit Erfolg unternommen haben. Ohne Zweifel hat die Darstellung

unserer Vergangenheit darunter gelitten. Wir begreifen jetzt sehr wohl, daß einer guten Geschichtserzählung zwar das selbständige Forschen in den Quellen die Grundlage ist, daß aber der Geschichtschreiber niemals in der Lage sein wird, das Gefundene würdig zu verwerthen, wenn ihm einige Eigenschaften des fertigen Mannes: Kenntniß der Menschen, der Geschäfte, des Volkscharakters abgehen. Daß solcher Erwerb in der Studierstube unsrer Gelehrten bis zur Neuzeit nicht ganz leicht wurde, hat unsere Geschichtschreibung lange als ein Unglück empfunden; denn innere Unsicherheit hat auch glänzenden Werken deutscher Gelehrten eigenthümliche Mängel gegeben. Erst die Neuzeit bessert diesen Fehler. Noch ist's nicht lange her, daß wir nach dem politischen Charakter des Geschichtschreibers zu fragen wagen und daß wir die Ueberzeugung hegen, kein Historiker könne unparteiisch in großem Sinne Geschichte schreiben, wenn er nicht selbst einer politischen Partei angehöre. Es kommt freilich darauf an, ob der besten seiner Zeit.

Der Verfasser des oben angezeigten Werkes gehört zu den wenigen, welche nach einem reichen Leben voll von praktischer Thätigkeit und großen Erfahrungen die Muße ihres reifern Alters solcher ehrenwerthen und anstrengenden Thätigkeit gewidmet haben. Er bringt dazu einen fertigen, wohlgeprüften politischen Charakter, Festigkeit in Liebe und Haß, eine Fülle von Anschauungen, die er in der Regierung und den Geschäften einer freien Reichsstadt, in dem vieljährigen Verkehr mit Staatsmännern und Gelehrten und mit dem Volke gesammelt hat. Er besitzt eine freie menschliche Bildung, eine große Arbeitskraft, eine reiche Kenntniß unsrer geschichtlichen Litteratur, er hat selbst fleißig in den Quellen gelesen, er ist endlich mit maßvollem Urtheil begabt und erfreut sich einer von den besten Eigenschaften des Historikers, er hat einen Instinkt für das Wahre. Was man mit so guter Ausrüstung in deutscher Geschichtschreibung leisten kann, das hat

er zuverlässig geleistet. Sein Werk, das von den ersten Anfängen unsrer Geschichte bis auf Karl den Fünften reicht, macht überall den Eindruck einer ehrlichen, gewissenhaften Arbeit, die Erzählung ist einfach und schmucklos, aber bei verständigem Anschluß an die besten Schriftsteller gut lesbar. Nicht selten erfreut ein besonders feines Urtheil, guter kritischer Blick, häufig ein praktischer Verstand, und die Unbefangenheit und Männlichkeit bei Beurtheilung von Charakteren und Zuständen. Und nach diesen Richtungen darf das Werk unsern Lesern angelegentlich empfohlen werden, es ist für Lectüre wie zum Nachschlagen willkommen, durch die zahlreichen Citate auch in der Litteratur unserer Geschichte orientirend.

Freilich hat die Darstellung der geschichtlichen Entwicklung unserer Nation im Mittelalter Schwierigkeiten, welche zur Zeit noch fast unüberwindlich sind, für alle Folgezeit die Geschichte dieser Periode zu einer der schwersten Aufgaben machen werden. Und das Werk Souchays, wie ehrenwerth die Arbeit daran ist, erhebt nicht den Anspruch, für eine Lösung des großen Problems zu gelten.

Die unermeßliche Schwierigkeit aber liegt nur zum kleinsten Theile in der Beschaffenheit der Quellen. Von einzelnen Zeiträumen und nicht nur von den frühesten, sind die erhaltenen Berichte der Zeitgenossen durchaus ungenügend und fragmentarisch, von andern, namentlich den letzten Jahrhunderten des Mittelalters, ist ein massenhaftes Material, dessen Reichthum und innern Zusammenhang wir noch gar nicht übersehen, und das zum großen Theil schwer zugänglich ist, in Städtechroniken und Archiven zerstreut. Auch wer wie Souchay sich darauf beschränkt, eine Geschichte der großen politischen Ereignisse zu schreiben, hat bei jedem Schritt die Unsicherheit, Unzuverlässigkeit oder die Unübersehbarkeit des vorhandenen Materials zu beklagen.

Freilich empfindet diese Uebelstände noch mehr, wer eine Geschichte des Volkes schreiben will, seines Charakters, seiner

praktischen und idealen Verhältnisse; denn für solche Arbeit findet er die wichtigsten Fragen, z. B. über Production und Consumtion, die sociale Lage des Volkes in jeder Periode vor der Reformation, über die Bildung der Stände sogar in ihrem Detail als wenig gelöst, überall schweben die Untersuchungen in Controversen, gehen die Ansichten weit auseinander; man ist durchaus in der Lage, selbst den ganzen Umfang der alten Quellenschriften zu durchwandern, mühsam sich aus mangelhaftem Material Anschauungen zu bilden und neue Beweise für eigene Ueberzeugungen suchen zu müssen.

Aber das ist nicht die größte Schwierigkeit. Weit störender ist ein anderer Uebelstand, daß im Leben und Charakter unsrer deutschen Vorfahren für uns etwas besonders schwer Verständliches liegt, was uns politische Größen des Mittelalters und noch mehr die Zustände des Volkes wie mit einem Nebel umhüllt, und uns schwerer macht, die Seele eines Fürstensohnes aus der Zeit Otto des Großen, als die eines Römers aus der Zeit des zweiten punischen Krieges oder selbst der Zwölftafelgesetze zu verstehen. Bis in die neue Zeit haben unsere Historiker sich die Sache freilich leicht gemacht. Sie waren schnell fertig, den überlieferten Bericht über das, was geschehen war, dadurch zu ergänzen, daß sie das Wie und Warum dazu erfanden, Motive des Handelns substituirten, welche dem modernen Menschen geläufig sind, nahe aneinanderliegende Begebenheiten in Causalnexus brachten. Das ist noch lange nach der Periode der pragmatischen Geschichtschreibung mit einer Unbefangenheit geschehen, welche auch namhaften Geschichtswerken für den, der näher zusieht, einen unheimlichen romanhaften Anstrich giebt. Allerdings ist das Ergänzen geschichtlicher Ueberlieferungen, das Combiniren und Vermuthen dem Historiker durchaus unentbehrlich, ohne solche divinatorische Thätigkeit wäre Geschichtschreibung überhaupt unmöglich. Was bei der deutschen Geschichtschreibung des Mittelalters zunächst verletzt, ist die unbefangene Selbstgefälligkeit und die

kurzsichtige Spießbürgerei, mit welcher dergleichen geschehen ist. Auch der Mangel an Wahrhaftigkeit. Denn es scheint uns, daß der Historiker den Leser bei keiner wichtigen Gelegenheit, wenigstens da nicht in Zweifel über Ueberliefertes oder von ihm dazu Gethanes lassen sollte, wo er ein einzelnes Factum und dessen innern Zusammenhang zur Charakteristik eines Helden oder einer Zeit benutzt.

Denn die Geschichtschreibung ist allerdings bei jedem berufenen Historiker ein Neuschaffen der Vergangenheit, ein schöpferischer Proceß, bei welchem er den ganzen Strom der Ueberlieferungen in seine Seele zu leiten sucht, um ihn dort nach den Gesichtspunkten, welche er gefunden hat, selbstkräftig zu organisiren. Immer wird sein Wesen der stille Mittelpunkt seiner Arbeit sein, und auch dem kleinsten Detail Farbe, Licht, Bedeutung geben, immer wird der Leser nicht nur durch seine Beweise überzeugt werden, er wird auch kurzweg an ihn glauben müssen, an seine Wahrheitsliebe, seine Kenntniß der gesammten Stoffmasse. Damit das aber möglich sei, muß der Historiker seinen Leser mit voller Offenheit zum Vertrauten machen, er muß ihn in allen wichtigeren Fällen, wo er ergänzt, Unsicheres combinirt, muthmaßt, — wenigstens bei ausgeführter Geschichtschreibung — durch die Form seiner Darstellung von der eigenen Zuthat in Kenntniß setzen. Und er hat dafür zu sorgen, daß durch solche Vorsicht das Interesse an seinem Bericht nicht verringert, sondern erhöht wird.

Zu solcher vorsichtigen und wahrhaften Behandlung ist gegenüber dem deutschen Mittelalter ganz besonderer Grund. Es lohnt, einige Besonderheiten, welche in dieser Periode an den Charakteren haften, wenigstens anzudeuten. Zunächst sei Bekanntes erwähnt. Es ist die epische Zeit unserer Vergangenheit. Die Unfreiheit des Individuums ist weit größer, jeder Einzelne ist stärker durch die Interessen und Gewohnheiten seines Kreises beeinflußt. Die Eindrücke, welche von

Außen in die Seele fallen, werden von behender Phantasie schnell umsponnen, verzogen, gefärbt; zwar scharf und energisch ist die Thätigkeit der Sinne, aber das Leben der Natur, das eigene Leben und das Treiben Anderer werden weit weniger nach dem verständigen Zusammenhange der Erscheinungen aufgefaßt, als nach den Bedürfnissen des Gemüths gedeutet. Leicht bäumt der Egoismus des Einzelnen auf und stellt sich zum Kampf, ebenso behende ist das Fügen unter übermächtige Gewalt. Die Naivetät eines Kindes mag in demselben Mann mit raffinirter List und mit Lastern verbunden sein, welche wir in der Regel als Auswuchs einer verderbten Civilisation betrachten. Und diese Unfreiheit sowie die Vereinigung der — scheinbar — stärksten Contraste in Empfindung und Methode des Handelns finden sich bei den Führern der Nation ebenso sehr als bei dem Privatmann. Es ist offenbar, daß schon dadurch das Urtheil über Charaktere, Werth oder Unwerth ihrer einzelnen Handlungen, über Stimmungen und Motive erschwert wird. Wir sollen den Mann nach Bildung und Moral seiner Zeit, und seine Zeit nach Bildung und Moral der unsern beurtheilen. Man versuche nun in irgend einem der frühen Jahrhunderte des Mittelalters sich eine Art Bild von dem mittlern Durchschnitt der Sittlichkeit im Volke zu machen, und man wird mit Erstaunen sehen, wie schwer das ist. Dürfen wir nach den Strafen schließen, welche die ältesten Volksrechte auf alle möglichen scheußlichen Missethaten setzten, oder nach den Greuelthaten im Hofhalt der Merowinger? Auch wo ein Fürstenleben verhältnißmäßig sichere und tüchtige Zeitgenossen gefunden hat, welche uns die Kunde desselben überliefert haben, sind die Notizen über die Sittlichkeit des Volkes sehr ungenügend, welche wir aus ihren Werken zusammentragen können, um ihr eigenes Urtheil über Werth oder Unwerth des Fürsten zu controliren. Es gab damals noch kaum Etwas von dem, was wir öffentliche Meinung nennen, und wir dürfen höchstens sagen, daß die Geschicht-

schreiber uns den Eindruck von Männern machen, welche Vertrauen verdienen. Wenn ein Fürstensohn sich in wiederholten Empörungen gegen seinen Vater erhob, wie weit wurde er durch die Auffassung seiner Zeit, durch seine innersten Motive nicht gerechtfertigt, aber entschuldigt? Selbst bei Situationen, welche sehr klar scheinen und uns in greller Beleuchtung erhalten sind, empfinden wir einen Mangel in unserm Verständniß. Was arbeitete in der Seele Heinrichs des Vierten auf dem Zuge nach Canossa? Die Antwort scheint so leicht, und doch enthält auch dieses Moment aus seinem schwer verständlichen Leben bei näherer Prüfung noch Zweifelhaftes.

Allerdings wird sich der Historiker zuletzt bescheiden müssen, nicht viel mehr von dem historischen Charakter und den innern Motiven seines Helden zu berichten, als die Zeitgenossen desselben zu verkünden im Stande waren. Denn gerade das ist der epischen Periode des Volkslebens eigen, daß der innere Kampf des Individuums, seine Empfindungen, Reflexionen, das Werden seines Wollens in den gleichzeitigen Berichten noch keinen Ausdruck gefunden hat. Das Volk, seine Dichter und Geschichtschreiber sehen den Mann scharf und gut im Augenblicke der That, sie empfinden — wenigstens bei den Deutschen, — das Charakteristische seiner Lebensäußerungen sehr innig, mit Rührung, Erhebung, Laune, Abneigung. Aber nur die Momente, in denen sein Leben sich nach Außen kehrt, sind jener Zeit interessant, imponirend, verständlich. Sogar ihre Sprache hat für die innern Processe bis zum Thun nur dürftigen Ausdruck, auch die leidenschaftlichste Bewegung wird vorzugsweise in der Wirkung genossen, welche sie auf Andere ausübt und in der Beleuchtung, welche sie der Umgebung mittheilt. Für die Gemüthsprocesse, sowie für die Rückwirkungen, welche das Geschehene auf Empfindungen und Charakter des Mannes ausübt, fehlt jede Technik der Darstellung, fehlt die Theilnahme. Sogar die Schilderung offen liegender Charaktereigenthümlichkeiten, sowie ein reiches Detail des Geschehenen

sind bei dem Erzähler nicht häufig, die verhältnißmäßig trockne Aufzählung der Begebenheiten wird mehr oder weniger oft durch Anekdoten unterbrochen, ausführlichere Berichte solcher erwähnten Momente, in denen eine einzelne den Zeitgenossen imponirende Lebensäußerung des Helden hervorbricht, hier ein treffendes Wort, dort eine energische That. Vorzugsweise in solchen Anekdoten beruht die Erinnerung, welche das Volk von seinem Führer und dessen Thaten bewahrt. Wir wissen, daß bis über die Reformation, ja bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus dieselbe Auffassung bei Gebildeten häufig war, daß sie noch jetzt in unserm Volke nicht geschwunden ist.

Diese Schwierigkeiten erschweren mehr oder weniger das Verständniß eines jeden Volkes in seiner Jugendzeit. Aber in der Anlage unsrer Urahnen war noch etwas Besonderes, was ihr Wesen zuweilen geheimnißvoll macht. Schon in ihrer ältesten epischen Zeit zeigen sie in Charakteren, in Sprache, Poesie und Sitte die Neigung, ein individuelles Empfinden und Grübeln zur Geltung zu bringen. Nicht die Dinge an sich, sondern was sie bedeuten ist schon den Ahnen des Denkervolkes die Hauptsache. Sehr reichlich dringen die Bilder der Außenwelt in die Seele der alten Germanen, sie sind vielseitiger, anerkennender, mit stärkerer Receptionskraft versehen, als jedes andere Volk der Erde. Aber nicht in der schönen, klaren, ruhigen Weise der Griechen, oder mit der sichern, beschränkten, praktischen Einseitigkeit der Römer spiegelt sich das Empfangene bei ihnen in Rede und Thun wieder, sie verarbeiten langsam und innig, und was aus ihnen herausquillt, hat eine starke subjective Färbung und eine Zugabe aus ihrem Gemüth erhalten, die wir schon in frühester Zeit allerdings lyrisch nennen dürfen. In ihrer Sprache begnügen sie sich nicht, an eine feste gediegene Masse der Wortstämme die bildenden und Flexionssylben als organisirende Glieder anzufügen, der alte Stamm selbst bewegt sich flüssiger, als bei einem andern

indogermanischen Volk, und wird bei Nomen und Verbum in seinem melodischen Elemente, dem Vokal, unaufhörlich umgeformt*). Und wieder die älteste Poesie der Deutschen steht in dem auffälligsten Gegensatz zu dem Epos der Griechen, nicht das volle und reichliche Erzählen der Handlung ist ihr die Hauptsache, sondern ein scharfes Herausheben einzelner glänzenden Züge, die Verknüpfung des Momentes mit einem ausgeführten Bilde, ein Darstellen in kurzen abgebrochenen Wellen, auf denen man das aufgeregte Gemüth des Erzählers empfindet. Ebenso steht dem kurzen, präcisen, scharfen Rechtsgrundsatz des Römers Rechtsformel und Allegorie des Deutschen entgegen, überall bunte Bilder und symbolische Handlungen, in welchen der Rechtssatz wie verhüllt und phantastisch umsponnen erscheint. Ganz ebenso ist bei den Charakteren der trotzige Egoismus mit einer Hingabe an ideale Empfindungen verbunden, die den Deutschen seit der Urzeit ein auffallendes Gepräge gab und sie mehr als ihre Körperkraft und kriegerische Wucht den Römern furchtbar machte. Keine Volkssitte hat so keusch und edel das Wesen der Frau gefaßt, kein Heidenglaube hat wie der deutsche die Schrecken des Todes überwunden, denn auf dem Schlachtfeld sterben ist die höchste Ehre und Freude des Helden. Durch dieses Vordringen des Gemüths und idealer Empfindungen erhalten die Charaktere der deutschen Helden im Leben wie in der Kunst schon sehr früh eine weniger einfache Textur, ein originelles, zuweilen seltsames Gepräge, welches ihnen bald besondere Größe und Tiefe, bald ein abenteuerliches und irrationales Element verleiht. Man vergleiche nicht den poetischen Werth, aber die Charakteranlage griechischer Helden in Ilias und Odyssee mit den Nibelungen. Dem tapfersten Griechen bleibt der Tod etwas Furchtbares, die Gefahr des Kampfes etwas Lästiges, es ist ihm durchaus nicht unehrenhaft, einen schlafen-

*) sing, Sänger, sang, gesungen.

den oder waffenlosen Feind zu tödten, es ist nicht der kleinste Heldenruhm, klug die Gefahr des Zusammentreffens zu vermeiden und aus dem Hinterhalt einen Ahnungslosen zu treffen. Der deutsche Held dagegen, derselbe, welcher aus Treue gegen seinen Herrn die verruchteste That eines Deutschen begangen und einen wehrlosen Mann listig von hinten getroffen hat, gerade er kann für sich, seinen Herrn und seinen Stamm Tod und Untergang vermeiden, wenn er zu rechter Zeit ausspricht, daß Gefahr vorhanden sei. Die Ueberirdischen haben ihm sein und der Freunde Verderben prophezeit, wenn die verhängnißvolle Reise fortgesetzt wird, und doch stößt er die Fähre, welche die Rückkehr möglich macht, in den Strom; — noch an dem Königshofe, wo ihm der Tod droht, vermag ein Wort zu dem wohlwollenden König, ehrliche Antwort auf eine herzliche Frage, das Aergste abzuwenden, er aber schweigt. Ja noch mehr, er und die Seinen höhnen und reizen die erbitterten Feinde, und mit der sichern Aussicht auf Untergang regen sie selbst herausfordernd im Spiele den blutigen Streit auf. Dem Griechen, jedem andern Volke des Alterthums, vielleicht die Gallier ausgenommen, wäre solche Art Heldenthum durchaus unheimlich und unvernünftig erschienen. Es war aber ächt deutsch, der wilde und finstre Ausdruck eines Volkswesens, in welchem dem Einzelnen seine Ehre und sein Stolz weit mehr galten als das Leben. — Nicht anders ist dies Verhältniß bei den Helden der Geschichte. Die idealen Empfindungen, welche ihr Leben regieren, wie unvernünftig sie zuweilen schon lange vor Ausbildung des Ritterthums waren, die Pflichten der Ehre und Treue, das Gefühl des Männerstolzes und der eigenen Würde, Todesverachtung und Liebe zu einzelnen Menschen hatten oft eine Stärke und intensive Gewalt, welche wir schwer zu schätzen, nicht immer als beherrschendes Motiv zu erkennen vermögen.

So schwebte die Seele des Germanen schon in ältester Zeit in Banden, welche für uns oft nicht mehr erkennbar

sind; Devotion und Sehnsucht, Aberglaube und Pflichtgefühl, ein geheimer Zauberspruch oder ein geheimes Gelübde zogen seinen Entschluß zu Thaten, welche wir vergeblich durch verständige Gründe, welche unserer Bildung entnommen sind, zu erklären suchen.

Und zu solcher Anlage kam im Mittelalter endlich der große Kreis von Stimmungen, Gesetzen und phantastischen Träumereien, welcher mit dem Christenthum eindrang. Während einerseits der schneidende Gegensatz, in welchem der milde Glaube der Entsagung zu den rauhen Neigungen eines erobernden Kriegervolkes stand, den Deutschen die Dissonanzen zwischen Pflicht und Neigung, zwischen äußerem und innerem Leben höchlich vermehrte, entsprach er andererseits in auffallender Weise dem Bedürfniß der Hingebung, welche der Deutsche für einige große Ideen schon längst besaß. Wenn an die Stelle Wuotans und des getödteten Asengottes, der Vater der Christen und sein eingeborner Sohn, und an die Stelle der Schlachtjungfrauen die Schaaren der Heiligen traten, so erhielt jetzt auch das Leben nach dem Tode noch höheren Werth, eine neue Weihe und herzlichere Bedeutung. Und zu den alten Gewalten, welche den Entschluß des Mannes in der Stille bestimmt hatten, zu dem bedeutungsvollen Wort, einem anlaufenden Thiere, zu dem Trinkgelage und dem Würfelspiele, zu den Mahnungen der Heidenpriester und den Weissagungen kluger Frauen kamen jetzt die Forderungen der neuen Kirche, ihr Segen und ihr Fluch, Gelübde und Beichte, die Priester und die Mönche; dicht an den rohen, rücksichtslosen Genuß traten leidenschaftliche Bußübungen und strengste Askese, und neben den Häusern der hübschen Frauen erhoben sich die Nonnenklöster. Wie seit der Herrschaft des Christenglaubens die Charaktere in den schärfsten Gegensätzen gezogen, wie Empfindung und Motive des Handelns mannigfaltiger, tiefer und künstlicher gemacht werden, das zeigen z. B. zahlreiche Gestalten aus der Zeit der Sachsenkaiser, wo fromme

Schwärmerei gerade unter den Vornehmen modisch wird und Männer und Frauen bald durch das Bestreben, die Welt für sich zu gewinnen, bald durch den reuigen Wunsch, den Himmel mit sich zu versöhnen, hin und her getrieben werden.

Wer je die Schwierigkeit empfunden hat, Personen des Mittelalters, welche durch die tiefsinnige Natur der Germanen und die alte Kirche geformt wurden, zu verstehen, der wird diese kurzen Andeutungen nach jeder Richtung zu ergänzen wissen. Sie sollten hier nur dem unbefangenen Leser eines neuen Geschichtswerks einige von den Schwierigkeiten aufzählen, mit denen der deutsche Historiker zu kämpfen hat.

Der erste Mann aber, welcher den Deutschen ein ganz neues Verständniß ihres innern Lebens gab, der erste, dessen innere Seelenprocesse und Gemüthskämpfe Gemeingut der ganzen Nation wurden, war Martin Luther. Er ist in diesem Sinne die erste dramatische Gestalt der Deutschen, und auch deshalb datirt von ihm die neue deutsche Geschichte.

Geschichte Kaiser Heinrich des Sechsten.

Von Theodor Toeche. Leipzig, Duncker und Humblot, 1867.

(Grenzboten 1867, Nr. 21).

Die friedlichen Aussichten dieser Woche und die beginnende Buchhändlermesse geben Veranlassung, an litterarische Interessen, welche längere Zeit der Politik nachstehen mußten, zu erinnern. Grade jetzt macht es froh, ein Buch zu empfehlen, welches von einem tüchtigen und liebenswerthen Talente verfaßt den strengsten Ansprüchen geschichtlicher Forschung genügt und doch auch eine fesselnde Lectüre darbietet, ein Buch, das grade zur Messe gerühmt werden soll, denn der junge Gelehrte, der uns damit beschenkt, ist selbst zugleich Buchhändler und Leiter eines alten, rühmlich bekannten Geschäftes in

Berlin. Seine kritische, mit Benutzung neuer, zumal italienischer Quellen geschriebene Geschichte des Staufers Heinrich VI., des Sohnes von Friedrich Barbarossa, enthält zugleich die Geschichte der letzten Lebensjahre des größten Hohenstaufenkaisers, den Höhenpunkt der staufischen Macht, das thatenreiche Leben eines jungen Heldenkaisers, in welchem die Tugenden und Fehler seines großen Geschlechtes in gewaltigem Maße sich verbanden. Es ist auch eine Geschichte Deutschlands auf dem letzten Höhenpunkt seiner mittelalterlichen Entwickelung; man sieht weit zurück in die schicksalsreiche Vergangenheit, aus welcher die staufische Kaisermacht heraufstieg, und man erhält einen tiefen Einblick in die unablässige Arbeit der zerstörenden Gewalten, denen kurz darauf die Herrlichkeit des deutschen Reiches zum Opfer fiel. Es ist ein kurzer Zeitraum deutscher Vergangenheit, aber einer von denen, welche einen großen Abschnitt früherer und späterer Zeit verständlich machen. Das Werk ist eine seinem Umfange wie Inhalte nach bedeutende Arbeit; sie wurde von dem Verfasser Jahre lang mit einer Innigkeit und Hingabe behandelt, welche der ersten großen Leistung eines deutschen Gelehrten so wohl steht. Die vortreffliche Methode seiner Darstellung und die sorgfältige Gründlichkeit bewirkten, daß sein Buch in die große Sammlung der Jahrbücher deutscher Geschichte aufgenommen wurde, welche von der historischen Commission aus Veranlassung und mit Unterstützung Königs Maximilian II. von Bayern herausgegeben werden, und in annalistischer Form eine neue sorgfältige Durcharbeitung der Geschichte des deutschen Mittelalters zum Theil gewährt haben, zum Theil hoffen lassen. Die einzelnen Bücher der Sammlung sind zwar in Werth und Behandlung nicht gleich; während die einen strenger die Methode der alten Annalisten nachahmend die Ereignisse der einzelnen Jahre zusammenstellen, verarbeiten andere, unter ihnen das vorliegende Werk, die Ueberlieferungen in zusammenhängender Darstellung der Begebenheiten. Allen aber ist die

Aufgabe gestellt, mit kritischer und vollständiger Benutzung der vorhandenen Quellen Sicheres, Zweifelhaftes und Falsches zu scheiden und zum ersten Mal das geschichtliche Detail wohl geordnet und beurtheilt vom Standpunkt moderner Wissenschaft zu vereinigen; erst durch diese Sammlung ist die Grundlage gewonnen für eine möglichst wahrhafte und getreue Geschichte des deutschen Mittelalters. Das vorliegende Werk, ursprünglich nicht nach dem Plane der übrigen Arbeiten unternommen, schließt sich doch ebenbürtig den besten Bänden der großen Sammlung, z. B. Dümmlers Geschichte des ostfränkischen Reiches an.

Was der Verfasser in sechs Jahren stiller Thätigkeit neben seinen Berufsgeschäften uns bereitete, das bereite nicht nur deshalb Freude, weil es eine bis dahin nur unvollkommen verstandene Zeit und eine Anzahl höchst fesselnder Charaktere und verhängnißvoller Ereignisse in helles Licht setzt, auch um der Persönlichkeit des Verfassers willen, denn es ertheilt einer guten, wohlgemessenen Kraft ein ehrenvolles Bürgerrecht in unserer historischen Wissenschaft. Der Verfasser hat einen scharfen Blick für die Charaktere, die er behandelt, ein gescheidtes und großes Urtheil über die politischen und socialen Ideen, an denen die Schicksale der Deutschen im Mittelalter hingen. Den weiten Hintergrund, auf welchem sich die Helden der Geschichte in ihren Thaten und Leiden herausheben, das Gemüth und die Culturverhältnisse des Volkes selbst, weiß er überall, soweit unser Wissen reicht, lebendig zu machen, ja er hat grade für diese Seite unserer Geschichtschreibung besondere Neigung und Verständniß und die herzliche Freude an der Verwerthung kleiner charakteristischer Züge, welche wir bei dem Verfasser einer politischen Geschichte nicht für die Hauptsache halten, aber ebenso für die schöne Begabung des Historikers, wie gute Farbentechnik bei dem Maler. Auch sein episches Erzählertalent ist ungewöhnlich, er weiß gut zu berichten, einem deutschen Historiker leider immer noch seltne

Eigenschaft; ohne jede Schönrederei schildert er, die Mosaiksteinchen des erhaltenen Details sorgfältig zusammenfügend, anschaulich und so reichlich, als die Quellen gewähren. Was aber am meisten seinem Buche befreundet, das ist die sichere Weise, in welcher er das Regierungsprincip der Hohenstaufen, die menschlichen Motive ihres Handelns, ihr geschichtliches Recht und Unrecht, Blüthe und Untergang des alten römischen Reiches deutscher Nation betrachtet. Hinter der Mäßigung des Historikers empfindet man überall den patriotischen Herzschlag eines freien Deutschen, und zuweilen die liebevolle Combinationskraft des Dichters, welche dem ernsten Geschichtschreiber unentbehrlich ist, um vor fremdartigen Gestalten ihren menschlichen Inhalt verständlich zu machen.

Seit lange gilt Geschichte und Schicksal des hohenstaufischen Hauses für die größte Geschichtstragödie unserer Nation, in jedem der starken Fürsten, welche nacheinander ein Jahrhundert lang das Schicksal Mitteleuropas bestimmen, sind bei aller Verschiedenheit in Anlage und Bildung gewisse Grundzüge des Charakters, derselbe Idealismus, dieselben politischen Forderungen erkennbar. Auch derselbe Fürstenstolz, welcher die eigene Größe darin sucht, die alte Idee der kaiserlichen Oberherrlichkeit wieder lebendig zu machen, ein ähnlicher ritterlicher Hochsinn, Neigung zum gewaltthätigen Durchdringen und daneben eine schlaue italienische Politik, die sich zuweilen zäher erweist, als die der italienischen Gegner; endlich bei allen eine ähnliche Freude an verfeinertem Lebensgenuß, die doch keinem den rastlosen Ehrgeiz und die Thatkraft verringert. Sie alle vergingen in einem Kampf, der ihnen übermenschlich wurde, weil ihr Leben nicht ausreichte, den Sieg, welchen sie mehr als einmal in Händen hatten, zu sichern.

Es ist eine sehr müßige Frage, ob es zur Hohenstaufenzeit noch möglich gewesen wäre, die Kaisermacht und die Idee der deutschen Reichseinheit gegen Papstthum und die Territorialmacht der Fürsten durchzusetzen. Denn wenn wir, die

Möglichkeit annehmend, aus dem Geflecht der Ereignisse einen Faden herausgezogen denken, können die Vertreter der entgegengesetzten Auffassung ebensogut andere Fäden ablösen oder dazu träumen. Für uns Nachfahren gingen die Hohenstaufen unter, weil die Einheit des Reiches zu ihrer Zeit durch Menschenkraft nicht mehr herzustellen war, und bei diesem Urtheil, das, so lange Menschen Geschichte schreiben, dem Erfolg entnommen ist, wird es doch für alle Zeit bleiben müssen. Aber eine ganz andere Frage ist, ob die großen Fürsten des Hauses gegen ihre Zeit und ihr Volk im Unrecht waren, als sie den Gedanken des römischen Weltreichs gegen Italien, Frankreich, England, ja gegen Polen und Türken durchzusetzen rangen. Darüber ist uns allerdings ein Urtheil gestattet, denn dies Urtheil wird um so zuverlässiger, je völliger wir die unsichtbaren Fäden erkennen, durch welche ihnen Gedanken und Thun geleitet wurde. Und für uns liegt einer der größten Vorzüge des Werkes von Toeche darin, daß er geistvoll nachweist, wie das Princip der Hohenstaufen weder ein politisch treffliches war, welches nur durch die argen Päpste gekreuzt wurde, noch ein antinationales, welches in thörichtem italienischen Kampf die Kraft des Kaiserthums aufrieb, sondern ein verhängnißvolles Erbe aus ferner Vergangenheit, welches ihnen wie allen Zeitgenossen mit unwiderstehlicher Gewalt Empfindung und Handeln richtete, genau diejenige Beschränkung persönlicher Freiheit, welcher jeder Mensch als Kind seiner Zeit, als Enkel seiner Vorfahren unterworfen ist. Die Hohenstaufenkämpfe werden von diesem Standpunkt nur der letzte Act der großen geschichtlichen Tragödie, welche mit dem Einbruch der Cimbern und Teutonen, mit dem Kampfe Cäsars gegen Ariovist und der Schlacht im Teutoburger Walde begann. Denn was das Schicksal der Hohenstaufen so tragisch geformt, was den großen Staat des Mittelalters in der Mitte des 13. Jahrhunderts zerbrochen hat, das war im letzten Grunde nur das Resultat von un-

zähligen Eindrücken, welche seit der Urzeit Sinn und Herz des deutschen Volkes mit der Cultur der alten Welt verbunden und zu Dienern derselben gemacht hatten, damit dies Volk später nach zahllosen Siegen und Niederlagen ein Herrenvolk der Erde würde. In diesem Sinne sind auch die Hohenstaufen für uns untergegangen, damit wir so wurden, wie wir sind und leben. Wir aber hoffen unserem Volk, daß solche Auffassung seiner Vergangenheit ihm für immer eine Quelle der Freude und des Stolzes werde.

Werke Friedrich's des Großen in neuer Uebersetzung.

(Im n. Reich 1873, Nr. 13.)

Auserwählte Werke Friedrich's des Großen. Ins Deutsche übertragen von Heinrich Merkens. Eingeleitet von Franz X. Wegele, I. 1. Würzburg, A. Stuber's B. 1873. — Die Ausgabe soll 4 Bände umfassen, 1. und 2. die historischen Werke, 3. kleinere Schriften, 4. Auswahl aus den Briefen. Die Uebersetzung des vorliegenden Halbbandes ist mit Liebe gemacht, ein ausführliches Vorwort von Wegele bespricht recht gut die politische und schriftstellerische Bedeutung Friedrichs. Das Ganze ist ein dankenswerthes Unternehmen, dem innig zu wünschen ist, daß es einen weiten Leserkreis gewinne und den Zeitgenossen die litterarische Thätigkeit des großen Königs werth mache. Denn er war der Werkmeister, über dessen Arbeit sich jetzt der gewaltige Bau des Deutschen Reiches erhebt.

Von der neuen Uebersetzung sollen die militärischen Instructionen des Königs ausgeschlossen bleiben. Es ist wahr, diese Anweisungen sind ohne Rücksicht auf einen größern Leserkreis und nur zu praktischem Zweck geschrieben, aber sie sind

doch von Allem, was der königliche Schriftsteller verfaßt hat, das Bedeutendste, auch für den Geschichtschreiber Quellenwerke ersten Ranges. Deshalb wäre wohl wünschenswerth, daß eine Erweiterung des Plans sie in der neuen Ausgabe den Deutschen nahe stellte. Denn eine Uebersetzung der Werke Friedrichs in die Sprache seines Volkes hat eine nationale Bedeutung, und soll keineswegs nur solchen dienen, welche den französischen Text nicht zu lesen vermögen.

Wer zum erstenmal die historischen Schriften des Königs durchsieht, wird mit einigem Erstaunen bemerken, daß ihm Vieles darin: Urtheile, Notizen, sogar Redewendungen, bereits bekannt war. Das ist natürlich, denn unsere Geschichtschreibung hat seit hundert Jahren daraus geschöpft.

Auch Flüchtigkeiten und kleine historische Schnitzer wird der Leser oft zu verbessern haben. Denn der König schrieb aus dem Gedächtniß oder nach Vorarbeiten, welche ihm seine Beamten nicht immer mit der wünschenswerthen Genauigkeit zusammengestellt haben mochten. Sein eigenes Wissen aber, das er behend, geistvoll und mit einem Schein großer Sicherheit verwerthete, war im Grunde sehr gering und ruhte bei historischen und philosophischen Arbeiten durchaus nicht auf festem Grunde. Der Herr hatte in seiner Jugend noch weniger zu lernen Gelegenheit gehabt, als die meisten anderen Prinzen seiner Zeit. Und die Kenntnisse, welche er sich durch jahrelanges Selbststudium erworben hatte, bestanden fast nur in Lesefrüchten, die er seinen französischen Büchern entnahm, und darunter waren die philosophischen Schriften, welche damals in die eleganten Kreise drangen, und Uebersetzungen römischer Classiker die ernsthaftesten. Es würde noch jetzt möglich sein, aus den Briefen und Werken Friedrichs die Bücher nachzuweisen, welche er mit Nutzen gelesen hatte. Der König sprach gern von seiner Lectüre und verstand ausgezeichnet die Kunst, auf Gelesenes anzuspielen, aber er war in seinem Urtheil darüber doch von der Auffassung geistreicher

Franzosen seiner Bekanntschaft weit abhängiger, als er selbst gestanden hätte. Wo er Geschichtliches oder Erlebtes erzählt, fehlt seinem Bericht in der Regel die Fülle und das Detail. Nur wo ihm die Laune aufgeregt wird, beschreibt er breiter, und dann verzieht er die Thatsachen gern übertreibend in das Lächerliche. Bei ernsthafter Erzählung stellt er in kurzen Strichen und schnellen Umrissen dar, nicht die Schilderung des Geschehenen, sondern sein Urtheil darüber steht im Vordergrund. Aber er ist immer deutlich, klar, scharfsinnig im Hervorheben der Hauptpunkte und er weiß durch ein Beispiel, einen charakteristischen Zug immer grade den Eindruck auf den Leser hervorzubringen, den er beabsichtigt. Er schrieb eben nicht als Forscher, sondern als ein viel beschäftigter Staatsmann, der die Resultate seiner Beobachtung und das Verständniß mittheilen will, welches er auf seinem hohen Standpunkt gewonnen hat.

Der größte Reiz seiner Schriften liegt in der Art und Weise, wie er über Menschen und große Verhältnisse urtheilt. Natürlich zunächst deßhalb, weil ein König, ein Feldherr, ein großer Staatsmann spricht, der Vieles besser weiß als Andere, der nach den Gesichtspunkten eines beherrschenden Politikers urtheilt, und der durch seine Königskunst dem Leser schon längst imponirt hat, bevor dieser seine Schriften aufschlägt. Aber nicht die historische Bedeutung des Autors, auch die originelle Persönlichkeit des Schriftstellers übt einen Zauber, der uns trotz allen Protesten gegen Einzelheiten an der Lectüre festhält, oft zu Erstaunen und Bewunderung hinreißt. Und dies Originelle ist die ganz einzige Weise, in welcher Friedrich sein Inneres öffnet. Er ist so reich an Stimmungen und Tonarten, daß es im Anfange schwer wird, aus den verschiedenfarbigen Strahlen, in denen sein Geist blitzt, ein einheitliches Bild von seinem Wesen zu gewinnen. Neben der herben Laune und der Bosheit in gewissen polemischen Aufsätzen liegt hohe Grazie des leichten Scherzes und zarteste Empfindung,

dicht neben einer nüchternen, sehr realistischen Auffassung der Wirklichkeit unablässige Sehnsucht und Freude an großen und idealen Stimmungen, neben schneidender Härte die weiche und pathetische Sentimentalität. Sieht man aber näher zu, so erkennt man hinter dem schillernden Wechsel und hinter der französischen Bildung einen hohen Ernst und die Simplicität eines deutschen Gemüthes. Ja in seinen Schriften ist eine Aufrichtigkeit und ungeschminkte Ehrlichkeit, welche uns erhaben, zuweilen unheimlich vorkommt. Am Meisten in seinen historischen Werken, und in den Beispielen, welche er seiner Instruction zusetzt. Solche Offenherzigkeit ist so vielleicht noch niemals dagewesen. Und sie ist nicht gemacht, es ist seine ganze stolze, kühne, mannhafte Natur, ihm fällt gar nicht ein, sein eigenes Thun zu beschönigen, sich Motive zu geben, die er nicht gehabt hat, für eine schwere Noththat seiner Regierung oder für die Intriguen seiner Politik irgendwelche Entschuldigungen zu sammeln, kurz und rücksichtslos sagt er, was und wie er Bedenkliches gethan, die Leser selbst mögen ihn entschuldigen oder verurtheilen. Wo er aber nicht vermeiden kann über sich zu urtheilen, sagt er ganz unverhüllt, daß er sich geirrt, daß er etwas nicht verstanden. Sich selbst behandelt er wie einen Fremden, und ebenso Andere, die ihm nahe stehen, seine Vorfahren, seine Generäle, z. B. seinen Großvater, den Fürsten von Anhalt, seinen Nachfolger. Er weiß freilich zu verschweigen, und einige Mal ist er bemüht, sein Thun zu verbrämen, z. B. die Campagne von 1778; aber dann erkennt man leicht die Absicht, denn es ist wider seine Art. — In dieser nackten Offenherzigkeit offenbart sich zuletzt dem Leser ein Grundzug seines Wesens. Derselbe Mann, welcher als König im schweren Dienst für seinen Staat sich selbst opferte und wenig Bedenken hatte, jeden Andern zu verbrauchen und preis zu geben, derselbe Mann, der allmälig sehr geneigt wurde, gering von den einzelnen Menschen zu denken, behielt eine untilgbare Ehrfurcht vor dem Werth und Adel der

Menschheit. Weit über den Preußen, für die er sorgte, fern von den Gehülfen bei seiner Arbeit in Heer und Verwaltung stand vor seiner Seele erhaben ein ideales Publikum, seine Leser und Richter in der Mitzeit und Nachwelt, zu denen er als Schriftsteller sprach, wie der Beichtiger zu seinem Beichtvater. Diese Ehrfurcht vor dem Geist des Menschengeschlechts und die männliche rückhaltslose Unterwerfung unter das Urtheil der Geschichte wird für alle Zeit als eine der schönsten und rührendsten Eigenschaften dieses Zöglings einer harten und engen Zeit gewürdigt werden. — Man vergleiche damit die Unehrlichkeit des Schriftstellers Napoleon I. und die Verschönerungsgelüste im Cäsar des Napoleon III.

Die Schlacht zur Zeit Friedrichs des Großen und jetzt.

Vorlesungen über die Taktik. Hinterlassenes Werk des Generals Gustav von Griesheim. Berlin, Decker 1855. —
Gefechtslehre der Feldartillerie, von Taubert. Berlin, Decker. 1855. —

(Grenzboten 1855, Nr. 26.)

Das preußische Heer hatte das Unglück, in Griesheim einen General von hoher Intelligenz und bedeutendem Organisationstalent zu verlieren. Der große Werth des hinterlassenen Werkes wird in der preußischen Armee auch von denen anerkannt, welche die Gegner einzelner Ansichten des Verstorbenen sind. Die klare, präcise und ruhige Verarbeitung des schwierigen Stoffes, seine Bekanntschaft mit der Organisation fremder Heere und das verständige, praktische und freie Urtheil sichern dem Werk einen bleibenden Werth. Mit Freimuth sind auch die Mängel, welche er an dem preußischen Heerwesen zu rügen hat, nicht verschwiegen, und wenn einzelnen seiner Forderungen die Majorität der maßgebenden Autori-

täten nicht beipflichten wird, so tritt seine persönliche Ansicht doch niemals mit der Schroffheit auf, welche blind gegen die relative Berechtigung der entgegengesetzten Ueberzeugungen macht. Auch Nichtmilitärs werden in dem Buche Belehrung in Menge finden, denn dasselbe enthält in systematischer Darstellung aller taktischen Verhältnisse auch eine große Zahl interessanter Ausführungen, welche namentlich in unsrer kriegerischen Zeit das allgemeinste Interesse beanspruchen dürfen. Um nur Einzelnes herauszuheben, man ist z. B. geneigt, die Zahl der dienstfähigen Männer im Verhältniß zur Einwohnerzahl eines Staates für viel höher anzunehmen, als sie in Wirklichkeit ist. Durch die statistischen Angaben Griesheims wird schlagend nachgewiesen, in welchem Nachtheil der Staat mit geringerer Bevölkerung gegen einen menschenreicheren bei längerem Kriege ist. In Preußen z. B. befinden sich auf 100 Seelen nur 4 Männer von 20—24 Jahren und nur 1 von 20 Jahren. Im Jahr 1841 fanden sich auf 14,316,000 Einwohner 630,000 Menschen von 20—24 Jahren, darunter 165,170 zwanzigjährige. Es würde indeß zu einem ganz falschen Schluß führen, wenn man glauben wollte, daß der vierundzwanzigste Mensch zum Ersatz des Heeres benutzt werden könnte. Der Ausfall an körperlich Unfähigen ist sehr groß. So waren im Jahre 1841 von jenen 630,000 Männern nur 487,500 disponibel, davon waren zu schwach 154,500 Mann, zu klein 124,290, also kriegstüchtig 87,510 Mann. Wenn seitdem auch die Einwohnerzahl des preußischen Staats sich fast um zwei Millionen vermehrt hat, so übersteigt doch die Anzahl der Männer, welche alljährlich zur Ergänzung des Heeres eingestellt werden können, die Zahl von 100,000 noch nicht, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß in Preußen das für Diensttüchtigkeit angenommene Zollmaß der Rekruten nach einer hundertjährigen Tradition noch zu hoch angenommen ist, so daß man jedenfalls bei einem größern Kriege davon wird abgehen müssen. Mit Recht tadelt Gries-

heim dies Bestreben große Soldaten zu haben als eine unpraktische Pedanterie. —

Das zweite Werk, dessen Verfasser den Ruf eines tüchtigen und gebildeten Offiziers hat, ist ein kurzes, übersichtliches Lehrbuch für den praktischen Dienst. — Es soll den Offizier in den Stand setzen, nach den bei seiner Waffe bestehenden Vorschriften das Vorhandene zu gebrauchen. Eine Kritik des gesetzlich Bestehenden, wie allgemeines Theoretisiren sind hier mit Takt vermieden. In beiden Werken, so verschieden auch ihr Anspruch und ihr Zweck ist, beleben historische Entwicklungen, Vergleiche und Beispiele aus der Kriegsgeschichte die vorgetragenen Lehrsätze, in beiden lebt derselbe tüchtige militärische Sinn, welcher in der preußischen Armee immer noch seine Stätte hat und dieselbe bei würdiger Führung zu einem willkommenen Bundesgenossen und furchtbaren Gegner machen muß. D. Bl. benutzt die Anzeige dieser Bücher, um seinen friedlichen Lesern einen kurzen Abriß von der kriegerischen Operation zu geben, welche man eine Schlacht nennt. Wie oft man auch das Wort gebrauche, und wie vertraut der Phantasie eines jeden einzelne Theile einer solchen Action zweier feindlichen Heere sind, so wird es doch Viele geben, welche von dem innern gesetzlichen Verlauf dieser furchtbaren Thätigkeit keine genaue Vorstellung haben. Es versteht sich von selbst, daß bei einer solchen Darstellung nicht an eine bestimmte Schlacht gedacht, sondern grade das Gemeinsame und Regelrechte zusammengestellt wird. In der Wirklichkeit gestaltet sich bald das, bald jenes Einzelne anders. Zum bessern Verständniß der heutigen Kriegführung soll einiges über die Schlachtenführung der vergangenen Jahrhunderte vorausgeschickt werden. Das Werk Griesheims ist bei allem Folgenden zu Grunde gelegt.

Seit Einführung des Schießpulvers änderte sich allmälig das Verhältniß der Infanterie zur Cavalerie. Während im Mittelalter die schwergepanzerten Reiter die Hauptwaffe ge-

bildet hatten, traten jetzt das Fußvolk und die Artillerie als neue Truppengattungen von bedeutender Wirksamkeit in die Heeresorganisation ein. Beim Beginn des dreißigjährigen Krieges bestand die Infanterie zu zwei Drittheilen aus Pikenträgern (Pikeniere), zu einem Drittel aus Musketieren. Erstere waren schwer, letztere leicht bewaffnet. Die Pikeniere trugen den Brustharnisch, eiserne Handschuh und Pickelhauben, die Musketiere legten bald alle Schutzwaffen ab und behielten nur noch die Sturmhüte. Die Musketen waren schwere Gewehre mit langen Röhren und starker Ladung, deren Kugeln durch jeden Harnisch durchdrangen, die Musketen konnten ihrer Schwere wegen nur auf einer Gabel, dem Haken, abgefeuert werden, den der Musketier bei sich trug. Zur Schlacht formirte die Infanterie sich gewöhnlich in Haufen von 8—10 Mann Tiefe, die Pikeniere standen geschlossen, die Musketiere mit 3 Fuß Distanz. Es waren wenigstens fünf Glieder Musketiere nöthig, das Feuer zu unterhalten, denn das Glied welches gefeuert hatte, ging zurück, um zu laden. Die Cavalerie hatte längst aufgehört ein Privilegium des Adels zu sein, in den niederländischen Kriegen verlor sie ihre Lanzen und Schilde. Die schweren Reiter waren Küraßiere mit Helm und Rüstung, mit Reiterstiefeln, langen Pistolen und dem Reiterschwert. Daneben entstanden in den Niederlanden die sogenannten deutschen Reiter, als leichtere Reiterei nur mit Degen und Pistolen bewaffnet. Um eben diese Zeit fällt die Erfindung der Dragoner, einer reitenden Infanterie, welche Musketen mit Luntenschloß, Seitengewehre, auch wohl Spieße, jedoch keine Schutzwaffen trugen. Im Ganzen war die Cavalerie schwer bewaffnet und wurde zur Schlacht unnöthigerweise fünf Glieder tief aufgestellt. Unter Moritz von Oranien hatte sie gelernt, im Treffen Evolutionen, Schwenkungen in Schwadronen und kleinen Abtheilungen auszuführen und fest geschlossen zu bleiben. Die Artillerie war damals noch eine wenig bewegliche Hilfswaffe. Die Feldgeschütze waren von

sehr verschiedenem Kaliber, und hatten nach Rohrlänge und Kugelgewicht sehr verschiedene Namen. Das Feuern ging langsam, noch langsamer war die Aufstellung und Bewegung. — In der damaligen Schlachtordnung nahm die Infanterie meist die Mitte ein, während die Cavalerie auf die Flügel gestellt wurde. Die Artillerie wurde bei Eröffnung der Schlacht gewöhnlich vor der Infanterie aufgefahren. Die Kriege wurden in einer Anzahl von kleinen Gefechten geführt, mit wenig zahlreichen Truppenkörpern.

Der dreißigjährige Krieg und die darauf folgenden Feldzüge des 17. Jahrhunderts, vor allem das Feldherrntalent Gustav Adolphs brachten in diese Einrichtung des Heerwesens große Veränderungen. Die Infanterie empfand das Uebergewicht des Feuergewehrs, die Musketiere erhielten leichtere Musketen und wurden von den Gabeln befreit, sie bekamen papierne Patronen, und das Luntenschloß wurde ums Ende des dreißigjährigen Krieges allmälig von dem Feuerschloß verdrängt, zuerst bei den Franzosen; das Gewehr erhielt ein Bajonett, welches mit einem hölzernen Stiel auf das Gewehr gesteckt wurde. 1640 begannen die Franzosen die Einführung desselben und nannten die damit versehenen Truppen Füseliere. Diese Erfindung machte die Pikeniere unnöthig; dagegen erfand man um 1670 in Frankreich die Grenadiere, eine mit Musketen bewaffnete Truppe, die anfangs bestimmt war, Handgranaten zu werfen. Auch die ersten Jägercompagnien wurden im Jahre 1631 von den Hessen formirt und zum Vorpostendienst und kleinen Kriege verwendet. Nach der Verstärkung des Gewehrfeuers mußte die Aufstellung der Infanterie im Treffen eine weniger tiefe werden. Die Cavalerie verlor immer mehr von ihrer Wichtigkeit. Sie wurde ebenfalls weniger tief aufgestellt; durch Gustav Adolph nur in drei Glieder. Der Degen wurde ihre Hauptwaffe, auch ihre schwere Rüstung wurde erleichtert. Die Artillerie wurde leichter und beweglicher, sie lernte schneller und sicherer feuern, Gustaph Adolph

vermehrte ihre Zahl sehr, theilte sie in Batterien, ja er führte sogar vorübergehend lederne Kanonen, Röhren aus Blech oder zusammengebundenen Eisenstäben, mit Leder überzogen und durch eiserne Ringe zusammengehalten. Auch die Eintheilung der Truppen näherte sich allmälig der unsrigen, die Infanterie wurde in Regimenter, Bataillone und Compagnien getheilt. Das Fußvolk focht überall geschlossen, an die Stelle der großen Tiefe trat eine größere Länge der Schlachtlinie.

Durch diese Veränderungen der Bewaffnung und Truppeneinrichtung war der Kampf in der Schlacht ein anderer geworden. Zur Zeit der Ritter und der Landsknechte bestand die Schlacht in einem starken Stoß der beiden Heeresmassen aufeinander, der Gegner wurde niedergerannt und im Nahgefecht getödtet, es war ein Kampf der Einzelnen gegen Einzelne. Jetzt wurde die Hauptsache, den Gegner aus der Ferne niederzuschießen, und erst wenn er wankend geworden war, vollendete die physische Gewalt der andringenden Masse seine Niederlage. Der Hauptkampf war ein Ferngefecht der Infanteriereihen gegeneinander geworden. Es kam darauf an, sich dem Feinde in Ordnung, fest geschlossen zu nähern. Selbst die Cavalerie vernachlässigte, was ihr eigentlicher Vorzug war, Schnelligkeit und Energie des Chocs und suchte in dem Gebrauche des Feuergewehrs sich so viel als möglich zu vervollkommnen. So fand Friedrich der Große die Kriegführung. Der Glanz der Reiterei war verschwunden, das Infanteriefeuer beherrschte die Schlacht. Aber die Muskete der Infanterie war im Ganzen schlecht, der Soldat im Allgemeinen ungeschickt, unter den Schüssen verhältnißmäßig sehr wenige treffend. Der Kolben des Steinschloßgewehrs war noch gerade erst der Dessauer erfand den eisernen Ladstock. So kam man darauf, die Veränderung der Waffe ausschließlich auf das schnelle Feuern zu richten, um durch die Quantität der Schüsse ein Uebergewicht über den Feind zu erreichen. Die Ladungsgriffe wurden mit der größten Sorgfalt eingeübt, die

Preußen setzten es durch, in einer Minute fünfmal zu schießen. In der Schlacht marschirte die Infanterie stets in zwei Treffen auf, das Treffen in drei Gliedern. Die Evolutionen und Griffe, die Dressur der preußischen Truppen wurde bis zu einer bewunderungswürdigen Fertigkeit gebracht, in langen Linien wie auf dem Paradeplatz, ohne Schwankungen stand und bewegte sich die Infanterie im feindlichen Feuer. Friedrich der Große wurde auch der neue Schöpfer der Cavalerie, die preußische Reiterei des siebenjährigen Krieges steht noch heute unübertroffen da und wird in ihren Thaten schwerlich von einer Reiterei der Welt je übertroffen werden. Vollkommenes Reiten und Fechten zu Pferde, das Feuern ganz verboten, nur bei der Verfolgung gestattet, nie eine Attake des Feindes stehend erwarten, im vollen Galopp, fest geschlossen angreifen, sich schnell wieder sammeln, das waren die Vorzüge, welche der große König seiner Cavalerie gegenüber der schweren Reiterei der Oestreicher gab. Die Artillerie wurde von ihm stark vermehrt, sie wurde in Bataillonsgeschütze und das schwere Positionsgeschütz eingetheilt. Die Bataillonsgeschütze wurden vor die Infanteriefront gezogen und mußten vorgehen bis ins Kleingewehrfeuer. Die schwere Artillerie war noch sehr unbeweglich, sie suchte beim Beginn der Schlacht günstige Aufstellungspunkte und rückte dann wohl einmal vor. Im Ganzen aber waren die Batterien an ihre Stelle im Treffen gefesselt; von einem eigentlichen Manöver der Artillerie im Gefecht zeigt sich noch keine Spur. Friedrich der Große war auch der erste, welcher die reitende Artillerie einführte, indem er die Bedienungsmannschaften beritten machte, 1759 wurde die erste Batterie im Lager zu Landshut in Schlesien errichtet, nachdem schon unter dem großen Kurfürsten der Cavalerie Geschütze mit doppelter Bespannung beigegeben worden.

Die ganze Armee bildete in dieser Zeit noch ein großes Corps, von einer Mischung der Waffen, von einer Gliederung der Truppenmasse in kleinere taktische Körper ist noch

keine Rede. Infanterie, Cavalerie und Artillerie waren im Ganzen betrachtet besondere Massen, von denen jede in der Schlacht ihre bestimmte Stellung hatte, nicht viel anders, als die Figuren im Schachbret. Jedes Corps, welches zu speciellem Zweck vom Gros der Armee entsendet wurde und die Fähigkeit haben sollte, ein Gefecht selbstständig durchzuführen, das mithin aus allen Waffen bestehen sollte, mußte stets besonders organisirt werden. Die Einheit des Befehls und das schnelle Ineinandergreifen der verschiedenartigen Kräfte wurde dadurch sehr erschwert und oft kostbare Zeit verloren. Der Feldherr mußte bei solchem Sachverhältniß darauf sehen, seine Truppen immer dicht bei einander zu haben, man marschirte in Colonnen, die Colonnen nie weiter als eine Viertelmeile voneinander; gab es keine Wege, so mußte man querfeldein gehen. Dies war nur bei einem Heere möglich, welches nicht die Stärke unsrer Armeen hatte und welches, wie damals geschah, aus Magazinen verpflegt wurde und Proviant und Fourage mit sich führte. Auf diese Weise war die Armee stets bereit, zum Gefecht aufzumarschiren, sich schnell zu entwickeln, alles blieb im engsten Zusammenhang, sie konnte wie eine Division unsrer Zeit geführt werden.

Wenn zur Schlacht marschirt wurde, bildete man zwar in der Regel Avantgarden, doch weder in der Stärke, noch in der Mischung der Truppengattungen, wie heute. Sie hatten den Zweck, den Aufmarsch zu decken, die leichten Truppen des Feindes zu verjagen und die Aufstellung desselben bloßzulegen; eine Einleitung des Gefechts, Verbergung der eignen Maßregeln wurde nur zum Theil beabsichtigt; oft bestand sie nur aus Husaren und ging dem Flügel voraus, welcher den Hauptangriff machen sollte. Die Hauptsorge des Feldherrn, der Punkt, von welchem ein großer Theil der Entscheidung abhing, war die Wahl des Schlachtfeldes. Wer in der Vertheidigung den Angriff des Feindes erwarten wollte, wählte ein Terrain, auf welchem sein Positionsgeschütz die Aufstellung des Feindes

verhindern konnte und die Ausdehnung seiner langen Schlachtlinie erschwert war, und es war vom höchsten Werth, eine unangreifbare Stellung zu haben. Der angreifende Theil bedurfte ein Schlachtfeld, auf dem er seine Schlachtordnung aufmarschiren lassen konnte, ein Terrain, in welchem die lange Linie der Infanterie ihre Richtung behalten konnte; Dörfer, coupirtes Land wurden deshalb vermieden. Was bei den heutigen Schlachten oft den Sieg entscheidet, der Besitz eines Dorfes oder andrer Defiléen, das war damals dem angreifenden Theil nur ein Hinderniß. War dies passende Terrain dem Feind gegenüber gewonnen, so marschirte die Infanterie in langer, fest zusammenhängender Linie drei Glieder hoch auf, die Reiterei ebenso auf beiden Flügeln; dem schweren Geschütz wurde seine Position zugewiesen, die Bataillonsgeschütze zogen sich vor die Front, ein massenhaftes mörderisches Feuern in den langen Linien gegeneinander führte schnelle Entscheidung herbei. In der Regel begann ein Flügel den Hauptangriff.

Fast allen Schlachten Friedrichs des Großen lag nämlich die Absicht zu Grunde, den Feind in der sogenannten schiefen Schlachtordnung anzugreifen: den einen der feindlichen Flügel zu umgehen, zu umfassen, mit Ueberlegenheit anzugreifen und zu schlagen, bevor er gehörig unterstützt werden konnte. Die Möglichkeit eines Gelingens lag einerseits in der ungemein ausgebildeten Manövrirfähigkeit der preußischen Truppen; andrerseits in der Schwerfälligkeit der Gegner und der Unfähigkeit der feindlichen Generale, den Punkt zu erkennen, gegen welchen der Stoß des Königs gerichtet war. Auf diesem Stoß beruhte damals die Entscheidung und die Folge davon war, daß die Schlachten in dieser Zeit von keiner langen Dauer waren. Dies schloß jedoch nicht aus, daß sie nicht äußerst blutig waren, denn die Entscheidung mußte fast immer durch das Infanteriefeuer gegeben werden: und jedes Gefecht wird um so blutiger sein, je mehr das Feuer der geschlossenen Infanterie zur Entscheidung beigetragen hat. Die Artillerie hatte

— auf größere Entfernung als die des Kartätschschusses — nicht so bedeutende Wirkung; ihr Ziel war nicht tief genug, die Treffen standen zu weit von einander ab; und nur der rücksichtslose Angriff der Infanterie, wie bei Prag, Torgau, Kunersdorf, verschaffte der Artillerie Gelegenheit, sich wirksamer zu zeigen; Gelegenheit, die sie selbst nicht so sehr aufsuchen konnte. War der Angriff in der schiefen Schlachtordnung geglückt, wie z. B. bei Leuthen, selbst bei Roßbach, so fand die preußische Artillerie ein wirksames Feld in der durch die Ueberraschung herbeigeführten Anhäufung von tiefen Massen an der bedrohten Stelle; man hatte keine Zeit mehr, auch keinen Raum, die herbeigeführten, aber in der Regel zu spät anlangenden Verstärkungen regelrecht zu entwickeln. Wenn man so bedenkt, daß die Heere jener Zeit nicht sehr zahlreich waren, so wird man finden, daß der durch dieses Niederschießen durch Infanterie und gelegentlich durch das Niederreiten herbeigeführte Verlust ungeheuer ist und daß die Schlachten dieser Zeit die blutigsten sind, welche je geliefert wurden.

Die Schlacht von Kollin dauerte nur 4 Stunden; die preußische Infanterie verlor von 18,000 Mann 12,000. Die Schlacht von Kunersdorf dauerte nicht ganz 8 Stunden; die Infanterie verlor in dieser Zeit und in der Verfolgung 17,000 Mann von 30,000. Beide Male also ist über die Hälfte verloren gegangen.

Man kennt ebenso die entsetzlichen Verluste, welche die siegreichen Schlachten von Prag, Torgau, Zorndorf kosteten. Wenngleich sich wohlfeilere Siege finden, so rührt dies von Zufällen her, die, wie bei Roßbach, der Schlacht eine leichtere Wendung gegeben haben.

Die Schlachten der neuern Zeit sind dagegen im Vergleich zu den genannten weniger verlustreich; die blutigsten waren z. B. Aspern, wo die Oestreicher 22,000 Mann von 75,000 Mann und die Franzosen etwa die Hälfte ihrer Armee, aber in anderthalb Tagen verloren; ferner Borodino, wo in

2 Tagen die Russen $^5/_{13}$ ihrer Stärke, und Waterloo, wo die Engländer in 9 Stunden nicht ganz $^1/_4$ einbüßten. War die Blutarbeit vollendet, so war der Kampf in der Regel durch die gänzliche Niederlage des Gegners, Auflösung des Zusammenhangs in seinem Heer und Flucht von dem Schlachtfelde beendet. Ein Abbrechen des Gefechts für den Schwächern, wie es jetzt Regel ist, war fast unmöglich, ein geordneter Rückzug sehr erschwert; denn die zerrissenen langen Linien der Infanterie waren fast unmöglich in taktische Körper zu vereinigen. So war der Sieg selbst häufig weit vollständiger, als er jetzt sein kann, wenn der Commandirende des schwächern Theils nicht gegen die Grundsätze moderner Kriegführung handelt und den Kampf länger fortsetzt, als rathsam ist.

Wenn aber Sieg und Niederlage zur Zeit Friedrichs des Großen ein entschiedneres Aussehen hatten, so waren die Früchte des Sieges oft geringer, als jetzt, denn was die heutigen Schlachten erfolgreich machen kann, die Verfolgung des geschlagenen Feindes, welche tagelang anhält und die erschöpften und entmuthigten Corps, auch wenn sie durch die Schlacht selbst wenig gelitten haben, aufreibt, abschneidet, — den Feind so lange als möglich hindert, sich zu sammeln und hinter ihm liegende Operationslinien zu benutzen, diese Art von Verfolgung mit großen strategischen Combinationen war in jener Kriegführung noch Ausnahme. Wo sie stattfand, war sie grade ein Triumph, den Friedrichs Genie über seine Gegner davontrug. Die Oestreicher und Russen begnügten sich, auf dem Schlachtfeld stehen zu bleiben. Aber auch Friedrichs Verfolgung konnte nicht so sein, daß sie den Feind aufrieb, denn die Organisation fehlte seinem Heer, welche ein Fortsetzen der Schlacht auf dem Marsche durch gegliederte Divisionen möglich machte. In der Regel also begnügte sich der Sieger, die Trophäen zu sammeln, welche er auf dem Schlachtfeld vorfand, und die Gefangenen abzuführen, welche die leichte Reiterei einbrachte.

So war der Verlauf einer Schlacht in der Periode der Lineartaktik; und die Meisterschaft, mit welcher der große Friedrich die Regeln, welche dies System möglich machte, zu benutzen wußte, haben nächst seinem strategischen Talent seinen großen Feldherrnruhm und den Ruf seiner preußischen Armee begründet.

Die nächsten großen Fortschritte in Taktik und Strategie sind französischen Ursprungs. Die Revolutionskriege brachten eine totale Umwälzung in der Methode, Schlachten zu schlagen, hervor und die geniale Kraft Napoleons wußte dieser neuen Taktik durch seine großen strategischen Combinationen Erfolge zu geben, welche die Physiognomie von ganz Europa änderten.

Zunächst ward die Waffe der Infanterie verbessert, das Steinschloßgewehr erhielt statt des geraden Kolbens einen geschwungenen und wurde so zu einer Waffe, mit welcher man, wie Griesheim sagt, doch allenfalls auf einen Mann zielen und ihn unter Umständen auch treffen konnte. Diese Verbesserung des Gewehrs wurde für die Franzosen von um so größrer Wichtigkeit, weil sie ihnen nach dem Beginn der Revolution die einzige Möglichkeit an die Hand gab, den überlegnen Feinden in ihrem Lande Widerstand zu leisten. Das königliche Heer Frankreichs war völlig desorganisirt, die Principien der Revolution, welche die alte geworbene Armee aufgelöst hatten, führten in der Noth ein neues Princip ein, das der allgemeinen Wehrpflicht. Dadurch wurde ein ungeheures Menschenmaterial unter die Waffen gerufen, aber es fehlte an Zeit, sie auszubilden. Die alte Drillmethode war bei ihnen nur schwer durchzuführen, das alte Verproviantirungssystem mußte in der Eile aufgegeben werden. Von neuem trat der seit länger als einem Jahrhundert aufgegebene Grundsatz ins Leben, daß der Krieg selbst die Armee erhalten müsse. Die schnell zusammengeworfenen Bataillone der Franzosen waren nicht im Stande, auf offnem Felde dem systematischen Angriff alter Truppen zu widerstehn, so kam man darauf, große

Schlachten zu vermeiden, die geschlossenen Feuerlinien aufzulösen, im kleinen Kriege durch schnelles Umherwerfen der Truppen, durch Benutzung aller Terrainvortheile einen Kampf der Einzelnen zu organisiren, bei welchem die größere Behendigkeit und Anstelligkeit der Franzosen ihnen ein Uebergewicht über die verhältnißmäßig unbehilflichen Linien der Gegner versprach. Das Gefecht in der zerstreuten Ordnung, das Tirailleurgefecht entstand. Neben der Auflösung der geschlossenen Linien in Tirailleurschwärme führte dieselbe eiserne Noth der Franzosen zu einem zweiten Fortschritt. Gegenüber den langgezogenen Linien der Feinde bildete sich der Colonnenangriff mit dem Bajonett aus. Schnelle Märsche derselben, Umgehung der Gegner, furioses Eindringen in den Feind wurde Regel der französischen Kriegführung. So gewann der Krieg im Großen wie im Kleinen Beweglichkeit, das Gefecht selbst war in der Lineartaktik wesentlich ein stehendes gewesen, jetzt wurde es im höchsten Grade beweglich. Man sieht in den Gefechten der Republikaner ganze Bataillone sich in Tirailleurschwärme auflösen, Colonnen ziehen in dichten Haufen hinterher, die ganze Infanterie ficht als leichte Infanterie, unterstützt durch leichte Artillerie, die Artillerie volante. Ebenso verwandelt sich die ganze Cavalerie in leichte Cavalerie. Durch stundenlanges Tirailliren wird der Feind mürbe gemacht, dann wirft sich plötzlich Infanterie in dichten Haufen im schnellsten Marsch auf die schwachen Punkte der feindlichen Stellung und durchbricht durch den Druck und das Bajonett den Gegner. Unterdeß bewegen sich vielleicht andre Massen gegen die Flanken und den Rücken der feindlichen Stellung und drohen ihn zu umwickeln. So zwingen sie ihn zum Rückzuge und die Verfolgung des Weichenden gewinnt bei der größeren Beweglichkeit der Sieger die größte Energie und viel bedeutendere Erfolge, als zur Zeit der Lineartaktik möglich war. Allerdings setzt diese Methode: Umgehen des Feindes oder Durchbrechen der feindlichen Stellung mit Colonnen,

eine Ueberlegenheit in der Zahl der Streiter voraus. Und vielleicht war die größte strategische Virtuosität Napoleons die, daß er am Tage der Entscheidung seine Massen immer zu concentriren verstand. Als die Majorität der Streiter seinen Gegnern wurde und diese seine Methode der Kriegführung gegen ihn selbst anwandten, unterlag er. Aber er unterlag erst, nachdem er das stolzeste Heer der Welt, das preußische, vernichtet und das östreichische nach zahlreichen Niederlagen gezwungen hatte, seine alte Organisation vollständig aufzugeben.

Die Veränderungen, welche in den einzelnen Waffengattungen durch und gegen Napoleon eingeführt wurden, sind demnach nicht nur Ausbildung der Infanterie für das Tirailleurgefecht, Vermehrung und schnellere Evolutionen der Artillerie, eine andere Verpflegung des Heeres und Einführung einzelner Verbesserungen in Ausrüstung und Exercitium, sondern es ist eine total veränderte Führung des Gefechts. Denn jetzt treten an die Stelle der stehenden Linie und ihres Frontalangriffs alle drei bei einem Heere möglichen Arten des Gefechts, das zerstreute Gefecht, das Gefecht in Linie und in Colonne. Ferner aber entstand eine neue Gliederung der Armee. Während zur Zeit Friedrichs des Großen Infanterie, Cavalerie und Artillerie von einander getrennte besondere Körper waren, welche erst in dem Heere durch die Dispositionen des Feldherrn zu einer einzigen Einheit zusammengebracht wurden, gliederte sich jetzt die Armee in eine Anzahl taktischer Körper, von denen jeder alle drei Waffen in sich vereinigte. Es entstanden feste Abtheilungen gemischter Waffen, in deren jeder sich das Bild der Armee im Kleinen wiederholte, von denen jede, außer Infanterie, auch Artillerie und Cavalerie, also die Befähigung für das Fern- und Nahgefecht, für Angriff und Vertheidigung im höchsten Grade erhielt, und eine möglichst große Widerstandsfähigkeit und Angriffskraft besaß. Es entstand, um die preußischen Bezeichnungen zu gebrauchen, der bekannte Organismus unsrer Divisionen und

Armeecorps. Ihre Führer erhielten größere Selbstständigkeit, und was als Gegengewicht dazu nothwendig war, die Kriegführung erhielt eine neue ausgebildete Methodik, welche den Oberfeldherrn der massenhaften Sorge um das Detail überhob und ihm die Freiheit des Blicks und Leichtigkeit des Befehls erhielt, welche nöthig werden, wo ein Wille mehrere Hunderttausende zu führen hat.

Diese neue Art der Taktik, welche sich für immer an den Namen Napoleons knüpfen wird, wird als Taktik der discreten Haufen bezeichnet. Ihr Wesen ist die doppelte Verbindung 1) der drei Waffen in der Division, 2) der drei Gefechtsarten, der Linie, Colonnen und des zerstreuten Gefechts in der Schlacht. In ihr ist die Colonne die eigentliche Fundamentalstellung, die entweder selbst zum Gefecht gebraucht wird oder aus welcher die übrigen Gefechtsformen hervorgehn. Der Fall des preußischen Staates im Jahre 1806 und 1807 kann in militärischer Beziehung bezeichnet werden als die großartigste Niederlage der Lineartaktik gegenüber dem neuen Princip. Diese Kriegführung besteht noch jetzt, und welche Modificationen sie auch noch im Einzelnen erfahren mag, alle Schlachten der nächsten europäischen Kriege werden nach ihren Grundzügen geschlagen werden. Die letzten vierzig Jahre, welche man im Allgemeinen Jahre des Friedens nennen kann, haben in dem europäischen Heerwesen allerdings manches geändert. Vor allem sind die Angriffswaffen in einer Weise vervollkommnet worden, die auf Taktik und Strategie ihren Einfluß schon gegenwärtig äußert. Das Steinschloßgewehr der Infanterie wurde durch das Percussionsgewehr verdrängt und dieses scheint grade jetzt durch neue Erfindungen beseitigt zu werden, welche eine sorgfältigere Ausbildung des Infanteristen nöthig machen, aber auch die Schnelligkeit des Schießens, die Treffer und Distancen des wirklichen Schusses, um das Doppelte, ja Dreifache vermehren. Nicht geringer sind die Fortschritte, welche die Artillerie gemacht hat, die Schnellig-

keit und Sicherheit auch ihrer Schüsse ist vermehrt worden, die allgemeine Anwendung der Granaten- und Raketenbatterien hat die Bedeutung dieser Waffe noch sehr gesteigert. Die Vervollkommnung des Infanteriegewehrs wird in der nächsten Zukunft sicher noch wichtige Veränderungen auch in der Artillerie zur Folge haben; und das nächste Problem für sie dürfte eine Vergrößerung des Kalibers ohne Verminderung der Beweglichkeit werden. Wenigstens wird das jetzt bei allen Armeen am häufigsten angewandte Feldgeschütz, der Sechspfünder, sich nur unter Umständen gegen das neue Infanteriegewehr behaupten können, welches Visiere bis auf sechshundert Schritt hat, wenigstens bis auf vierhundert Schritt mit noch großer Wahrscheinlichkeit des Treffens auf einen einzelnen Mann zielen kann, und die Schüsse mit einer Schnelligkeit abgiebt, welche unsren Exerziermeistern noch vor zwei Jahrzehnden märchenhaft erschienen wäre.

Jedes größere Gefecht hat nach dieser taktischen Methode ungefähr folgenden Verlauf.

Haben die feindlichen Heere sich eines dem andern genähert, so wird die erste Aufgabe, Zweck und Absicht des Gegners, Stärke, Aufstellung und das Verhalten seiner Truppen zu erforschen. Die Einleitung des Gefechts ist ein Betasten des Gegners, wozu man nur wenig Kräfte, und diese in einer Formation gebraucht, in der möglichst viel Terrain übersehen und möglichst viele Truppen des Gegners beschäftigt werden können. Von der Avantgarde des Angreifenden lösen sich die Soutiens der Vortruppen in eine Tirailleurlinie auf, ihre Unterstützungstrupps entwickeln sich. Der Gegner hält Stich; man kommt auf Terraingegenstände, die er fest zu halten sucht. Jetzt entfaltet sich das Gros der Avantgarde; leichte Artillerie geht, gedeckt durch Tirailleurlinien und Cavalerietrupps, gegen den Feind vor. Es entspinnt sich eine Kanonade und ein Tirailleurgefecht, in welchem gewöhnlich viel Pulver unnöthig und ohne Erfolg verschossen wird. Gegen die zer-

streuten Fechter ist keine bedeutende Wirkung möglich; die Massen halten sich noch verdeckt, oder sind zu weit ab. Einige demontirte Geschütze und der Umstand, daß ein Theil sich verleiten läßt, mehr Truppen zu zeigen, als nöthig wäre, daß er versäumt, auf das aufmerksam zu sein, was hinter der Feuerlinie beim Gegner vorgeht, das pflegen die ersten Vortheile dieser Gefechtsperiode zu sein. Der nächste ist für den Angreifer die Erringung solcher Punkte, von denen das vorliegende Terrain und die Besetzung desselben durch den Gegner übersehn werden kann. Oft wird die Erwerbung derselben nur vorübergehend sein können, aber doch dazu dienen, schwache Punkte des Gegners zu erkennen und die eigne Aufstellung zu verbergen. Unterdeß finden wohl auch einige Schwadronen der Reiterei Gelegenheit, sich ungesehen den Flanken der feindlichen Feuerlinie zu nähern, sie durch plötzliches Vorbrechen zu überraschen, zusammenzuhauen, Geschütze zu nehmen.

Im Allgemeinen aber ist hier die Infanterie die Hauptwaffe, und nur unter ganz besonderen Umständen, z. B. in sehr ebenem, offenem Terrain, wird Reiterei dabei zu einer vorherrschenden Wirksamkeit gelangen können. Die Artillerie wird fast immer nur die Aufgabe haben, das zerstreute Gefecht der Infanterie zu unterstützen und die Wirkung zu erhöhen.

Sind die Kräfte, wie fast immer, ziemlich gleich, und setzt der Feind dieselben taktischen Mittel in Anwendung, so wird das Gefecht stehend; es kommt ins Gleichgewicht. Dies ist ein Zustand, in welchem es gewöhnlich eine bedeutende Zeit hingehalten werden kann, wenn nicht einer von beiden Theilen die Entscheidung zu beschleunigen sucht. Dies ist nun aber in der Regel der Fall.

Das Gros und die Reserve haben sich nämlich bis jetzt noch aus dem Gefecht gehalten, sie sind unentfaltet, in dichten Massen, verdeckt aufgestellt. Der Angreifende hat sie gewöhnlich an den Straßen, auf denen er sich näherte; der Ver-

theidiger hält sie hinter den Punkten, deren Verlust ihm am nachtheiligsten werden würde. Das Gefecht der Vortruppen läßt die Absicht und Stellung des Gegners mehr oder weniger erkennen; wenigstens glaubt dies jeder. Dies combinirt er mit seinen eignen Absichten, und er findet so die Mittel für seinen Zweck. Diese werden nun nach und nach in Bewegung gesetzt.

Das Gefecht verwickelt sich. Der Angreifer und der Angegriffene unterstützen und verstärken die Vortruppen auf den wichtigsten Punkten. Angriffe gegen die Flanken des Gegners, Umgehungen, werden vorbereitet; Stoß und Gegenstoß werden immer heftiger, je näher die Massen einander kommen. Der Kampf dreht sich um den Besitz wichtiger Terraingegenstände und um das Zurückdrücken des Gegners. Er zerfällt jetzt in mehrere einzelne Acte, welche oft gleichzeitig an verschiedenen Punkten durchgeführt werden, in denen sich die Energie eines hartnäckigen Kampfes concentrirt. Jetzt ist vorzugsweise Artillerie- und Infanteriefeuer wirksam; ein heftiges Feuergefecht, um dem Feind bedeutende Verluste zuzufügen, seine Kräfte zu brechen, seine Gefechtstüchtigkeit zu lähmen; unterbrochen von theilweisen Angriffen mit der blanken Waffe, um schneller in den Besitz einzelner Punkte zu gelangen, oder um den angreifenden Feind entschiedener auf ihn zurückzuwerfen.

Unterdeß manoeuvrirt ein Theil der Truppen, welche noch nicht im Feuergefecht sind. Man macht Bewegungen, um einzelnen Truppentheilen eine bessere Aufstellung zu geben, sie zweckmäßiger zu gruppiren, auch wohl um den Gegner zu falschen Bewegungen zu verleiten. Die Gegner Napoleons manoeuvrirten viel auf dem Schlachtfelde und hielten es für den höchsten Gipfel der Kriegskunst, durch kunstvolles Hin- und Herziehen ihrer Truppen Terrain und Stellung des Feindes unhaltbar zu machen. Darüber schien man vergessen zu haben, daß der Hauptzweck der Schlacht die Zerstörung der feindlichen Streitkräfte sein soll. Es war eine Force Napoleons, das

Netz der feindlichen Manoeuvres durchzuhauen. Seine eigne Gefechtführung ist arm an Schlachtmanoeuvern, sein System ist ein einfaches Niederringen des Gegners, seine Stärke liegt vorzugsweise in der Nährung des Gefechtes und dem plötzlichen überraschenden Auftreten mit starken Reserven, in dem Festhalten eines großen Ziels, von dem kleine Erfolge, wie kleine Unfälle ihn nicht abbringen konnten.

Unterdeß erreicht die Verwicklung des Gefechts ihren Höhenpunkt, das Gefecht der Massen beginnt. Es hat den Zweck, im Nahgefecht, im Handgemenge den Gegner schnell zu überwältigen oder seine Gefechtslinie auf einem Punkt zu durchbrechen. Die Artillerie concentrirt ihr Feuer auf einzelne schwache Punkte des Feindes. Die Infanterie bildet durch Massenfeuer und Bajonettangriffe eine Oeffnung in den Schlachtreihen der Gegner, um seine Massen zu trennen und nach den Flügeln zu aufzurollen. Die Cavalerie stürmt herzu, und versucht in gewaltigen Chocs den Durchbruch. Jetzt naht die Entscheidung, und sie hängt fast immer ab von der Stärke der Reserven und von der Geschicklichkeit der beiden Feldherrn, dieselben richtig aufzustellen, und zu rechter Zeit an den entscheidenden Punkt herbeizuführen. Sowohl die Truppen des Angreifers als die des Angegriffenen sind durch den langen, hin- und herschwankenden Kampf geschwächt und gelockert. Die energische Verwendung frischer Kraft wird die Hauptbedingung der jetzt eintretenden Krisis. Der Angreifende führt die schwere Reserveartillerie und Cavalerie gegen den Feind, der Angegriffene sucht durch dieselben Massen die stark bedrohten Punkte zu vertheidigen, und wenn es ihm gelingt, mit ihr die heftigen Anfälle des Gegners zurückzuschlagen, so benutzt er diese Momente, um aus der Vertheidigung selbst in den Angriff vorzugehn.

Solange sich in solcher Weise die Reserven der beiden Gegner balanciren, ist ein entscheidender Erfolg nicht möglich, erst wenn die Reserven des einen Theils in Gefahr sind,

verzehrt zu werden, tritt die Entscheidung ein. Sie ist bei einem methodischen Gefecht der Jetztzeit gewöhnlich das Ergebniß eines Calcüls des Feldherrn. Dieser veranschlagt die entstandenen Verluste, verlornen Geschütze, geschmolzenen Batterien, erfolglosen Angriffe, vom Feind siegreich erfochtenen Terrainvortheile, die Bedrohung des Rückzuges; er wägt seine Kräfte gegen die Kräfte des Gegners ab, und kommt zu dem Resultat, das Gefecht aufzugeben, da die Wahrscheinlichkeit, dasselbe siegreich durchzuführen, verschwunden ist. Dies Resultat ist also die Folge nach und nach eintretender Ereignisse, von denen endlich eines das entscheidende wird, welches außer dem Zusammenhange betrachtet vielleicht höchst unbedeutend erscheint. Freilich nimmt das Gefecht bei schlechter Führung, mangelhafter Ausbildung der Truppen, oder durch einen großen strategischen Fehler, wie ihn selbst militärische Genies begehn, zuweilen einen so unglücklichen Verlauf, daß dem Schwächern die Anstellung jedes Calcüls erspart wird. In der Regel aber ist bei unsren Schlachten das Aufgeben des Gefechts durch den Schwächern ein systematisches Abbrechen, welches mit Bewußtsein und regelmäßig, in Ordnung geschieht. Es setzt voraus, daß ein Theil der Truppen noch disponibel und gefechtsfähig sei. Es wird viel schwieriger bei einer großen Schlacht, weil da die vergrößerte Schwierigkeit eines gleichmäßigen Handelns bei den verschiedenen Corps, welche auf weitem Terrain auseinandergezogen sind, sehr hervortritt. Dies Abbrechen des Gefechts kann nur mit dem größten Verlust ausgeführt werden, wenn die fechtenden Truppen sich grade im Nahgefecht befinden. Die Pause nach einem zurückgeschlagenen Angriff ist dazu am besten. Der Moment des Abbrechens ist für den Gegner der Augenblick erneuter Anstrengung, vorzugsweise durch Reiterei. Das Abbrechen des Gefechts ist in den meisten Fällen das Signal für das massenhafte Hervorbrechen der feindlichen Cavalerie. Diese abzuhalten dient die eigne Reiterei; unter ihrem Schutz geht die Lösung

aus dem Kampfe vor sich. Je zahlreicher und überlegener sie ist, desto leichter und weniger gefahrdrohend ist das Abbrechen. Während sie eine drohende Stellung einnimmt, oder den Gegner beschäftigt, wird zuerst die Artillerie zurückgenommen und in eine neue rückwärtsliegende Stellung geführt, dann die Infanterie der Reserve und die nicht im Gefecht befindlichen Massen, die fechtenden Truppen folgen zuletzt.

In diesem Augenblick beginnt der Sieger die Verfolgung. Sie hat den Zweck, die feindlichen Streitkräfte zu vernichten und zu zerstören. Die verfolgenden Truppen müssen alles wagen, sich überall an die Fersen der weichenden hängen, sich zwischen die Colonnen der retirirenden Feinde hineinwerfen, und von einer starken Reserve unterstützt, die Fühlung der feindlichen Klinge so lange behalten, bis es dem Feind gelingt, in einer festen Stellung sich zu setzen und mit überlegner Kraft die Angriffe der Verfolgenden zurückzuweisen. Die Cavalerie hält jetzt ihre Ernte. Oft macht die Nacht der Verfolgung des Feindes vom Schlachtfeld ein Ende, da die lange Dauer der neuern Schlachten die Entscheidung in der Regel erst am Ende eines Schlachtentages herbeiführt. Am andern Tage haben sich fast immer die Verhältnisse sehr geändert. Der Schwächere hat durch Anspannung seiner Kräfte während der Nacht wenigstens einen Theil seiner Truppen wieder gefechtsfähig gemacht und vermag, während diese den vordringenden Sieger aufhalten, sich festzusetzen, Verstärkungen herbeizuziehen, oder einen geordneten Rückzug fortzusetzen. Die ungeheure Erschöpfung, welche unsre langdauernden Schlachten auch über das siegreiche Heer bringen, trägt wesentlich dazu bei, ihm die Verfolgung zu erschweren.

Ob nun eine aufgegebene Schlacht für den Schwächeren zu einer Niederlage wird, das hängt jetzt im Allgemeinen davon ab, ob er zu rechter Zeit sich dem Gefecht entzogen hat, d. h. ob er noch intakte Kräfte zur Disposition hat, welche die Widerstandsfähigkeit besitzen, ihm einen geordneten Rückzug

zu sichern, und ob ihm das Terrain die nöthigen Chancen darbietet, sich gegen den Verfolger zu setzen. Ist beides nicht der Fall, so wird aus der aufgegebenen Schlacht wahrscheinlich eine entscheidende Niederlage.

So verläuft eine Schlacht in unsrer Zeit. Ihr Charakteristisches wird unübertrefflich durch General Karl v. Clausewitz geschildert, dessen Worte hier zum Schluß folgen mögen.

„Was thut man jetzt gewöhnlich in einer Schlacht? Man stellt sich, in Massen neben- und hintereinander geordnet, ruhig hin, entwickelt verhältnißmäßig nur einen geringen Theil des Ganzen, und läßt sich diesen in einem stundenlangen Feuergefecht ausringen, welches durch einzelne kleine Stöße von Sturmschritt, Bajonett- und Cavalerieanfall hin und wieder unterbrochen und etwas hin- und hergeschoben wird. Hat dieser eine Theil sein kriegerisches Feuer auf diese Weise nach und nach ausgeströmt und es bleiben nichts als die Schlacken übrig, so wird er zurückgezogen und von einem andern ersetzt. Auf diese Weise brennt die Schlacht mit gemäßigtem Element wie nasses Pulver langsam ab, und wenn der Schleier der Nacht Ruhe gebietet, weil niemand mehr sehen kann und sich niemand dem blinden Zufall preisgeben will, so wird geschätzt, was dem einen und dem andern übrigbleiben mag an Massen, die noch brauchbar genannt werden können, d. h. die noch nicht ganz, wie ausgebrannte Vulkane in sich zusammengefallen sind; es wird geschätzt, was man an Raum gewonnen und verloren hat und wie es mit der Sicherheit des Rückens steht; es ziehen sich diese Resultate mit den einzelnen Eindrücken von Muth und Feigheit, Klugheit und Dummheit, die man bei sich und seinem Gegner wahrgenommen zu haben glaubt, in einen einzigen Haupteindruck zusammen, aus welchem dann der Entschluß entspringt, das Schlachtfeld zu räumen oder das Gefecht am andern Morgen zu erneuern."

Das Leben Wilhelms von Humboldt, von R. Haym.

(Wilhelm von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik von R. Haym. Berlin, R. Gärtner. 1856.) —

(Grenzboten 1856, Nr. 42.)

Daß der große Mann einen Biographen gefunden hat, der in wahrhaft einziger Weise das Talent besaß, grade ein solches Leben darzustellen, dafür müssen wir dem Schicksal aus mehren Gründen besonders dankbar sein. Einem bedeutenden Leben bis in das Detail nachzugehen und dasselbe in der Schrift so zu gestalten, daß uns Wesen und Gestalt des Geschilderten mit höchster Wahrheit und Anschaulichkeit aufgehen, ist wohl die schwerste Aufgabe des Geschichtschreibers. Und vielleicht ist noch weniger schwer, das Verständniß des dargestellten Lebens zu geben, als den geschilderten Helden uns grade so lieb zu machen, wie wir ihn haben dürfen. Denn Geist, Wissen und Darstellungskunst, wie selten sie auch gut verbunden sind, finden sich bei einem Erzähler immer noch öfter zusammen, als die männliche Kraft, welche dem bewunderten Helden gegenüber Selbstständigkeit und Unbefangenheit des eignen Urtheils zu erhalten weiß, und als das feine Zartgefühl, welches in richtiger Weise zu ehren und zu schonen weiß, auch wo es übersieht und verurtheilt.

Der Biograph soll seinen Mann mit den Eigenthümlichkeiten der Natur und Zeit desselben darstellen, die Beleuchtung aber, in welcher er uns das fremdartige Bild nahe bringt, muß aus dem Licht unseres Lebens, aus dem politischen, künstlerischen, sittlichen Inhalt unsrer Zeit hergenommen sein. Je größer, edler und sicherer der Biograph seine eigne Zeit erfaßt, desto wahrer wird auch seine Darstellung eines vergangenen Lebens werden. Eine Objectivität, welche den Menschen nur in dem Lichte seiner Zeit schildert, ist unmöglich, denn wie sehr der Historiker das eigne Urtheil zurückdränge, es bricht überall durch, in der Auffassung der Thatsachen, in

der Methode der Erzählung, zuletzt sogar in der Sprache. Dies alles ist leicht zu verstehn und wird nur selten bezweifelt. Schwerer aber ist ein andrer Uebelstand zu überwinden. Der Biograph hat das Recht und die Pflicht, uns seinen Helden interessant und werth zu machen, vor allem uns von seiner Bedeutung und Tüchtigkeit die volle Empfindung zu geben, und doch soll er zu gleicher Zeit ihn recensiren, vielleicht verurtheilen. Ja noch mehr. Die Biographie soll ein wahres Abbild des Lebens geben, d. h. sie soll den Inhalt des Lebens in seinen Hauptereignissen so darstellen, daß der Totaleindruck, welchen uns das geschilderte Leben macht, möglichst genau dem Eindruck entspricht, den eine genaue und unbefangene Bekanntschaft mit dem Helden selbst und seinem wirklichen Leben uns hinterlassen haben würde. Nun kann die Biographie aber nur einen sehr kleinen Theil von Thatsachen, einen verschwindend kleinen Theil von Gedanken und Empfindungen ihres Helden schildern. Viele gute Handlungen und viele schlechte werden ihr auch bei einem genau bekannten Leben verschwinden, sie wird zuletzt nur das erfassen, was als Ursache, Höhenpunkt oder Folge der einflußreichsten Actionen eines Menschen erscheint. Bei solcher nothwendigen Beschränkung gegenüber der großen Strömung jedes Menschenlebens verrücken sich ganz und gar die Proportionen der einzelnen Handlungen und ebensosehr die Eindrücke, welche dieselben in der Biographie auf uns machen. Einzelne Thaten des Helden z. B., welche wir verurtheilen müssen, nehmen in der Biographie, die sich immer verhältnißmäßig aus wenigen Momenten des wirklichen Lebens zusammensetzen muß, vielleicht einen viel größern Raum ein, als sie im wirklichen Leben einnahmen, und geben dem Bilde des Helden vielleicht einen viel häßlichern Zug, als er in Wirklichkeit dadurch erhielt und als ein ewiger Richter in ihm finden würde. Das reinste und idealste Menschenleben ist nicht nach einem Plan und nicht nach einer Idee angelegt, und zahllos sind die Störungen und Trübungen,

welche durch das Leben selbst auch die in einer leicht erkennbaren Richtung forteilende Strömung erfährt; der Biograph aber wird immer genöthigt sein, die Idee und den Grundzug des Lebens als Hauptsache zu behandeln, und wie er selbst nach einem Plan arbeiten muß, auch das Planvolle des vollendeten Lebens stark hervorzuheben. Was diese Einheit, Geschlossenheit, das für ihn vorzugsweise Charakteristische stört, das mag ihn oft in arge Verlegenheit setzen. Ein Beispiel statt vieler. Gesetzt, es wäre uns das ruchlose Tagebuch eines Karlschülers erhalten, in welchem frevelhafte und gemeine Handlungen auch des jungen Schillers so erzählt wären, daß wir an der Wahrheit nicht zweifeln dürften; der Gott, welcher das ganze volle Leben des großen Mannes mit einem Blick zusammenfaßt, dürfte mit mildem Lächeln darüber wegsehen, ein irdischer Biograph käme dadurch in die bedenklichste Lage, denn die Mittheilung solcher Thatsachen gäbe seinem Bilde einen Zug, der, wie er auch gemildert, erklärt und entschuldigt würde, für unser sittliches Gefühl doch einen widerlichen Schatten auf eine der hellsten Gestalten unsers Landes werfen könnte. Und wenn man in einem solchen Falle gefragt würde, ob der Biograph wahr erzählt, wenn er dergleichen in Wirklichkeit Geschehenes der Nachwelt überlieferte, man müßte die Frage in diesem und einigen andern Fällen verneinen.

Wie über solche Schwierigkeiten der biographischen Darstellung hinwegzukommen sei, darüber werden die Meinungen unserer Historiker sehr auseinandergehen. Der große Geschichtschreiber Wilhelms von Oranien verfährt so kühn, daß ihm ein anderer nicht ohne große Gefahr nachahmen dürfte. Die Ermordung z. B. der Brüder de Witt durch die empörte Masse ist — wie gering auch Wilhelms Antheil daran sein möge — doch eine dunkle Stelle in dem glorreichen Leben dieses mächtigen Geistes. Macaulay gleitet sehr kurz darüber weg. In der That würde eine stärkere Betonung das ganze sonst so wahre, glänzende und einheitliche Bild seines Helden

verdorben haben, denn diese Action fällt grade in den Aufgang seines Helden, in dessen erste Schilderung, wo ihm ein reiner Eindruck beim Leser vom höchsten Werth sein mußte. Er hat dem eignen moralischen Gefühl und dem des Lesers dadurch eine Sühne zu geben versucht, daß er bei dem Gemetzel von Glencoë eine ähnliche sträfliche Nachsicht seines Helden mit eifriger Strenge verurtheilt. Bei diesem Fall konnte sein Wilhelm schon etwas vertragen, das Bild desselben war in die Seele der Leser bereits fest eingedrückt. Ja, Macaulay spricht am Schluß seines Machiavell sogar aus, daß es zuweilen gut sei, die Genauigkeit dem verständigen Effect zu opfern, weil sich dadurch zwar die kleinern Linien verwischten, aber die großen charaktergebenden Züge dem Leser desto tiefer einprägten. Es ist die ganze Größe, Sicherheit und Gewandtheit seines Talentes nöthig, um bei solcher Theorie nicht die innere Wahrheit dem glänzenden Schein zu opfern.

In Wahrheit läßt sich diese Schwierigkeit der historischen Porträtirung nicht durch eine allgemein gültige Regel überwinden. Der Takt des Biographen wird vielmehr für jeden Helden eine besondere Methode der Auffassung, der Darstellung und Erzählung finden müssen. Während der eine Charakter eine detaillirte realistische Schilderung seiner Erscheinung, seiner Handlung und seiner äußern Umgebung nöthig hat, wird bei einem andern die entgegengesetzte Auffassung, welche mehr den Geist in seiner Entwicklung, als die bunten Farben des Lebens hervorhebt, zweckmäßig sein. Der Zufall hat gewollt, daß grade jetzt von zwei Gelehrten, welche in verschiedener Weise d. Bl. nahe stehen, werthvolle Biographien erschienen sind, Mozart von Jahn und die vorliegende. Die Behandlung der beiden Helden ist so verschieden als möglich, und jede hat die höchste Berechtigung.

Die Behandlung Wilhelms von Humboldt durch Haym ist beim ersten Anblick sehr ungewöhnlich. Mit einem Scharfsinn und einer Kunst der Analyse, welche Bewunderung er-

zwingen, erklärt er den Geist des großen Staatsmannes und Gelehrten unserem Urtheil. Er schildert und kritisirt meisterhaft seine Bildung, seine Arbeiten, seine Gelehrsamkeit und legt die feinsten Fäden in dem künstlichen und merkwürdig verschlungenen Gewebe seiner Seele vor unsere Augen. Die Ereignisse des äußern Lebens dagegen werden mit einer verhältnißmäßigen Kürze und Einfachheit erzählt, und der Leser, welcher das Werk zum ersten Male in die Hand nimmt, wird hier leicht vermissen. Denn sehr fehlt der Schmuck des charakterisirenden Details und die reizenden Blicke auf die Erscheinung und die einzelnen schönen Momente des Lebens. Und doch ist grade diese Sparsamkeit des Verfassers, die man Verschwiegenheit nur ungern nennen wird, einer der großen Vorzüge des Buches. Vielleicht war sie von Anfang nicht ganz freiwillig. Die Persönlichkeit Haym's, soweit sie aus seiner gelehrten Thätigkeit sichtbar geworden, zeigt mehr Neigung zu scharfsinniger Analyse, als zu plastischer Gestaltung; auch waren, wenn man dem Gerücht glauben darf, die noch lebenden Verwandten Humboldts vor dem Erscheinen des Werkes nicht geneigt, das in ihren Händen befindliche Material dem Verfasser zur Disposition zu stellen. So erscheint er auf das beschränkt, was über das Leben Humboldt's bereits gedruckt war. Wie dem auch sei, was ursprünglich vielleicht ein Mangel war, ist in der That ein Lob für das Werk geworden. Denn grade bei der dadurch nothwendig gewordenen Behandlung ist uns das Bild Humboldt's überliefert, wie es für sein Vaterland und die Menschheit unsterblich werden soll, zunächst als eine Seele voll von Adel und dem höchsten Idealismus, als einer der feinsten und originellsten Geister in einer großen Zeit nationaler Erhebung, und als einer der größten Gelehrten Deutschlands. Es ist eine verklärte Gestalt, bei welcher wir gern vergessen, daß einst der Schmutz der Erde daran hing. Wenn es wahr ist, daß an diesem so großen, so reichen und in sich so einigen und consequenten Leben an einer einzigen Stelle

eine dunkle und unverständliche Verkehrtheit gehangen haben sollte, unsere Enkel sollen nichts davon erfahren. Und da es nur bei der Behandlung des großen Stoffes, wie sie Haym gewählt hat, möglich war, ein specielleres Eingehen auch auf die wunderlichen Zufälligkeiten des großen Mannes zu vermeiden, ohne durch Verschweigen unwahr zu werden, so ist seine Methode, gleichviel wie er ursprünglich dazu gekommen, in diesem Fall vortrefflich.

Der zweite Vorzug des Werkes aber ist ganz allein ein Verdienst des Verfassers, dies ist der hohe Grad von Bildung, mit welcher Humboldt beurtheilt wird. Die Vielseitigkeit Humboldt's ist für den Biographen eine gefährliche Sache, es gibt auch in Deutschland nicht grade viel Leute, welche zu gleicher Zeit Philosophen, Aesthetiker, Staatsmänner sind und nächstdem die Dialekte des Sanskrits, der Huronen und Australier einer gründlichen Betrachtung unterzogen haben, und da Humboldt in allem, was er gethan, geschaffen und geschrieben, durchaus nicht populär zu sein bemüht war, und noch außerdem die Methode seines Arbeitens das Verständniß nicht recht bequem macht, so versteht sich von selbst, daß sein Leben nur von dem gut geschrieben werden kann, der sich ebenfalls zu der Aristokratie unserer Geister zu zählen berechtigt ist. Haym hat auch diese Aufgabe so hoch als möglich gefaßt. Er gibt fast von allem, was Humboldt geschrieben, ein Referat, das so gescheidt, sorgfältig und geistvoll ist, daß man wohl sagen darf, alle Schwingungen dieses subtilsten aller Geister haben auch in seiner Seele nachgezittert. Wenn ihm das bei den philosophischen und ästhetischen Abhandlungen seines Helden so gut gelang, so war das erklärlich, weil sie seiner eignen Thätigkeit nicht fern lagen. Daß er aber aus Humboldt's großem Werk über die Kawisprache und den übrigen sprachwissenschaftlichen Abhandlungen ein Bild gemacht hat, aus welchem jeder gebildete Leser ein interessantes Verständniß von Humboldt's sprachwissenschaftlicher Methode,

Wissen und geistigem Schaffen gewinnen kann, das ist in der That bewunderungswürdig.

Doch noch höher stellen wir eine andere Seite seiner Bildung. Er ist ein Sohn unserer Zeit, er hat eine höhere und reinere Auffassung von den Pflichten des Einzelnen gegen seinen Staat und sein Volk, als dem Helden selbst zu haben vergönnt war, er verurtheilt ihn bescheiden, aber sicher, wo er muß, und er thut dies immer so, daß man vor seinem eignen Wahrheitssinn und Pflichtgefühl die höchste Achtung bekommt. Ueberall erscheint er selbst als ein Mann von reinem Gefühl und hoher sittlicher Kraft. Und das ist nicht das höchste, aber das beste Lob, mit dem der Leser von dem Werke eines Historikers scheiden kann.

Erzählung und Stil sind sorgfältig; die Sprache ist rein und gewählt, und viele Stellen sind von einer hohen Schönheit. Doch darf ein pflichtgetreuer Recensent nicht verschweigen, daß der Verfasser manchmal zu viel Sorgfalt angewandt hat, denn man empfindet sie heraus. Auch ist ein Wiederklang von Macaulay in seiner Sprache, die kurzen Sätze, die glänzenden Parallelen und Antithesen. Und noch eine Besonderheit des Verfassers hält an manchen Stellen, allerdings nur an einzelnen, zu sehr auf. Er liebt es, und darin hat er einige Aehnlichkeit mit Humboldt selbst, einen Gedanken, einen Satz herumzuwälzen, und in seiner analysirenden Art denselben nacheinander von verschiedenen Seiten anzufassen. Das bringt einige Längen in seine Erzählung; sie würden weniger bemerkbar sein, wenn das Buch nicht im Ganzen so gut geschrieben wäre.

Das reiche Leben Wilhelms von Humboldt (1767—1835) so einig, consequent und festgeschlossen wie wenige, entwickelt sich in drei Perioden. Seine Jugendzeit ist die Zeit einer Selbstbildung, ernsthaft, vielseitig, und höchst aristokratisch. Das Schöne und Edle suchen und in dem eignen Leben zur Darstellung bringen, gilt ihm für das höchste Lebensgesetz.

Mit der größten Fähigkeit, die verschiedensten Eindrücke aufzunehmen, verbindet er die heiterste gleichmäßigste Ruhe, welche keine leidenschaftliche Befangenheit aufkommen läßt, mit dem schärfsten und klarsten Urtheil die wärmste Sinnlichkeit. So trat er in der Aufklärungszeit Berlins aus dem Staatsdienst heraus in die Kreise der Feinfühlenden und Idealschaffenden, er selbst unter den „schönen Seelen" die freiste und hochsinnigste. Schnell verband er sich den Besten, er wurde allmählig der Freund und philologische Genosse Wolf's, der begeisterte Freund und Beirath Schiller's und Goethe's. Und wie verschieden die waren, von denen er sich angezogen fühlte, stets wußte er die Gefahren einer dilettirenden Hingebung an fremde Geistesthätigkeit durch einen tiefen langathmigen Fleiß, und durch ein unablässiges Prüfen und Beobachten seiner selbst zu vermeiden. So lebte er auf dem Gut seiner Frau in Thüringen, bei Schiller in Jena, dann Jahrelang auf Reisen durch Deutschland, nach Spanien, nach Rom, wo er als preußischer Resident sich festsetzte; in dieser ganzen Periode weit eifriger, aufzunehmen, als zu schaffen, ein Virtuose des feinsten und geistvollsten Genusses. Vortrefflich ist Haym's Schilderung seines Wesens in der Zeit, in welcher er seine Jugendschrift „Ueber die Grenzen der Wirksamkeit des Staates" schrieb. — „Alle Züge seines geistigen Charakters haben wir in seiner ersten Jugendschrift wie in noch geschlossener Knospe beisammen. Die stark ausgeprägte Neigung für individuelle Eigenthümlichkeit, die hohe Achtung für die Freiheit und für die innere Würde des Menschen, die Tendenz zur Stärke und Festigkeit des Charakters, verbunden mit der Tendenz zu universalistischer Bildung, die gleichgewogene Hinneigung zu dem Alterthum in der Schönheit und plastischen Vollendung seiner Bildungen, und zu dem Geiste der neuen Zeit in seiner Vielseitigkeit, seiner Bewußtheit und seinem Subjectivismus, die stark hervortretende Sinnlichkeit, auf deren Spitze sich der sublimste Spiritualismus erhebt, die Empfindungstiefe neben

der Gedankenklarheit, der Geschmack für den Epikuräismus neben einer stoischen Ader, die Beschäftigung mit politisch-praktischen Fragen neben einer ganz ins Innerliche zurückgewandten, in Ideen lebenden Gesinnung. So erscheint uns Humboldt, der Jüngling. Dem Jüngling aber blieb im Wesentlichen auch der Mann und der Greis treu. Noch in den Sonetten seines Alters oder in den Briefen, welche er am Abend seines Lebens an jene Freundin schrieb, die ihm zuerst in Pyrmont begegnet war, finden sich Stimmungen und Ansichten ausgedrückt, die nur wie eine leise Schattirung der Sätze aussehen, die seine Jugendschrift aufstellte. Dennoch erfuhren alle Züge dieses vielseitigen Wesens eine Vertiefung, und die Gunst des Schicksals war es, die ihm in verschiedenen Lebensperioden bald diese bald jene Richtung in aller Breite und Ausführlichkeit zu verfolgen gestattete. In dem Cultus des Schönen und in der bewundernden Liebe des Alterthums sehen wir sein jugendliches Wesen sich für jetzt am meisten zusammennehmen. Eben dies waren die Richtungen und Bahnen, in denen am Ende des Jahrhunderts der deutsche Geist überhaupt, in der Flucht vor den praktischen Interessen einer kümmerlichen Gegenwart sich erging. Auch Humboldt war in selbstgewählter Muße von diesen Interessen hinweggewandt. Er folgte seiner eignen Individualität und er folgte zugleich dem Zuge des deutschen Geisteslebens, wenn er dem Alterthum und der Dichtung die Studien dieser Muße widmete."

Aber aus der schönen Traumwelt Roms wurde Humboldt geweckt durch den Schmerzensruf seines Vaterlandes. Der Frieden von Tilsit hatte Preußen zerbrochen, Deutschland stöhnte unter der eisernen Faust seines Tyrannen. „Humboldts Anhänglichkeit an deutsches Wesen war von ganz eigner Art. Sie war sehr verschieden von demjenigen, was man gewöhnlich Heimathsliebe, und sehr verschieden von demjenigen, was man Patriotismus nennt. Seine Gefühle hatten wenig

gemein mit der Sehnsucht, die den Schweizer nach seinen Bergen und nach den Klängen des Kuhreigens ergreift. Sie hatten noch weniger mit den Gefühlen eifersüchtigen Stolzes und opfermuthiger Begeisterung gemein, die einen Athenienser zur Zeit des Perikles in der Ekklesia oder einen Römer im Senate bei der Nachricht von der Niederlage bei Cannä erfüllten. Nicht der Gedanke an die deutschen Gauen lockte ihm Thränen in's Auge; nicht die Erinnerung an die einstige Herrlichkeit des deutschen Reiches trieb ihm das Blut zum Herzen: — er liebte den deutschen Geist und die „Deutschheit". Ueber den Klängen der deutschen Sprache ergriff ihn etwas wie Heimweh und etwas wie patriotischer Stolz; über den Dichtungen seines Schiller und Goethe regte sich etwas in ihm wie Machtgefühl oder wie Siegesfreude. Seine Vaterlandsliebe war wie die Liebe zu etwas Vergangenem, vielmehr wie die Liebe zu Dingen, die dem Irdischen entrückt sind, zu geistigen Gütern und zu Ideen. Er würde deutsches Wesen geliebt haben, und er würde in dieser Liebe sich befriedigt gefunden haben, auch wenn die deutsche Nation als solche aufgehört hätte zu existiren, auch wenn Deutschland nur noch als Provinz einer französischen Universalmonarchie genannt worden wäre. Er liebte es, wie er Rom und Hellas liebte; er liebte es, weil und indem er es wie diese idealisirte. Deutsch, wie er ohne Zweifel durch und durch war, empfand er doch das Deutsche überwiegend nach dem Maaß, dem Geschmack und dem Bedürfniß seiner individuellen Natur. Es war ja gewiß richtig, wenn er das Unterscheidende der deutschen Dichtung und des deutschen Wesens in dem „still aber tief" bewegten Gemüthe, in der größeren Geistigkeit und Innerlichkeit fand. Es lag ja unbestreitbar eine gewisse Berechtigung in der so oft von ihm ausgesprochenen Idee von der Wahlverwandtschaft der deutschen Sprache und Nationalität mit der griechischen. Man muß ihm ja zustimmen, wenn er den Vorzug des Deutschen vor dem Griechischen in Zweierlei erblickt, in

der größeren Befähigung für den Ausdruck des Gedankens und in der tieferen Innigkeit und Herzlichkeit. Man mag es sich gefallen lassen, wenn er grade dieser Vorzüge wegen die deutsche Sprache und Nation als die „menschlichste" bezeichnet. Einige Wahrheit endlich kann man selbst den Betrachtungen nicht absprechen, die er bei Gelegenheit der Vergleichung des süddeutschen und norddeutschen Charakters über den Gesammtcharakter der Nation anstellt. Der Deutsche, sagt er, stehe unparteiisch als der Beurtheiler und Beschauer aller übrigen Nationen auf einem Standpunkt, von dem er sie alle übersehe, während alle auf ihn zurückwirken; seine Bestimmung und gleichsam die Endabsicht des deutschen Charakters sei ebendeshalb, eine Brücke zwischen der antiken und der modernen Welt zu schlagen und eine Verbindung der Eigenthümlichkeiten jener und dieser in eine einzige Form hervorzubringen. Nicht blos von eigenthümlich Humboldt'scher Färbung aber war diese Empfindung und dieser Begriff deutschen Wesens: — sie trugen nicht weniger die Farbe der Zeit." — Doch „die Sprache der Thatsachen ist eine mächtige Sprache. Ihr konnte sich auch Humboldt nicht verschließen. Seine andächtige Bewunderung der Kraft und Tiefe des deutschen Nationalgeistes ward übertäubt durch den Donner der Kanonen. Er hatte früher nicht ein Wort des Unwillens über das Benehmen des geflüchteten Kurfürsten von Mainz gehabt. Auch seine Wünsche für Preußen und Deutschland hatten sich später nicht höher als auf Erhaltung des Friedens erhoben. Mit hundertmal größerem Interesse hatte er die Schöpfungen der deutschen Dichter, als die Thorheiten der deutschen Politiker, die Schlechtigkeit der deutschen Regenten kritisirt; es war ihm einer der liebsten Vorzüge seines römischen Postens gewesen, mit diesen Dingen nichts zu thun zu haben. Aber nun traf die Kunde der preußischen Niederlagen und Demüthigungen sein Ohr. Nun gingen ihm die Leiden und Schicksale des Vaterlandes zu Herzen. Nun erwehrte er sich weder des Schmerzes um den Sturz der preußischen Macht

noch des Nachdenkens über die Gründe eines so plötzlichen und schmählichen Falles. „Wir Alle sind unglücklich", so schrieb er um diese Zeit von Rom aus an seine Jugendfreundin, Henriette Herz, „ich sage, wir Alle, die sonst ein froher und harmloser Kreis umschloß. Die Samen unsres Unglücks lagen in unsrer damaligen Sorglosigkeit. Mir war seit lange vor dem Ausgang bange, und ich zitterte vor dem Augenblick der Entscheidung".

Ein Wunder freilich wäre es gewesen, wenn Humboldt, der Staatsmann, auf einmal den theoretisch-ästhetischen Charakter seiner Bildung vergessen gemacht hätte. Durch und durch idealistisch, es ist wahr, war seine Ansicht auch von praktischem Wirken. Seine Philosophie des Handelns war, wie er sie in jenem poetischen Glaubensbekenntniß während der spanischen Reise niedergelegt hatte. Es war Kantischer Transscendentalismus. Der Punkt, von dem aus die Welt sittlich und praktisch bewegt werden könne, lag ihm, wie der, von wo aus sie theoretisch und ästhetisch ergriffen werde, in dem „Schooß des wirkenden Busens". Er dichtete ebenso, gerührt von der Erinnerung an das Unglück seines Vaterlandes, in Albano:

„An ehernen Gesetzen führt gekettet
Der irdischen Geschlechter Wandelreihen
Das Schicksal unerbittlich seinen Pfad;
Zufrieden, wenn das hohe Ziel es rettet,
Bleibt kalt es, ob sie leiden, ob sich freuen.
Auch uns hat es auf Rosen nicht gebettet;
Doch aus des Busens Tiefe strömt Gedeihen
Der festen Duldung und entschloss'ner That.
Nicht Schmerz ist Unglück, Glück nicht immer Freude:
Wer sein Geschick erfüllt, dem lächeln beide."

Das ist nicht die Sprache eines Mannes, welcher ungeduldig ist, den Lauf der Dinge zu ändern und auf alle Fälle seine Hand im Spiele der Geschichte zu haben. Das Vergnügen, welches wahrhaft praktische Naturen an der Thätigkeit als

solcher, an deren Aufregung und an deren Erfolgen finden, war ihm fremd. Das Handeln hatte nicht ein primitives, sondern ein secundäres Interesse für ihn: es galt ihm als etwas Accidentelles gegenüber der Stimmung und Beschaffenheit des Innern. Er war ohne jene Leidenschaft des Wirkens und Schaffens, ohne jenen Durst nach Ruhm, die in der Regel die Triebfedern großer Unternehmungen sind. Er war eben, wie er sich selbst nannte, ein Idealist. Allein sein Idealismus leistete ihm einen ähnlichen Dienst wie Anderen die unmittelbare praktische Begierde. Es war kein hohler, sondern ein gediegner Idealismus; es war der Idealsmus Kant's und Schiller's. Auch in ihm lebte jener ausdauernde Muth, der früher oder später den Widerstand der stumpfen Welt besiegt, — ein Muth, welcher nicht mit der romantischen Situation verfliegt, die ihn herausgefordert hat, sondern Stand hält gegen die Prosa, die ihn zu dämpfen und zu ersticken droht. Statt vordringlicher und spontaner Leidenschaft für das Große und Gute, wohnte ihm der stille und unerschütterliche Glaube an das „immer siegende Gute" ein. Ihm stand das Wort in der Seele geschrieben, daß denjenigen alle Dinge zufallen, die am ersten nach dem Reiche Gottes trachten. Frömmigkeit, in der That, war die Stimmung, mit der er dem thätigen Leben gegenüberstand, — jene heitere Frömmigkeit, wie sie dem Vertrauten der Aeschyleischen und dem Ausleger der edelsten deutschen Dichtung ziemte. „Wenn die Bande der Welt sich lösen, so sind wir es, die sie wieder zu knüpfen vermögen", das war es, was er aus Hermann und Dorothea sich herausgelesen hatte; „sich mit festem Muth gegen alle äußeren Stürme zu behaupten, jedem Geist der Verwirrung und Unruhe mit Macht zu widerstehen", das war die Moral, die er dem Dichter abgelauscht, das war der Geist, in welchem er jetzt die tragischen Zustände des Vaterlandes und die Aufgabe ansah, so viel an ihm sei, zu bessern, zu helfen und zu retten." — So weit Haym.

Und jetzt kamen zehn Jahre (1809—1819), in denen

Humboldt, so wenig Mann der That, der feingebildete und durch den innigen Verkehr mit den höchsten Geistern der Nation wie durch lange Muße verwöhnte Mann, in einer fast unausgesetzten politischen Thätigkeit als Mithandelnder an den größten Weltereignissen lebte. Er wurde als Cultusminister nach Berlin berufen, die Universität Berlin ward unter seinen Auspicien gegründet, er wurde Gesandter in Wien, war während der Freiheitskriege als Diplomat thätig, dann mit Hardenberg Vertreter Preußens auf dem Wiener Congreß und beim zweiten Pariser Frieden. Als nach dem Frieden die Reaction eintrat, trennte er sich von Hardenberg, der ihn fürchtete; wurde eine kurze Zeit Gesandter in London, und trat noch einmal in das Ministerium, als die Verfassungsfrage aufgenommen werden sollte. Nach den Demokratenverfolgungen und Karlsbader Conferenzen paßte er nicht mehr für den preußischen Staatsdienst, und jetzt hatte er ein Recht, aus ihm zu scheiden. Er löste sich von der Politik wie von einer lästigen Verpflichtung. Während dieser ganzen Zeit macht Humboldt einen eigenthümlichen und wahrhaft wunderbaren Eindruck. Er trat nicht völlig vorgebildet in seine großartige politische Thätigkeit. Seine lange Ruhe hatte ihm das nicht geben können, was auch der größten Kraft nur durch frühe Gewöhnung an die Geschäfte zu Theil wird, die Zähigkeit, Geschmeidigkeit und das rastlose Behagen am Feilschen und Handeln; und daß er diese Eigenschaften nicht besaß, ist für Preußen vielleicht bei den Friedensverhandlungen nachtheilig gewesen. Aber er brachte doch mit, was alle andern Diplomaten in geringerm Grade besaßen, eine ungeheure Arbeitskraft, Scharfsinn und eine Subtilität der Dialektik, die ihn zu einem furchtbaren Gegner machten. Vor allem eine Hoheit des Geistes, sehr geneigt, in den humansten Formen die eigne Ueberlegenheit fühlen zu lassen, wo es nöthig war. So schritt er durch die Conferenzsäle wie ein Fürst, der sich herabläßt, einmal die Handgriffe eines gewöhnlichen Soldaten durchzumachen. Die Welt, in

welcher er vorher gelebt hatte, die Götter Griechenlands und seine philosophischen und sprachlichen Studien hatten ihn vollständig gefeit gegen das Imponirende und Verwirrende der Staatsactionen, durch welche das Schicksal Europas bestimmt wurde. Ihm selbst kam das freilich mehr zu Gute, als dem Staat, den er vertrat. Immer kämpfte er, von Hardenberg schlecht unterstützt, ja verrathen, tapfer für Preußens Recht, aber wenn er durch seine unwiderstehliche Logik und durch alle Waffen eines edeln und freien Geistes seine Gegner gedemüthigt hatte, dann lag ihm nach dem Sieg in der Debatte vielleicht die Hauptsache, der Sieg in der Sache selbst, zu wenig am Herzen. Doch ist uns nicht möglich, das innere Getriebe im Abschluß des großen europäischen Friedens und in der darauf folgenden Restauration vollständig zu übersehen; auch was wir von Humboldt's Thätigkeit wissen, genügt nicht, um das Urtheil überall sicher zu stellen, und wenn der Verfasser der Biographie irgendwo Ursache hatte, die Unvollständigkeit seiner Quellen zu bedauern, so war es bei diesem Theile seines Werks.

Die letzten funfzehn Jahre von Humboldt's Leben verliefen in der Stille ländlicher Zurückgezogenheit. In dem Abendlicht des Alters entfaltete sich die ganze Schönheit und Größe seines Wesens. — „Es ist ein oft wiederholtes Wort der Rahel: Humboldt sei „von keinem Alter" gewesen. Früh und spät versichert er selbst den Freunden und Freundinnen, daß er völlig und ganz der Alte sei, und im Gedichte preist er sich glücklich, daß er seiner Jugend durch's Leben treu geblieben, daß er unverbrüchlich Einer Richtung gefolgt sei. Der Zug der Nadel nach Norden und der Lauf der Sterne kann nicht zuverlässiger sein, als die Treue seines Gemüths und die Dauerhaftigkeit seiner Empfindungen. Er trägt einen Schatz von Liebe durch's Leben; keinen, der ihm je nahe stand, ist er im Stande aufzugeben oder zu vergessen; seine Freundschaften werden nur durch den Tod, — auch durch den Tod

nicht abgebrochen. Was einmal Wurzel in seinem Herzen geschlagen hat, einem tiefen und festhaltenden Herzen, das geht niemals ein, sondern wächst in immer frischen Trieben. Wie gegen Andre, so gegen sich selbst. Er hatte frühzeitig sein Leben auf einen Plan und auf ein Princip gestellt: niemals, selbst unter mannigfachen äußeren Ablenkungen, hatte er diesen Plan innerlich aufgegeben. Es bestand ihm das Leben nicht aus dem Stückwerk aneinander gereihter Tage und Stunden: es galt ihm als ein Ganzes, als eine zu durchmessende Arbeit, als ein „Act, der wohl geführt und wohl geschlossen sein wolle." Alles daher, was ehemals angeknüpft ist, wird bis an's Ende fortgesponnen, Alles was in der Anlage verheißen ist, kömmt im Verlaufe zur Ausführung. Derselbe unbesiegbare, durch Ehren und Erfolge nicht zu bestechende Individualismus spricht aus den Bekenntnissen seines Alters wie aus denen seiner Jugend. — Und doppelt hat das Wort der Rahel Recht. Nicht alt geworden war dieser Mann, weil er in vieler Hinsicht niemals jung gewesen war. Wie er sich das eine Mal rühmt, an Lebendigkeit nicht verloren zu haben, so gesteht er dann wieder und mehre Male, daß eine gewisse Art von Lebendigkeit ihm zu keiner Zeit eigen gewesen sei. Schon in Pyrmont fand die Freundin dieselbe „heitere Ruhe" in dem Wesen des Zwanzigjährigen, die aus den Briefen des Sechzigjährigen athmet. Heftige Begierden, sagt er von sich selbst, und leidenschaftliche Aeußerungen seien ihm jederzeit fremd gewesen, und leicht, fügt er hinzu, könne dies in einem „Mangel an Feuer" liegen, dessen der Mann zu vielen der wichtigsten und ernsthaftesten Dinge bedürfe. Es ist so. Jene ästhetische Fassung, zu der unsre Literatur sich aus dem Sturm und Drang der Leidenschaft hindurcharbeitete, — ihm war sie, — eine Mitgift mehr zum Glück als zur Größe — gleich bei der Geburt bescheert worden. Wenn er „heitere Ruhe" jetzt als die Grundlage des glücklichen Lebens rühmt, so nennt er dies zwar selbst die Abend-

ansicht des Lebens, aber eine Ansicht doch, die ihm immer nahe gelegen und die natürlich aus seinem Temperamente erwachsen sei. Nichts häufiger in den Briefen wie in den Sonetten, als daß er die Macht des Willens verherrlicht. Er rühmt sich, daß er ihn fort und fort gestählt, um sich Muth und Geduld zu eigen zu machen. Er erzählt, wie er sich früh gewöhnt habe, hart gegen sich selbst zu sein. Er habe, sagt er, damit angefangen, sich selbst zu kennen und sich selbst zu beherrschen; kein Mensch könne sich klarer durchschauen, keiner sich mehr in der Gewalt haben. Grade bei einem solchen Zusammenstimmen aber von Naturanlage und grundsätzlichem Bemühen muß das Alter als die eigentlich vollendete Lebenszeit erscheinen. Keine Beleuchtung, welche diesem Charakter zuträglicher und günstiger wäre als die Abendbeleuchtung. Er selbst, wenn er durch einen Zauberstab machen könnte, daß er den Rest seiner Jahre in jugendlicher Kraft und Frische verleben könnte, würde von dem Zauber keinen Gebrauch machen. Mit Recht. Denn nun erst, ganz so wie der Stagirit es fordert, ist die aus dem Grunde der Natur erwachsene Tugend von der hellsten Einsicht begleitet, nun erst ist sie durch Gewohnheit und Uebung zur bleibenden Haltung geworden. Allezeit war mehr vom Nestor als vom Achilleus in ihm."

In dieser Zeit des Alters kam in ihm zur Reife, was seinen Namen für ewig verbunden hat mit dem der großen Eroberer im Reiche des Geistes. Es reiften seine Untersuchungen über Ursprung und Wesen der Sprache. Wenn aber Jemand fragen sollte, wie denn eine langathmige Abhandlung über einen verkümmerten Dialekt in den baskischen Gebirgen, oder über eine untergegangene Priestersprache auf der Insel Java, oder „über vier ägyptische löwenköpfige Bildsäulen", oder „über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen" tiefere Einwirkung auf das Leben unsrer Nation haben könne, so sei hier die Antwort wenigstens kurz ange-

deutet. Zunächst wurde Humboldt durch diese Studien der Mitbegründer einer neuen Wissenschaft, der vergleichenden Sprachkunde, und noch jetzt, zwanzig Jahre nach seinem Tode, wo diese Wissenschaft durch eine große Menge von Detailstudien die weiteste Ausdehnung gewonnen hat, hat sich Niemand gefunden, der weit über Humboldt hinauszugehen wagte, noch immer stehn die Hauptresultate seiner wissenschaftlichen Thätigkeit als die Grundmauern eines riesigen Gebäudes, zu denen seine Nachfolger mit ungeheurem Fleiß eine große Masse neuer Bausteine behauen haben, aber nur hier und da ist eine einzelne Mauer zu größerer Höhe geführt. Ferner aber haben die Methode seiner Wissenschaft sowohl, als die Resultate derselben seinen Namen mit den Namen Wolf, Niebuhr, Grimm, Lachmann, Strauß und mit andern noch lebender Gelehrten für alle Zukunft verbunden, und diese Namen zusammen haben für uns eine Bedeutung, welche sich nur mit der unsrer großen Reformatoren vor 300 Jahren, oder, wenn ein solcher Vergleich nicht mißverstanden wird, mit der von Aposteln einer neuen Weltlehre vergleichen läßt. Es ist der engste Zusammenhang zwischen den Untersuchungen von Wolf über die Entstehung der homerischen Gesänge, von Niebuhr über die Entwicklung des römischen Staats, von Lachmann über den Ursprung des Nibelungenliedes, von Strauß über die ältesten Urkunden des Christenthums. / Während die Wissenschaft in ihrem ewigen und endlosen Ringen nach Erkenntniß des Unendlichen, d. h. Gottes, durch Jahrtausende eine unübersteigliche Schranke hatte in dem Zwange der Individualität, und in der Beschränktheit des einzelnen Lebenden, welcher das Lebendige sich nur vorstellen und erfassen konnte als dem eignen Wesen analoge, geschlossene Persönlichkeiten, welcher den Staat faßte als ein Aggregat von Individuen für bestimmte Zwecke (wie noch der Jüngling Humboldt that), und welcher sich in frommer Gläubigkeit seinen Gott gegenüberstellte gleich einer geschlossenen Persönlichkeit; hat endlich die deutsche historische

Wissenschaft seit Wolf und Humboldt einen neuen Kreis von höhern Individualitäten, als die des einzelnen Menschen, zu unserer Kenntniß gebracht: die Völkerseelen. Wie die Engel dem alten Kirchenglauben eine Zwischenstufe der Individualitäten zwischen dem Menschen und Gott darstellen, ähnlich schweben in der Wissenschaft die Seelen der Völker als eine höhere Ordnung geistiger Gebilde. Immer noch sind sie Individualitäten, in ihrer irdischen Erscheinung begrenzt durch Raum und Zeit, aber schon unter andern Lebensbedingungen entstehend, schaffend und vergehend, als die einzelnen Menschen, welche unablöslich zu ihnen gehören als zahllose einzelne Organe ihres einheitlichen, mächtigen Wesens. Die geheimnißvollen Gesetze dieses höhern Lebens im Einzelnen zu erforschen, Gestalt und Wesen der verschiedenen Völkerseelen zu erkennen und daraus den göttlichen Geist im Menschengeschlecht, das ist das nie ganz zu erreichende Ziel aller großen historischen, linguistischen und kritischen Arbeiten der deutschen Wissenschaft; und gleich hier soll gesagt sein, daß Niemand tiefer in manche Geheimnisse dieses stillen geistigen Werdens der übermenschlichen Gewalten eingedrungen ist, als Wilhelm von Humboldt. Auch durch ihn ist nachgewiesen worden, daß das Leben der Völker von seinem Aufgang bis zum Zerfließen nach andern Gesetzen verläuft, als das bewußte Leben der Individuen. An die Stelle des Selbstbewußtseins und freier Gestaltung des eignen Daseins nach vernünftigem Erkennen und zu verständigen Zwecken tritt bei diesen höhern Gebilden der Erde wieder ein Walten bestimmender Kräfte ein, welche sich am nächsten vergleichen mit dem Erzeugen der Pflanze in bestimmter Form aus dem Zwange, den die Natur in das Samenkorn gelegt hat. Aus solchem Zwange der Urkraft entsteht die Sprache als die erste Lebensäußerung der Völkerseele, welche durch ihre Sprache die äußere Welt, welche in sie hereindringt, sich von Neuem schafft, und diesen Proceß des Schaffens in allen Individuen, welche zu ihr gehören, immer

wieder auf's Neue durchmacht, so lange sie lebt. Aus demselben Drange des Lebens entsteht die älteste Poesie und ihre Form, der Vers, die Anfänge aller Kunst, der Sitte, sogar des Rechts. Unserm Blick erscheinen die Seelen der Völker in diesen großen Kreisen idealer Thätigkeit so zunächst als organische Gebilde, den Gebilden der gegenständlichen Natur vergleichbar. Aber die Lebenskraft dieser großen irdischen Gestaltungen strömt vorwärts durch eine unendliche Menge von einzelnen Menschen, von denen jeder ein Abbild des Ganzen ist, und jeder sein eignes Leben dem Ganzen gegenüber geltend macht. Aus diesem unablässigen Entwickeln der Individuen aus der Volkskraft und der Einwirkung der Einzelnen auf die Volksseele setzt sich die innere Geschichte eines Volkes, der Proceß seines Lebens, zusammen. Und wieder berühren die Völkerseelen sich untereinander, eine wirkt auf die andre ein, sie fördern und vernichten einander, fließen zu neuen Gebilden zusammen, sie quellen empor und zerrinnen. In allen aber, wie verschieden ihre Persönlichkeit und ihr Erdenlauf sein möge, ist ein Letztes, ein Gemeinsames zu erkennen, dieselben höchsten Gesetze des Lebens gelten für alle; und dieses Gemeinsame aus der Verschiedenheit zu erkennen, und dadurch zuletzt das ganze Menschengeschlecht zu verstehn, das bedeutet der deutschen historischen Wissenschaft, Gott auf ihren Wegen suchen.

So ist es möglich geworden, daß kritische Untersuchungen über die Existenz des blinden Mannes von Chios und über die Verse der Neuseeländer eine Wichtigkeit für unser Leben gewinnen, welche man einst eine das Menschengeschlecht bestimmende nennen wird. Denn noch sind wir im Anfange; noch ist, was diese Wissenschaft bis jetzt gewonnen hat, nur das Eigenthum von wenig Tausenden, welche durch eine lange und schwere Schule durchgehen müssen, um sie zu verstehen; noch gedeiht diese Richtung des menschlichen Schaffens in einer stolzen und strengen Abgeschlossenheit von dem Geräusch

der Welt, und von vielen althergebrachten Vorstellungen unseres Volks; und noch ist diese Abgeschlossenheit der neuen Lehre selbst heilsam. Aber wenn wir auf großen Gebieten unseres Lebens mit tiefem Schmerz beklagen, daß ein Gegensatz vorhanden sei zwischen dem Erkennen der Einzelnen und den Ansichten des Volkes, ein Gegensatz, so groß und scharf abgesteckt, daß unsere Kraft verzweifelt, ihn zu überwinden, so wollen wir mit Hoffnung und Vertrauen daran denken, daß wir schon jetzt wenigstens ahnen können, durch welche Mächte er in einer Zukunft überbaut werden wird. Denn aus den Studien unserer großen Gelehrten über das stille Wirken der Gotteskraft in den Völkern wird dereinst eine neue Lehre ausgehen, welche hoch und rein erfassen wird die Stellung des lebenden Menschen zu seinen Mitmenschen, zu seinem Volke, seinem Staat, seinem Gott. — Und wie dann Wilhelm von Humboldt als einer der Ersten gelten wird, welche in den historischen Wissenschaften die neue Zeit vorbereitet haben, ebenso sein Bruder Alexander in der Naturwissenschaft.

Tagebücher von Varnhagen.

Dritter und vierter Band. Leipzig. Brockhaus, 1862.

(Grenzboten 1862, Nr. 11.)

Die vorliegenden Bände umfassen die bewegte Zeit von 1845 bis zum Mai 1848; vieles Unbedeutende und Langweilige: Berliner Stadtgespräche, Geflüster der Diplomatie volante, Seufzer schwankender und unzufriedener Beamten; dann Anekdoten über die Mitglieder der königlichen Familie, vor Allen über Friedrich Wilhelm den Vierten, oft unsicher und ungenau, als Neuigkeiten aus dritter und vierter Hand. Die Bände sind im Ganzen keine fesselnde Lectüre, auch da wo sie Interessantes bringen, unerquicklich und abstoßend.

Denn dem Verfasser begegnet das Schlimme, daß seine Kritik der Menschen und Zustände die Achtung und Theilnahme an ihm selbst verringert.

Aber nach einer Richtung sind die Tagebücher lehrreich. Sie zeigen sehr deutlich, wie groß die Kluft ist, welche unser politisches Leben und Empfinden von den Zuständen vor 1848 trennt, und wie vortheilhaft die Veränderungen sind, welche Sittlichkeit und politisches Gewissen der Preußen durch das berüchtigte Jahr 1848 erfahren hat.

Es ist wahr, Varnhagen war weder ein kräftiger Charakter, welcher Vertrauen, noch ein Schriftsteller, welcher Zuneigung einzuflößen vermochte. Aber er war nichts weniger als ein schlechter und gewissenloser Mann. Er hatte lebhafte liberale Instinkte, er war patriotisch genug, um die traurigen und verkommnen Zustände Preußens mit Mißbehagen zu empfinden. Aber er war den Ereignissen gegenüber sehr arm an selbstständigem Urtheil, kränklich, reizbar, leicht gestört und verletzt, von einer maßlosen Eitelkeit, welche ihm zu leicht seine Anschauungen färbte, seine Unbefangenheit verdarb; von einer geheimen Freude am kleinen Scandal.

Eine solche Persönlichkeit würde wenig Beachtung verdienen, wenn sie nicht in vieler Hinsicht charakteristisch wäre für die Zustände in Berlin vor dem Jahre 1848. Denn Varnhagen stand mit dieser Eigenthümlichkeit nicht allein, im Gegentheil, die Mehrzahl der Hofleute, der höchsten Beamten, der Intelligenten in Preußen krankte an demselben Fehler. Selbst Alexander von Humboldt wurde durch die großen wissenschaftlichen Interessen, deren Vertreter er war, nicht vor einem sichtbaren Antheil an derselben Schwäche geschützt; Minister und Generäle liefen grade wie Varnhagen umher als Colporteure von Neuigkeiten, als Klagende und Unglückspropheten, um ihr Urtheil Bekannten in das Ohr zu raunen, fremden Neuigkeiten ihre Ohren zu öffnen. Die Politik war ein Spiel schwächlicher Hof-Intriguen, in Heer und Verwaltung waren

die höchsten Interessen des Staates zu kleinen Personenfragen eingeschrumpft. Allerdings wird kein Hof und keine Staatsregierung sich jemals ganz von kleinlichem Coterietreiben befreien, die Selbstsucht der Emporringenden sucht sich zu jeder Zeit geltend zu machen. Aber das Unglück des damaligen Preußens war, daß in solch kleiner persönlicher Wirthschaft fast das gesammte politische Leben des Staates verlief. Es gab keine freie Presse, es gab keine Tribüne, keine öffentliche Meinung, in welcher sich die Leidenschaften der Einzelnen, Verirrungen des Urtheils, Beschränktheit der Einsicht abklären und erheben konnten. Der Einzelne wurde in der Regel die Beute der zufälligen Eindrücke, welche ihm das Urtheil seiner nächsten Umgebung in die Seele schlug. Die Geheimnißkrämerei, in welcher sich die Staatsmaschine bewegte, zog endlosen Klatsch auf; bei jeder Maaßregel der Regierung übten die halb unterrichteten und unbetheiligten Zuschauer im Volke eine schonungslose, vielleicht ungerechte Kritik; der Maaßstab für das Rechte oder Schlechte, Sittliches oder Unsittliches, war auch den Besseren nur zu unsicher geworden, ein roher Cynismus bespöttelte das Gute wie das Arge. Mit einem Gefühl, gemischt aus heimlicher Furcht und Schadenfreude, sah man eine Person, ein Project nach dem andern sich ruiniren, eine trübe, pessimistische Stimmung war über das ganze Land verbreitet. Und als die Aufregung das Volk der Straße in Haufen zusammenführte, da waren die Anspruchvollsten und Hochmüthigsten wie im Nu gebrochen, entweder eine Beute der Tagesstimmungen, oder in hilfloser Verbitterung. Es gab in der That nichts Festes, nichts Ehrwürdiges und nichts Erhebendes mehr in der Empfindung einer großen Mehrzahl. Ein gut geartetes Volk von kräftigem Gefüge des Geistes, überreich mit Bildungselementen versehen, war in dringender Gefahr, so charakterlos, schönrednerisch und arm an Muth und politischer Thatkraft zu werden, wie der Verfasser des Tagebuches selbst und die Mehrzahl seiner vornehmen Bekannten.

Am auffallendsten aber wird der Unterschied zwischen einst und jetzt bei Betrachtung der Stellung, welche das erlauchte Geschlecht der Hohenzollern zu seinem Volke einnimmt. Und da das erwähnte Buch sich vorzugsweise mit Anekdoten aus dem Hof und Kabinet Friedrich Wilhelms des Vierten beschäftigt, so ist hier der Ort, daran zu erinnern. Die Hohenzollern haben seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts auch dadurch sich von den Regentenfamilien des Continents unterschieden, daß Publikum und Presse in einer Weise mit ihnen beschäftigt wurden, die im übrigen Europa, England ausgenommen, unerhört war. Bei keinem Königsgeschlecht ist Charakter und Privatleben der Regierenden so lebhaft, freimüthig und unablässig besprochen worden. Schon die auffallende Persönlichkeit Friedrich Wilhelms des Ersten gab viele Veranlassung; seine Kinder aber haben selbst mit einer beispiellosen Rücksichtslosigkeit über sich, über ihre Familien und Verhältnisse in die Oeffentlichkeit berichtet. Friedrich Wilhelm der Zweite wurde durch Carricaturen, endlose Pasquille und schlechte Romane angegriffen, Friedrich Wilhelm der Dritte vor und nach dem Jahre 1806 durch die ersten Versuche Einzelner, sich am Staatsleben zu betheiligen, rücksichtslos recensirt. So unbequem diese Kritik einer schwachen öffentlichen Meinung für die Fürsten auch war, die beurtheilenden Stimmen waren weder kräftig, noch unbefangen genug, um wesentlich zu nützen. Im merkwürdigen Gegensatz zu dieser Vergangenheit steht die Periode von 1815—1840. Unter der neu organisirten Bundescensur verstummten öffentliche Kritiken über Friedrich Wilhelm den Dritten, seinen Hof und sein Beamtenregiment fast ganz. Diese Ruhe vergrößerte wahrscheinlich das Behagen, mit welchem die Mitglieder der königlichen Familie in ihrem Volke lebten, sie verbesserte aber nicht ihre Stellung, nicht die ihres Hofes und der Regierung. Denn in dieser Zeit der innern Stille, welche Friedrich Wilhelm der Dritte in Preußen zu erhalten wußte, wurde

der Gesichtskreis der preußischen Politik und des Hofs kleiner und enger. Die Männer aus der Zeit der Erhebung wurden alt, spärlich war der Nachwuchs von neuen Talenten. Hof und Staat machten kurz vor dem Tode des greisen Königs den Eindruck eines vereinsamten, heruntergekommenen Wesens, welches der verstorbene General Gagern in seiner kurzen Weise vortrefflich geschildert hat.

Mit Friedrich Wilhelm dem Vierten begann wieder die glossirende Kritik aufzurauschen. Ungezogene lyrische Dichter, anonyme Journalartikel wußten den strengen Preßgesetzen des Bundes zu trotzen. Auch der Klatsch des Hofes wurde rücksichtsloser und begehrter. Jedes schnelle Wort, das den Lippen des Königs oder eines Prinzen entfloh, jede kleine Familienscene erhielt eine unverhältnißmäßige Bedeutung, die Urtheile über die Höchsten des Staates waren genau so, wie das Wesen der Menschen in solcher Zeit, argwöhnisch und kleinlich. Die Fürsten selbst erfuhren Stimmungen und Bedürfnisse des Volks wieder nur durch das Geschwätz der Hofkreise, oder durch die Berichte serviler Beamten. Fast nie hatten sie Gelegenheit, die eigenen Ueberzeugungen mit einer fremden, unabhängigen Ueberzeugung zu messen.

Recht deutlich wird die gefährliche Lage der preußischen Königsfamilie, wenn man sich an eine Missethat erinnert, welche das Leben Friedrich Wilhelms des Vierten bedrohte. Zu allen Zeiten ist die Majestät der Regenten den Anfällen einzelner Verrückter und Verkehrter mehr ausgesetzt gewesen, als der Mann in bescheidener Erdenstellung. Aber bei dem Attentat des Tschech war nicht blos die That, sondern auch die Haltung des Publicums, der Gebildeten, ja der vornehmen Gesellschaft gräulich. Ueber Charakter und Motive des Verbrechers, die Empfindungen des Königs, wurde mit einem wahrhaft boshaften Interesse verhandelt, dem Verbrecher wurde eine Theilnahme gegönnt, welche für die Person des Königs höchst beleidigend war, Lieder wurden verfertigt — sie sind

nicht im Volke entstanden — in denen mit einer unbehaglichen Rohheit sich Spott und Witz gegen das Opfer, nicht gegen den Mörder kehrte, und solche Lieder wurden in den Familien der Hofleute, der höchsten Beamten abgeschrieben, von Geheimräthen und Excellenzen colportirt, in den Ministerien heimlich gelesen, im Volke gesungen. So tief war das Königthum vor 1848 gesunken, so sehr war seine hohe Stellung verdorben, daß eine Alles zerstörende Revolution unvermeidlich erschien; die Klügeren erwarteten, die Besseren fürchteten sie. — Man vergleiche mit jenem Attentat ein anderes nahe liegendes, man vergleiche die Haltung der Presse und des Volkes damals und im vergangenen Jahre! — Doch es war ein Unterschied in der Tagesbeliebtheit der beiden Monarchen! Das ist wahr, ein Unterschied von vielen Graden. Aber in der Haltung der Nation war kein Unterschied nach Graden, sondern es war ein durchaus und radical verschiedenes Gebahren. Die Preußen vor 1848 benahmen sich wie Unfreie, welche heimlich die Faust ballen und kalt oder schadenfroh die Gefahr ihres Gebieters bespötteln, die Preußen und Deutschen von 1861 zeigten ihrem Fürsten die Haltung, die herzliche Theilnahme, den sittlichen Zorn freier Männer. Und diesen großen Fortschritt zu einer edlen Popularität und einem gesunden Verhältniß zwischen Fürst und Volk verdanken die Hohenzollern dem Getöse des Jahres 1848. Dies Jahr hat grade den Besten der Familie die größten Schmerzen bereitet, sie haben, so hoffen wir, dadurch gesühnt, was ihr Geschlecht in den letzten Decennien vorher versäumt und gefehlt hatte. Das Jahr war bitter, aber sein Fieber brachte ihnen selbst und ihrem Volke die Rettung.

Erinnerung an Dahlmann.

Friedrich Christoph Dahlmann von Anton Springer. Erster Theil. Leipzig, S. Hirzel, 1870.

(Grenzboten 1870, Nr. 21.)

Diese Lebensgeschichte eines deutschen Mannes, geschrieben von seinem Amtsgenossen und Freunde, ist eine gute Frühlingsgabe für unser Volk, würdig des Gelehrten, den sie schildert, und dem Verfasser eine rühmliche Arbeit. Viele werden sich daran erfreuen und stärken, alle die Dahlmann hochgehalten, und die den jüngeren Freund mit Antheil auf den Gebieten seiner umfangreichen wissenschaftlichen Thätigkeit begleiten. Denn auch dieser ist uns ein werthvoller Vorkämpfer für die beste Bildung unserer Zeit geworden. Anton Springer weist uns in seinem wohlthuenden Wesen den charakteristischen Zug, welchen das deutsche Leben dieser Generation in vielen ihrer Schriftführer ausgeprägt hat. Ein Gelehrter, der das ideale Kunststreben der Vergangenheit so fein empfindend zu beobachten weiß, wie Wenige, und zugleich ein patriotischer Mann, Geschichtsschreiber eines modernen Staates, der gründlichste Kenner östreichischer Zustände und mit all' seinem Fühlen und Hoffen fest in die politischen Kämpfe des werdenden deutschen Staats verwachsen. Mit den großen Gebilden vergangener Schönheit und mit den großen Aufgaben moderner Wirklichkeit gleich vertraut, ist der Bonner Professor für Kunstgeschichte des Mittelalters, Verfasser der „Bilder aus der neueren Kunstgeschichte", zugleich der gepriesene und gefürchtete Autor der „Geschichte Oestreichs seit dem Wiener Frieden" geworden. Und war das bei Dahlmann nicht ganz ähnlich? Er legte die Proben seiner ästhetischen Erziehung ab in Uebersetzungen aus Aeschylus und Aristophanes, forschte um Saxo Grammaticus und in altdänischer Geschichte, und verfocht dabei als Professor zuerst die alten Rechte einer deutschen Landschaft gegen Dänemark, dann die Rechte der deutschen Nation auf eine Verfassung gegen den

alten Polizeistaat und Willkür der Könige; auch er, der nach seiner Jugendbildung angelegt schien zum stillen, gedankenvollen Betrachter ferner Vergangenheit, wurde durch den Zug seiner Zeit zu einem Vorkämpfer für verfassungsmäßiges Recht und zu einem Lehrer in der Politik.

Und ging es manchen Andern nicht ebenso? Unter den berühmtesten Lehrern unserer Wissenschaft sind verhältnißmäßig sehr viele, denen die Politik wenigstens einmal anspruchsvoll ihre Berufsthätigkeit gestört hat, die genöthigt wurden, als Gefehmte die Stätte ihrer Wirksamkeit zu verlassen, oder die gar in Landtagen und politischen Vereinen über Zeitfragen debattirten; die Mehrzahl derer, welche in hohem Fluge als Dichter begannen, wurden allmählich zu Schriftstellern über Tagesinteressen; sogar die bildenden Künstler sahen sich durch den herrschenden Zug in ihrem Schaffen geirrt. Sie suchten patriotische oder sociale Ideen zu Idealen umzubilden, und sie gewöhnten sich, mehr darum zu sorgen, daß das Werk ihrer Kunst bedeutsam, als daß es schön werde. — Offenbar ist dies übergewaltige Eindringen der Staatssorgen in die Seelen der Gelehrten und Künstler nicht Jedem ein Gewinn für die Güte und Schönheit seiner Werke geworden, Vielen hat es die Möglichkeit des Schaffens gestört, im Ganzen dürfen wir doch mit Stolz sagen, daß diese Politik auch für Wissenschaft und Kunst der größte Fortschritt, Erzieherin eines schärfer spähenden Gelehrtengeschlechts, Vorbereitung für neue Kunstrichtungen geworden ist, denn sie half den Deutschen in der Hauptsache, sie formte die Charaktere männlicher.

Und kein größerer Gegensatz ist denkbar als zwischen dem Idealismus von Schiller und Goethe, welche den Künstler und Gelehrten, der politische Thätigkeit nicht vermied, für einen öden Zeitverschwender zu halten geneigt waren, und zwischen der jüngeren Generation, in welcher die Jünglinge Schlachtenlieder anstimmten nnd römische Tyrannen von deutschen Bären fressen ließen.

Es war die Morgenröthe dieser neuen Zeit, in welcher Dahlmann herauf kam, und um sein ernstes Haupt schwebt für uns Jüngere das verklärende Frühlicht. Er zählte als Politiker und als Gelehrter unter den ersten seiner Jahre. Den höchsten Staatsämtern hielt man ihn für gewachsen und bedrängte Könige sorgten unruhig darum, ob sein Urtheil über ihre Fehlgriffe ein mildes sei. Zu seinen Füßen lauschte, wenn er lehrte, andächtig die Blüthe der deutschen Jugend und seine Geschichte Dänemarks galt gerade den Fachgenossen für einen besonders großartigen und tiefgeschöpften Gewinn Dennoch wird dem jüngeren Geschlecht leicht, ihn als Politiker und als Gelehrten zu übersehen. Poetische Empfindung mischte sich ihm noch anders in Willen und Gedanken, als uns erlaubt ist. Es war ein politischer Fehler, daß er die Verwerfung des schlechten Waffenstillstandes von Malmö zu Frankfurt durchsetzte und dann planlos vor der Unmöglichkeit stillstand, ein Ministerium seiner Wahl zu bilden; auch seine besten historischen Werke erweisen ein sehr eigenthümlich herrisches Schalten mit dem überlieferten Stoff, wobei kräftige dichterische Anschauung ihm Farbe und Combination allzusehr bestimmen. Die Kenntniß des historischen Details ist seit ihm unermeßlich größer, die Methode historischer Construction unvergleichlich strenger geworden. Das ist bei einer Nation von aufsteigender Lebenskraft natürlich. Die Alten irren, damit die Jüngeren von ihnen lernen, andere Thorheiten zu begehen. Aber solche Schätzung nach dem Maaßstab unsrer Zeit nimmt diesem Mann keinen Bruchtheil seines Werthes für unser Geschlecht und für alle Zukunft.

Denn was ist es doch, was einen Mann den Herzen seiner Zeitgenossen theuer macht, den spätern Geschlechtern werth erhält? Zunächst freilich, daß er nach dem Maaße seiner Zeit gut gearbeitet hat für solche Zwecke, welche der Nation dauernden Werth haben. Davon hängt seine geschichtliche Berechtigung ab. Aber was er auch schafft, seine Arbeit

an sich ist's in der Regel nicht, deren Dauer sein Gedächtniß dauerhaft macht. Die Ordnungen des weisesten Staatsmannes überleben selten die nächste Generation. Was besteht noch von dem Regierungssystem Friedrich II., das wir erhalten wünschten? Sogar die größten lebenspendenden Ideen, die er seiner Zeit zuerst praktisch machte, sind uns entweder selbstverständlicher Besitz, bei dem wir wenig seiner gedenken, oder sie mögen von uns oder unsern Nachfahren gar widerlegt werden. Es ist sehr zweifelhaft geworden, ob der Staat seinen Bürgern noch erlauben kann, ganz nach ihrer Façon selig zu werden, sobald irgendwo ein Alter vom Berge sich zum unfehlbaren Beherrscher ihrer Gedanken und Fäuste macht. Und ebenso wird dem Gelehrten das scharfsinnigste Geisteswerk durch weitere Arbeit von Tausenden umgeformt, eingeengt, widerlegt. Nur wenige große Erfinder und Künstler haben den Vorzug, daß ihre Werke abgelöst von ihnen unverändert fortleben in den Seelen späterer Geschlechter und selbstthätig in ihrer Eigenart noch dann der Menschheit dienen, wenn die Person des Urhebers gänzlich verschwunden ist bis auf wenige unsichere Erinnerungen Aber auch in diesem Fall sucht die Folgezeit unablässig hinter der Dichtung den Dichter, hinter der Arbeit den Erfinder. Denn nicht das Geschaffene an sich, sondern Geist, Gemüth, Charakter des Schaffenden, die wir daraus erkennen, machen uns die Werke vergangener Menschen vertraulich. In diesem Sinne schreiben wir rastlos Geschichten der Philosophie, der bildenden Kunst, der Literatur, weil wir das Bedürfniß haben, zu verstehen, wie Lehre und Kunstwerk geworden sind zuerst in den Menschen und dann in den Charakteren höherer Ordnung, den Völkern. Die beste bildende und lebenspendende Wirkung des erhaltenen Werkes beruht immer in dem persönlichen Verkehr, der uns dadurch mit dem Werkmeister wird. Seine imponirende Eigenart, seine Gedanken, die Farbe, welche aus seinem Gemüth in das Werk übergeht, sind uns das reizvollste.

Dem deutschen Gelehrten wird leicht, einzelne Unrichtigkeiten und beschränktes Gesichtsfeld in den Werken Macaulay's nachzuweisen, unsere Methode historischer Kritik ist unzweifelhaft die bessere. Und doch wird der Engländer für alle Zeit als einer der größten Geschichtsschreiber gelten, und eine unermeßlich größere Wirkung auf die Bildung der späteren ausüben, als andere nicht weniger glänzende und in vieler Forschung genauere Darstellungen derselben Geschichte. Warum? Weil in der Größe, der männlichen Festigkeit seines Wesens, der wundervollen Dialektik seines politisch geschulten Geistes ein unwiderstehlicher Zauber liegt, er zieht den Leser zu sich in die heitere, reine, wohlthuende Luft eines hochsinnigen Mannes. So sehr suchen wir den Menschen in der Geschichte, daß wir den Charakter noch dann lieben, wenn seine Werke uns ganz geschwunden sind. Was blieb von dem jüngeren Cato zurück? Nicht die Partei, der er treu war, nicht seine Reden, die uns fast gänzlich verloren sind, machen die Schattengestalt uns so rührend, sein Ethos ist es allein, sein merkwürdiger Charakter in einer argen Zeit.

Und wenn es jemals einen Mann gegeben hat, der vorzugsweise durch seinen Charakter auf die Zeitgenossen wirkte, und den Abdruck seines Wesens veredelnd in die Seelen des jüngeren Geschlechtes legte, so war dies der stille ernste Gelehrte, dessen Lebensgeschichte wir hier empfehlen. So wird er auch fortleben in der deutschen Geschichte, als das Idealbild, und als ein typisches Bild aus der ersten Periode unserer politischen Bildung, in der die deutschen Privatmenschen sich für Theilnahme am Staat eifrig rüsteten. Ein schwerflüssiger, fester, reiner Mann, der bestehendes Recht und die sittlichen Forderungen der Nation an den Staat mit maßvollem und strengem Urtheil und doch in heißer Empfindung mit einander zu gesellen verstand. Einer der besten Deutschen durch lauteren Sinn und inniges Gemüth, stolz und edel in seinen Gedanken, unsträflich in seinem Thun, der den Zeitgenossen wie ein

unbestechlicher Richter über ihre Gedanken und Thaten erschien.

Ja, er war ein deutscher Professor auch als Politiker. Er war nicht geschult in parlamentarischen Kämpfen, er hatte den Staat sich in Gedanken construirt aus dem Wesen der Deutschen, wie er es mit feiner Empfindung aus dem Leben und der Geschichte faßte, und aus fremden Zuständen, welche ihm die Beobachtung nahe legte. Er war nicht gewöhnt als thätiger Politiker zu handeln, obwohl grade er um politische Interessen zweier Landschaften geschäftlich mehr zu sorgen hatte, als andere Gelehrte seiner Zeit. Er war so unschuldig und bei allem Scharfsinn doch unbehilflich in stürmischem Drang der Ereignisse. Aber er war auch darin ein schönes Bild unserer politischen Jugend, daß er jeden Conflict der Pflicht, alle großen Fragen, welche in sein friedliches Leben drangen, tief innerlich als schwere Gewissenssache durchkämpfte, und daß sein Urtheil und Wille nur gerichtet wurde durch das lautere Rechtsgefühl und das hohe Ethos seines Wesens. So war er zuletzt immer ganz er selbst, fest nach außen, von sicher beherrschter Bewegung, einig mit sich und dabei von unzerstörbarem Vertrauen zu der Güte menschlicher Natur und zu dem hohen Beruf seines Volkes.

Seitdem ist andere Zeit gekommen. Wir sind vielleicht nicht fester, aber härter und entschlossener im Handeln, wir haben uns gewöhnt, entweder eigensinnig zu beharren oder verständig uns zu fügen. Wir steuern gewandter und in Vielem sicherer durch politische Sturmfluth. Auch das Verständniß unserer Staatsbedürfnisse, die Einsicht in das Detail der Reformen sind weit größer geworden, als sie vor vierzig, zwanzig Jahren waren. Aber mit der größeren Erfahrung und der höheren Geltung unserer Thätigkeit für den Staat sind uns auch neue Versuchungen gekommen. Die Macht des Geldes, der Einfluß der Parteien setzen unsere Politiker der Gefahr aus, Urtheil und Gewissen unmännlich gefangen zu geben. — —

Möge darum das Bild Dahlmann's in den Herzen der Lebenden recht fest haften. So waren die Guten zur Zeit der Väter. Sorgen wir dafür, daß wir die stolze Redlichkeit, die Verachtung des anspruchsvollen Scheins, und die opferbereite Hingabe an den Staat, das deutsche Erbe, welches sie uns hinterließen, auch unsern Nachkommen wohlbewahrt überliefern.

Heinrich von Treitschke.

Historische und politische Aufsätze, vornehmlich zur neuesten deutschen Geschichte. Leipzig. S. Hirzel. 1865.

(Grenzboten 1865, Nr. 1.)

Beim Beginn des Jahres ist es einem Blatt, welches die neuen Bildungen des deutschen Lebens zu beurtheilen hat, besondere Freude, seine Thätigkeit mit Besprechung einer starken, aufsteigenden Menschenkraft zu beginnen. Der Name des Mannes, welcher der ersten Seite dieses Jahrgangs vorgesetzt wird, ist den Deutschen nicht mehr fremd. Seine Gedichte, volkswirthschaftliche Abhandlungen, einzelne Essays in größern Zeitschriften haben ihm bereits den Antheil der Leser gewonnen. Eine fruchtbare Thätigkeit als akademischer Lehrer, auf zwei Universitäten bewährt, hat ihn zu einem Lieblinge seiner akademischen Jugend gemacht; wem Gelegenheit wurde, die Gewalt seines Vortrags vor größerem Publikum, zuletzt bei einem unserer großen nationalen Feste zu beobachten, der hat sicher einen dauernden Eindruck davongetragen. Das vorliegende Werk aber ist das erste größere Buch, durch welches er als Lehrer der Geschichte mit seinem Volke in Verbindung tritt. Es ist ganz darnach angethan seine Persönlichkeit und seine Ueberzeugungen in weiten Kreisen bekannt zu machen und darf als der Anfang einer schriftstellerischen Thätigkeit betrachtet werden,

welche ihn, wir sind davon überzeugt, in den politischen Kämpfen unseres Volkes zu einem werthvollen Bundesgenossen oder gefürchteten Gegner machen wird.

An jedem ersten größeren Werke eines frischen Talentes hängt eine edle Poesie. Nicht nur für den Schriftsteller, welcher dadurch die Stellung bezeichnet, die er in dem literarischen Leben seiner Nation zu behaupten beabsichtigt, ebenso sehr für die Leser. Unbefangene Anerkennung, so weit diese nicht durch die eigene Parteistellung des Lesers beschränkt wird, und warme Empfindung für das Originelle des neuen Bekannten kommen entgegen, das Tüchtige imponirt, auch die Kritik scheut vorsichtig die Grenzen des Talentes abzustecken, eine schöne menschliche Freude über den neuen Erwerb ist vorherrschend, zwischen dem Schaffenden und dem Leser schlingt sich ein zartes Band, jeder von beiden hofft, daß es dauerhaft und heilbringend sein werde. Möge dem Verfasser sein neues Werk reichlich diesen Gewinn eintragen.

Selten tritt aus dem Werke eines Historikers so kräftig die ganze geistige Persönlichkeit hervor als hier. Nicht nur was er sagt, fesselt, zuweilen noch mehr wie er es sagt. Es ist eine sehr eigenthümliche, starke Menschennatur, welche sich ausspricht, hoher Adel der Gesinnung, ein leidenschaftlich bewegtes Gemüth, ein rastloses Wogen der Empfindung, dem pathetischer Ausdruck natürlich ist. Oft hört man aus den geschriebenen Zeilen den Sprechenden, wie lebhaft er schildert, wie reich das Detail seiner Kenntnisse ist, nicht die Darstellung der Begebenheiten und Personen an sich, sondern ihre Bedeutung steht ihm im Vordergrund, sein Urtheil ist überall kräftig, fest, zweifellos, es wird allerdings gesänftigt durch hohe Bildung und durch humane Anerkennung fremden Wesens, aber in jedem Augenblicke empfindet man, daß der Verfasser seine ethischen und politischen Forderungen nachdrücklich geltend macht, er urtheilt über Personen in der Regel mild und mit Pietät, aber er steht immer frei und sicher seinem Helden

gegenüber. Diese kurze Entschlossenheit des Urtheils geht hervor aus einer rücksichtslosen Wahrheitsliebe und aus einem lauteren Idealismus, der das Leben und seine Aufgaben hoch und rein faßt und gegen Schwäche und Halbheit die tiefe Abneigung einer kräftigen Natur empfindet. Der Eindruck dieses mannhaften Wesens wirkt sehr mächtig, man darf wohl behaupten, daß der Leser dadurch nicht weniger gefesselt wird, als durch Sprache und Darstellung.

Denn auch diese verdienen sehr beachtet zu werden. Noch wird dem deutschen Historiker nicht leicht, gut zu schreiben. Hier aber strömt aus bewegter Seele reich und voll der Sprache Quell, meist in langen Wellen dahinrauschend, reich an charakteristischen Worten und Redewendungen, an kurzen, treffenden Bezeichnungen, volltönend ohne Ueberfluß, häufig glänzend und doch ausdrucksvoll. Zuweilen läuft noch eine scharfe Redewendung mit unter, welche gesprochenem Vortrag natürlich ist, von der vornehmeren Haltung der Drucksprache absticht. Man erkennt, daß solche Energie des Ausdrucks dem Wesen des Schriftstellers sehr natürlich ist.

Den Lesern dieses Blattes ist nicht unbekannt, wie nahe der Verfasser den ästhetischen und politischen Ueberzeugungen steht, welche hier vertreten werden. Er ist kein geborener Preuße, und doch einer der entschlossensten und beredtesten Vorkämpfer für die große Idee dieses Staates. Was jedem Preußen natürlich sein sollte, das ist einem Nichtpreußen, der seit 1848 zum Mann wurde, das höchste Lob, welches wir seinem politischen Urtheil zu ertheilen wissen. Denn wer aus der Ferne auf das unfertige Treiben dieses Staates sieht, der muß viel Unbefangenheit, einen scharfen Blick und ein festes Herz besitzen, um keinen Augenblick an der Bedeutung des Staatsbaues irre zu werden. Das Feuer, womit der Verfasser den Anschluß der deutschen Stämme an den preußischen Staat verficht und die Wärme seiner Ueberzeugung, daß das Heil unserer Zukunft trotz allem und allem auf Preußen be-

ruhe, soll manchem Preußen die Schamröthe in die Wange treiben, der in seiner Heimath verlernt hat stolz zu sein, oder der gar im Auslande sich zum Diener einer fremden Politik erniedrigt. Aber es scheint manchmal, als ob außerhalb der Grenzen dieses Staates in seinen Anhängern mehr froher Stolz und sichere Ueberzeugung von seiner unverwüstlichen Tüchtigkeit zu finden wäre als unter den Stimmführern in Preußen selbst, von denen die lautesten kleinliche Engherzigkeit mit blödem Junkertrotz geltend machen, viele Bessere im aufreibenden Kampfe gegen widerwärtige Erscheinungen des Tages dem Kleinmuth verfallen. Für uns hat des Verfassers begeisterte Theilnahme an dem Staat Friedrich des Großen einen Werth, der sehr hoch anzuschlagen ist. Und daß er grade jetzt, wo mancher alte Freund irre wurde und sich unsicher nach einer neuen Stütze umsieht, mit rücksichtsloser Entschlossenheit seine Ueberzeugungen ausspricht, das ist eine wackere Ritterlichkeit, für welche unsere Partei besonders dankbar sein muß.

Das vorliegende Werk umfaßt zehn Abhandlungen, unter denen mehre früher vorgetragen oder gedruckt wurden, alle sind so gründlich umgeschaffen, daß sie den Werth einer neuen Arbeit erhalten. Grade die wichtigsten sind ganz neu. Wie verschieden auch ihr Inhalt sei, es ist in ihnen ein innerer Zusammenhang, sie enthalten nicht nur das historische und politische Glaubensbekenntniß des Verfassers, auch eine Darstellung und Beurtheilung der wichtigsten historischen Ereignisse und politischen Ideen unserer letzten Vergangenheit und Gegenwart. Jede von ihnen bildet ein geschlossenes Ganze, mehre sind schöne Musterstücke der Gattung von Aufsätzen, durch welche Macaulay seinen Ruhm begründete, die in England noch heut mit weit größerer Achtung betrachtet werden, als der Deutsche dieser Art zuzuwenden gewöhnt ist. Sie gestatten in Farbe und Stimmung die größte Mannigfaltigkeit, gute Laune, Ironie, poetische Erhebung, edles Pathos;

sie wollen selten ihren Gegenstand erschöpfend behandeln, aber den Kern desselben in großen Zügen treffend und eindringlich darstellen, sie wünschen zu belehren, indem sie unterhalten, sie fordern deshalb nicht gewöhnliche Kunst der Schilderung, zweckvolle logische Anordnung, ein feines Gruppiren des Stoffes, vor allem einen Geist, der frei, wie spielend das Material bewältigt und der in den Gegenständen sich selbst dem Leser werth zu machen weiß. Die vorliegenden Aufsätze beweisen die ungewöhnliche Begabung des Verfassers für diese Arbeiten. Und wenn er, wie aus seiner Einleitung zu schließen, selbst für gewagt hielt, so früh dem Publikum mit gesammelten Aufsätzen gegenüber zu treten, er hat doch Recht daran gethan, denn grade diese eigenthümliche Kunstform des historischen Stils erlaubte ihm auch, die Virtuosität seiner Methode zu erweisen.

Der erste Aufsatz, das deutsche Ordensland Preußen, zugleich ein Meisterstück wirksamer Darstellung, schildert Aufsteigen und Verfall des deutschen Ordens. Es ist bedeutsam für die Tendenz des Werkes, daß der Verfasser den Bericht über die östlichen Anfänge Preußens voranstellte. Darauf folgen die Essays Milton und Fichte und die Nationalidee, welche das Erwachen der Freiheitsideen im Volke an zwei Beispielen darstellen, darauf Hans von Gagern, dann Karl August von Wangenheim, Leben und Schicksale zweier Staatsmänner der Restaurationsperiode, in beiden zugleich ein geistvoller Ueberblick über die Kämpfe, Intriguen und die unklaren politischen Ideen der Kleinstaatler in der Zeit, aus welcher die Anfänge unsres Parteilebens stammen. Wieder die beiden folgenden Aufsätze Ludwig Uhland und Lord Byron und der Radicalismus stellen die Bilder zweier Dichter, welche selbst warmen Antheil an den politischen Kämpfen ihrer Zeit nahmen, neben einander. Der nächste, Dahlmann, schildert einen der lautersten Charaktere deutscher Geschichtswissenschaft in den politischen Kämpfen bis in das Jahr 1848. Darauf folgt

der große Aufsatz: Bundesstaat und Einheitsstaat, das bedeutsamste Stück des Werkes, dem sich wie ein wohltönendes Finale ein Aufsatz über die Freiheit anschließt.

Wenn auf keiner Seite des Buches die Gesinnung des Verfassers zweifelhaft bleibt, in der Abhandlung über Bundesstaat und Einheitsstaat tritt seine kampfmuthige, entschlossene Art sehr stark und mit sehr rücksichtsloser Polemik gegen die herrschenden Ideen unserer Zeit in's Feld, er schlägt gegen die Gründe, womit der deutsche Particularismus sich zu rechtfertigen sucht, er weist nach, daß jede Reform unserer Bundesverfassung, wenn das Princip der Conföderation unserer Dynastien nicht gänzlich aufgegeben werde, unfruchtbar sei, er unterzieht die Idee eines Bundesstaates, selbst unter preußischer Führung, strenger Kritik, er hält die Entwicklung Nordamerikas und der Schweiz zu einem Föderativstaat gegen die Staatsverhältnisse Deutschlands, er beweist, wie sehr anders dort die Grundlagen gewesen seien, wie wenig unsere Bildungen Entsprechendes bieten, und daß in einem Complex monarchischer Staaten Selbstopferung der Einzelinteressen verständiger Weise nicht anzunehmen sei, er führt aus, daß auch der ganze bisherige Lauf der deutschen Geschichte nur gewaltsame Aneignungen, kein freiwilliges Resigniren beweise. Er kommt zu dem Schluß, daß ein Bundesstaat nicht ausführbar sei und wenn er ausgeführt werde, bei uns keine Lebensdauer haben könne, und daß nur der Einheitsstaat, das heißt Preußen zu Deutschland vergrößert, durch unsere Geschichte, wie durch unsere politische Lage erreichbares Ziel sein könne, er verschweigt nicht, was diesem Resultat zur Zeit entgegenstehe, vor Allem widerwärtiges Wesen in Preußen selbst. Zuletzt gehört zu den feinsten und geistvollsten Bemerkungen der merkwürdigen Abhandlung ein schöner Vergleich italienischer und deutscher Zustände und sein Schluß: Wir sind zurückgeblieben, weil es uns nicht so schlecht ging als den Italienern und weil durch Preußen auch die übrigen Deutschen bereits Vieles

von dem besitzen, was der nationale Sinn der Italiener seit funfzig Jahren in Qualen ersehnte.

Man darf diese Abhandlung ein Ereigniß nennen, nicht deshalb, weil sie vieles Wahre und manches Neue sagt, sondern deshalb, weil sie einmal grade heraus ohne allen Rückhalt sagt, was Viele denken, und Viele auszusprechen anstehen. Kein Zweifel, man kann mit Erfolg gegen manchen Schluß in der großen Kette seiner Beweise polemisiren, der Verfasser hat ja nur in's Bewußtsein bringen wollen, was nach dem Zuge unserer Entwickelung, nach Beschaffenheit der jetzt in Rechnung zu bringenden Factoren unwahrscheinlich, und was vernünftig und möglich ist. Kaum eine der jetzt bestehenden Parteien, selbst nicht die conservative in Preußen, welche der Verfasser grade am strengsten verurtheilt, wird ihr Programm in seiner Abhandlung wiederfinden. Dem ungeachtet war grade jetzt zeitgemäß, daß ein fester Mann die innern Widersprüche in den Schlagwörtern des Tages nachwies und den Parteien die Forderung aufzwang, ihre Parteisätze und die Phrasen, welche sich daran hängen, gründlich zu revidiren. In diesem Sinn war der Aufsatz eine That und der muthige Verfasser soll dafür bedankt sein.

Ja es ist schwer, ruhig zu bleiben, wenn man nicht Engländer und Franzosen, sondern Deutsche den preußischen Staat fortwährend mit seiner gegenwärtigen Regierung oder mit der unläugbaren politischen Schwäche seiner Parteien identificiren hört. Der Staat hat manche Mißregierung überdauert, er wird noch manche ertragen, und wird doch dabei im Ganzen größer und stärker werden. Wie viele Jahre hat England im vorigen Jahrhundert erlebt, in denen seine Regierung so löblich war, daß der Engländer jetzt mit Freude darauf zurücksieht? Sehr wenige, und doch ist seit der Königin Anna das Inselvolk zu einem Weltreich aufgeschossen. Vieles in Preußen ist sehr ärgerlich, auch die politische Entwickelung des Volkes ist dort in wesentlichen Punkten hinter den Anforderungen der

Zeit zurückgeblieben, ja man darf zugeben, daß das Terrain des Staates, daß die angeborene Art seiner Stämme, daß die Culturverhältnisse dieses östlichen Flachlandes überhaupt nicht nach jeder Richtung zu einer Führerschaft unsers politischen Geistes besonders günstig angethan sind. Aber dies alles ist unwesentlich gegen die eine Thatsache, daß in Preußen 18 Millionen Deutsche leben, welche durch starke Zucht, durch große Opfer vieler Generationen gewöhnt sind, sich für die Idee ihres Staates zu begeistern und hinzugeben. Dies ist etwas so Großes, Bleibendes, daß dagegen alles Häßliche und Unfertige, das man leicht schelten kann, unwesentlich wird.

Gern betonen wir, daß die Preußen sich vor Allem als Deutsche fühlen müssen, denn wenn auch die politische Macht bei ihnen ist, ein abschließendes Preußenthum wird doch für diesen Staat zum Verderben. Er ist vielleicht im Stande sich selbst zu schützen, aber nicht im Stand, aus sich selbst das geistige Leben zu produciren, dessen er zu seinem Gedeihn bedarf. So lange Preußen ein Staat ist, war ihm nöthig, sich durch Herbeiziehn fremder Talente zu stärken. In jeder Richtung des geistigen und materiellen Lebens haben eingewanderte Deutsche an diesem Staatsbau gearbeitet. Wie kernhaft die Kraft sei, welche auf den Schollen der östlichen Provinzen und Westphalens heraufwächst, sie ist in keiner großen Periode dieses Staates genügend erfunden worden, ihm Staatsmänner, Feldherrn, Lehrer und Bildner zu geben.

Die Preußen sollen den Vettern außerhalb dem Gebiet des einköpfigen Adlers bereitwillig einräumen, daß Preußen nicht nur ihre Messen, Fabriken und Eisenbahnen, sondern noch mehr die Tüchtigkeit ihrer Geister und den warmen Schlag ihrer Herzen für sein Gedeihn nöthig habe.

Dagegen darf man mit nicht geringerer Wahrheit sagen, daß die übrigen Deutschen — von Deutschöstreich ist hier nicht die Rede — bereits jetzt halbe Preußen sind, vielleicht

ohne es zu wissen, und die nicht am wenigsten, welche am lautesten gegen sein Wesen sich sträuben.

Deshalb darf man auch die Abneigung, welche sich zumal in Süddeutschland gegen Preußen geräuschvoll ausspricht, nicht in ihrer Bedeutung überschätzen. Dort ist man heißzornig auf eine Politik, der' man das Aergste zutraut, man hat sich dennoch unter dem Beifall und Drängen auch der süddeutschen Bevölkerung im Zollverein wieder an Preußen geschlossen. In den letzten sechszehn Jahren ist mehr als einmal die Meinung gegen den Norden schnell umgeschlagen, das wird wieder der Fall sein, sobald der große Staat den Nachbarn ein freundliches Angesicht zeigt. In Wirklichkeit bestehn die Deutschen schon seit dem Jahre 1815 als Nation nur durch Preußen, die Fürsten des Rheinbundes hätten in keinem Jahrzehend weder Russen noch Franzosen von den deutschen Grenzen abgehalten. Dies und was daraus folgt, wissen viele, aber wer gesteht gern die eigene Schwäche sich oder Andern.

Und doch haben die letzten Monate das auffallende Resultat gehabt, daß trotz der großen und lauten Unzufriedenheit mit der Politik Preußens in einer deutschen Cardinalfrage die Zahl derer gewachsen ist, welche für deutsche Provinzen Annexion durch Preußen fordern. Ein Jahr kriegerischer Verwickelungen hat die Ohnmacht des Bundes, die Hoffnungslosigkeit der Triasversuche, die Schwäche der Mittelstaaten mit so grellen Farben auf unsere Zeitungsbogen gemalt, daß selbst vielen Gegnern des Herrn von Bismarck seine Methode der Politik besser schien, als eine Lage, in welcher man gar keine Politik zu treiben vermag. In Zeiten tiefen Friedens schallen auch die Worte aus schwachem Munde laut durch das Land, in Zeiten stärkerer Bewegung schärft sich schnell der Blick für die wirklichen Machtverhältnisse.

Die gegenwärtige Regierung Preußens ist in der That höchst unpopulär, und doch wird auch außerhalb Preußens

überall für und gegen die Einverleibung von Schleswig-Holstein gesprochen und man kann bemerken, daß die Zahl derer, welche allerdings nicht sich selbst, sondern zunächst andere von Preußen erobert wünschen, in starker Zunahme ist. An sich ist auf diese Bewegung der öffentlichen Meinung nicht viel zu geben, es ist die Fluthwelle, welche jeden politischen Erfolg begleitet, aber die befremdliche Stimmung beweist doch, wie stark auch bei Gegnern Preußens schon jetzt das Gefühl geworden, daß ihnen nichts übrig bleibt, als sich der Existenz dieses Staates zu fügen.

Daß dies Bedürfniß der Vereinigung in Preußen sowohl, als im übrigen Deutschland weit größer und zwingender werde, ist, was wir zu erstreben haben. Noch sind wir weit vom Ziele. Alle Ideen, welche dazu helfen, dem Volk diese Vereinigung in die Seele zu schlagen, sind uns willkommen. Die Idee des Bundesstaats hat von diesem Standpunkt zwei praktische Vorzüge. Sie trägt zuerst der Liebe zum Heimischen, dem alten Selbständigkeitstrieb der einzelnen Stämme behaglich Rechnung. Vieles ist in Preußen nicht so gut und so entwickelt, daß man sich freuen könnte, daran Theil zu haben, man will auch das Gefühl bewahren, als Freund, nicht als Unterworfener in die Societät zu treten. Ferner aber ist die Agitation für einen Bundesstaat durch kein Staatsgesetz zu verbieten, sie ermöglicht ein offenes, großes Werben in Presse, Versammlungen und Vereinen; die Agitation für den Einheitsstaat verfällt, sobald sie den Boden wissenschaftlicher Erörterung verläßt, höchst wahrscheinlich den Gesetzen, denn ihre Voraussetzungen sind dem Bestehenden allzufeindlich, ihre Operationen werden revolutionär. So war es in Italien.

In Preußen selbst aber steht die Frage so, daß die Parteien dieselbe verschieden beantworten. Die Militärpartei und die unternehmende Minorität der Junker sind für Eroberung, Occupation, Annex; die Liberalen für eine friedliche Vereini-

gung und allmäliges Zusammenwachsen der einzelnen Glieder unserer Nation. Es steht nicht anzunehmen, daß diese Auffassung der deutschen Frage sich dort in der nächsten Zeit wesentlich ändern werde, beide Parteien mögen einander einmal Concessionen machen, sie werden immer wieder zu ihren Neigungen und Stichwörtern zurückkehren. Die Entscheidung aber über den einzuschlagenden Weg wird dort noch lange fast ganz in der Persönlichkeit des Fürsten liegen.

Vereinigung der deutschen Stämme mit Preußen ist das große Ziel. Wie diese Vereinigung zuletzt lebendig werden wird, weiß Niemand. Aber wie wir dafür zu arbeiten haben, soll uns nicht zweifelhaft sein. Die Arbeit des Einzelnen muß bei uns eine gesetzliche sein, sie darf den Respect vor dem Volkswillen nie verläugnen, sie muß auf jedem Gebiet unserer Interessen die Annäherung herbeizuführen suchen, eine friedliche, allmälige, stetig fortschreitende Annäherung. Nur in dieser Weise vermag der einzelne Liberale zu agitiren. Er weiß recht gut, daß die Annäherung der Staaten nicht so regulär Schritt um Schritt vor sich geht, und daß die Ereignisse einbrechen, wie ein Orkan, seinen Wegebau zerstörend oder überspringend. Aber er soll doch nicht irre werden, und nicht müde. Ob dem Einen bei solcher Thätigkeit der Bundesstaat als letztes Ziel vor Augen steht, dem Andern der Einheitsstaat, das darf keinen Hader hervorrufen, wer am Werke hilft, ist uns werth und unser Genosse. Soll hier zuletzt eine runde Ueberzeugung ausgesprochen werden, so ist es dieselbe, welche heimlich unsere partikularistischen Gegner hegen: jeder Bundesstaat führt uns zum Einheitsstaat; aber der Bundesstaat wird doch die nächste Form sein, in welcher sich das deutsche Bedürfniß nach Vereinigung ausprägt.

Unterdeß freuen wir uns der ehrlichen Worte, welche der Verfasser seinen Landsleuten zuruft, wir wünschen, daß ihre Wirkung eine starke sei. Er hat kühn seine Stellung genommen, und das Bild seiner geistigen Persönlichkeit, welche

in diesem Buche so stattlich und edel hervortritt, wird fortan von Freunden und Gegnern mit lebhaftem Antheil betrachtet werden.

Heinrich v. Sybel.

1. Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1795. 3 Bände. I. Band 1853. II. Band 1854—55. Düsseldorf, J. Buddeus.

(Grenzboten 1856, Nr. 7.)

Wenn d. Bl. die Arbeiten des deutschen Geistes nicht völlig mißversteht, stehen wir am Beginn einer neuen, eigenthümlichen Entwicklung der deutschen Literatur, welche in ihren Schöpfungen nicht weniger glänzend, als die des Jahrhunderts von 1750—1850 und nicht weniger verhängnißvoll für die Seelen ihres Volks, in Tendenz und Wirkungen von der jetzt abgeschlossenen sehr verschieden sein wird und im Gegensatz zu ihr wohl die patriotische genannt werden darf. Als die deutsche Volksseele in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aus Schwäche und Verkümmerung wieder zu leben und zu schaffen wagte, war der Charakter ihrer neuen Erhebung, im Großen betrachtet, ein poetischer Enthusiasmus, kindliche Hingebung an ihre Ideale, die im Gegensatz zu den ungenügenden Erscheinungen der wirklichen Welt erfunden wurden. An dem Studium des schöpferischen Lebens antiker Völker erwuchs die deutsche Poesie, die deutsche Kunst, auch die deutsche Wissenschaft. Nicht nur Schiller und Goethe, auch die großen deutschen Philosophen und Geschichtforscher haben dieselbe humanistische Richtung, welche das ewig Schöne und allgemein Menschliche nicht vorzugsweise auf dem Boden des damaligen deutschen Lebens fand und für den Schlag des eignen Herzens und das Leben der Zeitgenossen Gesetze und Verständniß in einer fernen Vergangenheit zu finden strebte. Der ernste Forschergeist der Deutschen war in dieser Zeit

mit Vorliebe bemüht, Thaten und Sinn der verschiedensten Zeiten und Völker, nicht weniger das Leben der Natur in ihrer Größe und imponirenden Originalität, anzuerkennen; und von dem Grundsatz Goethe's und Schiller's: nur die Ideale der Kunst sind wahr, bis zu dem Satze Hegel's: was wirklich ist, ist vernünftig; von dem Stolz der Dichter bis zu der Resignation des Philosophen ist derselbe große Grundzug im Theoretischen und Schaffen zu erkennen, welcher für alle Zeit dieser Entwicklungsperiode charakteristisch sein wird. In dieser ganzen Zeit hatte die Poesie das Führeramt. Die größten Namen, die theuersten Erinnerungen des Volkes, die höchsten Fortschritte des deutschen Seelenlebens liegen auf ihrem Gebiete. Sie hat dem Charakter der deutschen Nation ihr Gepräge mächtig aufgedrückt. Als Lehrerin und Bildnerin hat sie gethan, was sie vermochte, hat dem erwachenden Bewußtsein der Deutschen schöne Stimmungen, neuen Schwung, Behendigkeit, sich für Hohes zu erwärmen, Opferfreudigkeit und Genuß des irdischen Daseins wiedergegeben. Aber sie konnte ihm nicht alles geben, was dem Deutschen fehlt, nicht die männliche Kraft, welche nur in den starken Strömungen der Wirklichkeit gewonnen wird, nicht die praktische Richtung auf die höchsten menschlichen Bildungen, auf das politische Leben des eignen Volkes, nicht Ausdauer, nicht sofort ein energisches Wollen. Jetzt aber, nach einigen Jahrzehnten, in denen die Ideale der Dichter verblühten, die Theorien der Philosophen in sophistischem Schulgezänk abgenutzt wurden, nach einem andern Jahrzehnt unruhiger Begehrlichkeit und nach einigen heftigen Ausbrüchen politischer Leidenschaft, jetzt, seit dem Jahre 1850, lassen sich mitten aus der Abspannung und Ermüdung, welche noch immer auf dem Volke liegt, die Anfänge einer ganz neuen Richtung, zunächst in einer Reihe von Schöpfungen Einzelner erkennen. Wieder ist es der theoretische Geist, welcher, wie stets bei den Deutschen, das Führeramt übernimmt, aber dies Mal nicht die Poesie, sondern die

ernste, unbestechliche, ehrliche Wissenschaft. Während die Naturwissenschaften mit leidenschaftlichem Eifer bemüht sind, falsche Traditionen zu zerstören und die Sinne der Nation zu schärfen, erhebt die königliche Historie ihr beredtes Haupt und spricht zu dem Volke in einer Sprache, die den Deutschen ganz neu ist, mit einer Gesinnung, so groß, so männlich und so liebevoll, daß wir ihren Worten mit Ehrfurcht und froher Ahnung lauschen. Es ist eine wunderbare Sache, daß seit dem Jahre 1848 plötzlich eine Fülle von Kraft und politischer Weisheit in unsrer Geschichtschreibung zu Tage kommt. Männer aus verschiedenen Landschaften, aus verschiedenen Schulen und aus sehr verschiedenen Disciplinen sind auf einmal begeisterte Apostel derselben Kirche geworden, Richter der Vergangenheit, Lehrer der Gegenwart und Propheten der Zukunft. Gelehrte Männer, welche sonst ihre Lebensaufgabe darin fanden, die poetischen Schöpfungen der Vergangenheit zu verstehen, wie Gervinus, oder römische Inschriften, griechische Münzen und die Grundsätze des antiken Rechts zu erklären, wie Theodor Mommsen, oder die Tragiker der Hellenen zu übersetzen und den Staat Alexander des Großen zu durchpilgern, wie Droysen, stehen jetzt als Bundesgenossen auf demselben Schlachtfelde mit Schülern von Ranke, mit den Rednern der Kaiserpartei in der Paulskirche, mit von Sybel, Häusser, Duncker, Waitz u. a. Mehre von ihnen sind in unsern letzten Revolutionsjahren durch politische und parlamentarische Thätigkeit auf denselben Bänken der Paulskirche geschult worden, alle haben in den auflodernden Leidenschaften und gegenüber den Straßenkämpfen der unheimlichen Jahre gelernt, was unserm Vaterlande Noth thut. Was sie auch für den größern Leserkreis schreiben, ihnen allen stürmt der Gedanke an die Zukunft der deutschen Nation durch das Herz, auf jeder Seite erkennt man das ernste Bestreben, das Volk zu belehren über seine gegenwärtige Stellung, über seinen Staat, seine politische Zukunft, über die großen Gefahren, welche dem deutschen Leben drohen, über die Wege zu Rettung und Sieg und das-

selbe zu einem bestimmten Ziele hinzuführen. Und bei allen ist der Weg derselbe, alle die Genannten haben dasselbe Glaubensbekenntniß. Das letzte Resultat der politischen Kämpfe von 1848—1850 bildet jetzt auch die Grundlage der politischen Ueberzeugung, für welche die historischen Lehrer der Nation arbeiten: größere Concentration der deutschen Staaten und Stämme, im Anschluß an den Staatsbau, der, wie auch seine gegenwärtige Physiognomie sein möge, seinen Grundzügen nach der einzige ist, der die Möglichkeit einer großartigen deutschen Politik darbietet, an den preußischen. Aber nicht minder bedeutsam ist, daß diese feste Whiggesinnung die Gründlichkeit und Unparteilichkeit der Forschungen nicht verringert, ja die Tüchtigkeit derselben vermehrt hat. Während bis jetzt die deutsche Geschichtschreibung nur zu oft und grade in ihrem glänzendsten Repräsentanten, Ranke, am meisten in Gefahr war, aus überverfeinerter Humanität gewissenlos zu werden, und das eigne moralische Urtheil einer falschen Objectivität zu opfern, sehen wir bei all den obengenannten Männern und bei nicht wenigen, die ihnen ähnlich sind, eine sittliche Würde und eine innere Festigkeit bei Beurtheilung von Personen und Begebenheiten, welche grade uns Deutschen wie ein neues Evangelium entgegentritt. Denn auch in unsrer gutgearteten, aber verschüchterten Natur ist gegenwärtig der größte Fehler, daß wir viel mehr den weibischen Muth haben, zu leiden, als zu kämpfen, daß wir uns resigniren, wenn Schelme das Schwarz Weiß und das Schlechte gesetzlich nennen, und daß wir in unsrer höchsten Angelegenheit, dem Staat, unser gemüthliches Behagen durch unbeugsame Opposition gegen das Unrecht zu gefährden nur selten fähig sind. Da bei solchem Wesen Sittlichkeit und Urtheil der Deutschen in politischen Dingen ebenso unsicher, als im Privatleben ehrenfest sind, so thun uns jetzt vor allem Lehrer Noth, welche unermüdlich auf die Fehler der deutschen Natur und ihren hohen Beruf hinweisen und in dem Spiegel der nächsten Vergangenheit unser Bild

zeigen, nicht wie wir selbstgenügsam uns gern träumen, sondern wie wir wirklich sind, und wie wir werden sollen.

Wohl ist auch das charakteristisch für uns Deutsche, daß es grade bedächtige Gelehrte aus der Studirstube sind, welche nur durch gedruckte Buchstaben das Volk ermahnen und zu seiner Pflicht rufen. Aber es ist nicht das erste Mal, daß unsre Wissenschaft so Großes beginnt. Die mächtige Bewegung der Reformation leitet sich von denselben stillen Arbeitszimmern her. Immer war es unsre Art, daß starke Erhebungen des Volksgeistes vorbereitet wurden durch die tiefen, begeisterten Ueberzeugungen Einzelner, immer ist der Kampf von der Lehre bis zur That bei uns ein gründlicher, tief innerlicher und reiner gewesen, der langsam, aber zuletzt mit unwiderstehlicher Gewalt unser ganzes Sein bewegte. Wohl hat der Deutsche sich zu Zeiten auch durch das Marktgeschrei der Sophisten verführen lassen, aber eine mächtige und folgenschwere Bestimmung der Individuen zu großem Wollen war bei uns nur möglich, wenn die edelsten Empfindungen der Nation durch die Besten ihrer Zeit gesteigert wurden. Schwer und mühsam ist uns der Proceß, das in That umzusetzen, was wir als wahr erkannt haben; aber eben deshalb ist der Kampf auch gründlicher, gewaltiger, und wenn die Zeit zum Entschluß gekommen ist, im Großen betrachtet edler und ehrlicher, als z. B. bei den Romanen. So, wenn wir jetzt an den starken Aufschwung, den die deutsche Geschichtschreibung genommen hat, auch die Hoffnung knüpfen, daß die neue Bewegung aus dem Kreise der Gelehrten wieder nach und nach die verschiedenen Schichten des Volkes ergreifen werde, erwarten wir nichts Befremdliches und Unerhörtes. Denn wer als ein Mann lehrt, mit steter Ueberzeugung in edler Art, der findet in Deutschland jetzt Hunderttausende, welche seinen Worten warme Empfänglichkeit entgegenbringen, und schnell verwandelt sich das edle Metall seiner Rede in gute Münze, welche durch das ganze Land von Haus zu Haus rollt. Grau

und arm an Licht ist der politische Himmel, welcher über den deutschen Staaten hängt. Nicht wenige gibt es, und es sind nicht grade die schlechtesten Männer, welche nur Unheil, Verwirrung und Schmach von unsrer nächsten Zukunft erwarten. Solche Muthlosigkeit hat kein Recht. Noch gibt es weite Gebiete im deutschen Leben, in denen wir nicht schwach, nicht rathlos und nicht unbehilflich geworden sind; ja über den widerwärtigen Erscheinungen des Tages erheben sich schon jetzt die ersten Wahrzeichen eines bessern Lebens. Für das dämmerige Träumen und die unsichern Forderungen des vergangenen Jahrzehnts, für das phantasievolle Genießen und das abenteuerliche Hoffen ist uns das nüchterne Licht der Erkenntniß gekommen. Die Gegensätze haben sich geschieden, die großen Forderungen der Nation sind formulirt. Wir wissen, was wir wollen, und in deutscher Weise hat die Arbeit begonnen, dies Wollen populär zu machen. Ein großer Wille, ein erreichbares Ziel, praktische und unsrer Natur angemessene Mittel, dasselbe zu erreichen! Wer das nicht anerkennt, der nehme den Kampf deutscher Wissenchaft in sich auf. Sicher kommt ihm dann die Ueberzeugung, daß wir grade jetzt etwas haben, wofür es sich zu leben lohnt; ja vielleicht empfindet er ahnend schon jetzt, was einst das letzte Urtheil unsrer Nachkommen sein wird, daß grade die Gegenwart der Anfang einer großen deutschen Zeit, und wer darin lebte und sich an dem Kampfe betheiligte, glücklich zu preisen ist./

Keine bessere Gelegenheit gibt es, solchen Betrachtungen Ausdruck zu geben, als die Anzeige des Werkes, dessen Titel über dem Anfang dieser Zeilen steht. Heinrich von Sybel, Professor zu Marburg, ein Historiker aus Ranke's Schule, ist eine Persönlichkeit, an welche man die höchsten Hoffnungen zu knüpfen berechtigt ist. Vieles Gute und manches Eigenthümliche verdankt er seinem Lehrer, das Beste sich selbst. Wie Ranke besitzt auch er in ausgezeichneter Weise die Gabe, nach großen Gesichtspunkten die Fülle des Stoffes zu ordnen,

wie dieser eine Freiheit des Geistes, welche hoch über der Welt der Erscheinungen schwebt und dieselben mit souveränem Blick nach ihrem innersten Zusammenhange zu verknüpfen und für die Darstellung organisch zu gliedern weiß; wie dieser eine feine künstlerische Empfindung für das Wirksame der Composition und eine umfassende Bildung, welche jede Aeußerung des Volkslebens als charakterisirendes Moment zu benutzen weiß. Auch ihm ist die Darstellung des innerlichsten Zusammenhanges der Begebenheiten, der Kampf der Interessen und der Parteien viel mehr Hauptsache, als die Schilderung des dramatischen Ausdrucks und der imponirenden Situationen. Auch ihm hängt die Ranke'sche Maxime an: das Allbekannte nicht zu sagen. Und auch er versteht, wo es ihm nöthig scheint, mit unübertroffener Meisterschaft sowohl Staatsverhältnisse als handelnde Menschen zu charakterisiren. Eigen aber ist ihm bei aller Ruhe und vornehmen Haltung eine große ethische Kraft, rücksichtslose Wahrheitsliebe und hohe Energie des Patriotismus, eine tiefe Verachtung der Phrase und glänzender Sophismen. Seine Ansicht über die Politik Frankreichs, Rußlands, Oestreichs und Preußens ist bis ins Detail herab ganz dieselbe, welche Grundlage des Glaubensbekenntnisses für die große Partei geworden ist, der zu dienen auch der Stolz dieses Blattes ist. So ist bei ihm ein ungewöhnlicher Scharfblick und staatskluge Besonnenheit mit einem starken Gewissen und festen politischen Ueberzeugungen verbunden."

Die Geschichte der sechs Jahre von 1789 bis 1795 wird unter seinen Händen ein einheitliches historisches Gemälde, welches in drei großen Gruppen von Persönlichkeiten und Ereignissen die ungeheuren Wandlungen darstellt, durch welche sich auf dem Continent Europas der Sturz des mittelalterlichen Feudalstaats zu Gunsten des modernen Militärstaats vollzieht und die Grundlage gelegt wird zu der Politik der vier Großmächte des Festlandes, welche die Gegenwart wie

die nächste Zukunft unsers Vaterlandes bestimmen. — Die drei großen Gruppen von Thatsachen sind der Umsturz des französischen Königthums durch die demokratische Revolution und die Selbstvernichtung derselben, zweitens die Selbstvernichtung Polens und seine Auflösung durch die beiden letzten Theilungen, drittens die Selbstzerstörung des deutschen Reiches in dem ersten Krieg gegen Frankreich und dem erbitterten Kampf preußischer und östreichischer Interessen. Die genaue Verbindung dieser drei Zersetzungsprocesse wird dargestellt. Der tragische Parallelismus, welcher zwischen der demokratischen Schreckensherrschaft in Frankreich und ihrer Politik und der despotischen Eroberungslust Rußlands und seiner Politik hervorbricht, und der zersetzende Einfluß dieser gleichzeitigen Activitäten auf Deutschland ist mit bewunderungswürdiger Schärfe nachgewiesen. Die ganze furchtbare Zeit wird durch eine Fülle bisher unbekannter Thatsachen und durch neue Lichter, welche auf die letzten Motive der Handelnden fallen, aufgehellt. Seine Herrschaft über den schwierigen Stoff verdankt der Verfasser der Benutzung bisher wenig oder gar nicht benutzter Materialien. Außer den bekannten neuen Quellen: Mirabeau's Briefwechsel, die Memoiren Mallet du Pan's und den sehr zahlreichen neuen Departementalgeschichten Frankreichs wurden ihm wichtig die handschriftlichen Documente in den Archiven zu Paris, eine reichhaltige Sammlung von Briefen und Depeschen deutscher Staatsmänner und Feldherrn, vor allem aber die Durchforschung des niederländischen Archivs und die Depeschen des Statepaper Office in London. Von den drei Theilen des Werkes enthält der erste in übersichtlicher Erzählung den Ursprung der französischen Revolution, die Entstehung der ersten Coalition gegen Frankreich, den Anfang des Revolutionskrieges und eine vortreffliche Darstellung des bis auf die neueste Zeit noch so räthselhaften Feldzugs in der Champagne; der zweite Band die innern Kämpfe Frankreichs bis zum Sieg Robespierre's, das dämonische Auf-

treten Rußlands, die Theilung Polens und die Auflösung der Coalition. Der dritte soll den mißlungenen Versuch der Seemächte, das Bündniß gegen Frankreich zu erneuern, den Aufstand und die Vernichtung Polens, den Sturz der Jakobinerherrschaft und Abschluß der Conventregierung in Frankreich erzählen. Wenn aus dieser Angabe des Inhalts erhellt, daß die Darstellung des politischen Gewebes jener Zeit und die Aufdeckung der vielen sich durchkreuzenden Fäden die Hauptaufgabe des Verfassers war, so ist doch grade die Herleitung aller Actionen aus der Seele der Menschen, wie aus den Culturverhältnissen der verschiedenen Staaten die nicht am wenigsten glänzende Seite des Werkes. Unübertrefflich ist die Schilderung der Zustände Frankreichs beim Ausbruch der Revolution, des Grundbesitzes, des Handels, der Verwaltung, ebenso wahr die Schilderung polnischer und russischer Zustände und die Porträts der hervorragenden Persönlichkeiten, sowohl die leicht skizzirten, als die, welche weitere Ausführung erhalten haben, z. B. von Katharina II.

Aber merkwürdig; dicht neben einer großartigen Zeichnung der Personen und socialen Verhältnisse ist in der Erzählung eine gewisse Scheu des Verfassers vor ausgeführten Schilderungen der einzelnen Momente und Tagesscenen. Zuweilen vermeidet er gradezu, Farbe zu geben, als wenn die sinnlicher eindringende Ausführung den klaren Ton des Berichts beeinträchtigen könnte. Die bekannten Schreckenstage in Paris, der Todestag des sechzehnten Ludwig sind, was die Darstellung des dramatischen Verlaufs betrifft, mit wenig Worten abgefertigt. Eine solche Enthaltsamkeit ist doch nicht vortheilhaft. Auch was schon hundert Mal erzählt und dem Historiker und Staatsmann alltäglich ist, müssen wir, die Lesenden, in wirksamer Ausführung fordern, denn wir verlangen ein Abbild der Vergangenheit, worin auch die Proportionen der dargestellten Begebenheiten in ihrem Verhältniß zu einander von uns als wahr empfunden werden. Und

grade da, wo in detaillirter Auseinandersetzung vorzugsweise Ursachen und Motive aufgedeckt werden, wo dem Lesenden eine angestrengte Thätigkeit des Verstandes und vielfaches Combiniren nöthig sind, um dem Erzähler zu folgen, bildet die plastische Anschaulichkeit der Erzählung bei einzelnen großen Momenten einen nothwendigen Gegensatz, der auch das Gemüth fesselt und den Proceß der Reception erleichtert. Wenn der Geist des Erzählers, seine Tüchtigkeit und vornehme Ruhe überall imponiren, so fehlt der Darstellung doch zuweilen, was ihn uns vertraut macht und unserm Herzen nahe bringt. Sybel hat nicht die kalte Glätte Ranke's, welche den Leser empören kann, wenn eine kunstvolle Phrase da eintritt, wo wir den warmen Ausdruck von Liebe und Haß erwarten, er ist nie ohne Gesinnung, im Gegentheil, er fällt auf jeder Seite ein sicheres und rücksichtsloses Urtheil. Der Leser glaubt an seinen Charakter, aber er sucht sein Gefühl, er empfindet einen hohen Geist und eine starke Ueberzeugung, aber es fehlt ein wenig das Behagen. Wohl mag es eine Streitfrage sein, wie weit der Historiker in der Darstellung der Situationen gehen dürfe. Jede Persönlichkeit wird darin ihr Recht fordern, zu große Vorsicht wird besser sein, als novellistische Schwatzhaftigkeit; und selbst die brillanten Schilderungen Macaulay's dürfen manchen Andern vielleicht grade an Enthaltsamkeit mahnen. Aber etwas mehr wäre dem vorliegenden Werke nützlich.

Nur soll nicht gesagt sein, daß es der Erzählung an Interesse fehlt, denn nie ist bis jetzt der Verlauf der französischen Revolution in so großartiger Weise dargestellt worden, die Fehler aller Parteien, die Hilflosigkeit des Hofes, die Intriguen der Demokraten, die Scheußlichkeit und wahnsinnige Verkehrtheit in den Principien der Jakobiner, das Assignatenunwesen, die Spoliation der Besitzenden, die furchtbare egoistische Politik der Zerstörung. Es ist fortan einem Deutschen nicht mehr möglich, mit schwacher Gemüthlichkeit die relative Berechtigung

dieser Schurkenwirthschaft zu behaupten. Nie bleibt der Leser in Unsicherheit über den moralischen Unwerth der einzelnen Thaten, überall ist mit einer merkwürdig geistvollen Reflexion, ungefähr wie sie der theilnahmvolle Richter gegenüber dem Verbrecher übt, auch bei den größten Sündern, den Girondisten, Danton, Robespierre, ihr innerer Kampf und ihre Gedanken, welche sich untereinander anklagen und entschuldigen, bloßgelegt; überall ist auf die vernünftige Vergeltung hingewiesen, welche die Individuen durch ihre Thaten richtet und die Völker durch ihre Ideen. Nirgend noch ist die kalte, vorsichtige, zähe Eroberungspolitik des lothringischen Kaiserhauses und die Gefahren, welche sie den deutschen Völkern bereitet hat, nirgend das gewaltthätige Uebergreifen des riesigen Rußlands über Deutschland mit so unwiderstehlicher Logik entwickelt worden. — Wohlthuend sticht von dieser Behandlung das Urtheil über Preußen ab, welches auch in seiner Schwäche und diplomatischen Ungeschicklichkeit immer noch das Bild eines Staates gewährt, der einen höhern Idealismus hat, als die egoistischen Wünsche der Herrschenden. Was uns aber als die Krone von allem erscheint, noch nie ist die Theilung Polens mit solcher Wahrheit und Entschiedenheit als eine Nothwendigkeit für Preußen vertreten und nie die politische Nichtswürdigkeit des polnischen Staates so eindringlich geschildert worden, als in diesem Werke. Der deutsche Stolz des Verfassers und sein großer politischer Sinn sollen diesen Theil seines Werkes jedem Preußen vertraut und theuer machen. Es ist nicht die kleinste Schmach, die wir Deutsche uns selbst zugefügt haben, daß wir die Theilungen Polens, die für uns eine Art der Selbsterhaltung waren, durch fast funfzig Jahre vom Standpunkt eines Polen oder Franzosen, oder einer verkehrten Weltbürgerlichkeit bejammert haben als eine Unthat, die wir begangen. Allerdings war es ein Unglück für Deutschland, daß Polen verschwinden mußte und Rußland unser Nachbar wurde, und es war nicht weniger ein

Unglück, daß Preußen nicht die Attractionskraft einer großen Ländermasse hatte, Polen, wenn es einmal nicht selbstständig leben konnte, ganz an sich zu ziehen. Ja es bleibt uns unbenommen, in der Gegenwart den Wunsch auszusprechen, daß zwischen Preußen und Rußland ein unabhängiges Polen wieder auflebe. Am Ende des vorigen Jahrhunderts aber war die preußische Occupation eines Theiles von Polen für die Existenz von Ostpreußen, wie für ganz Deutschland ein unvermeidliches, nothwendiges Factum und nur das ist höchlich zu bedauern, daß wir nicht mehr davon den Russen wegzunehmen die Kraft hatten.

---

2. Die deutsche Nation und das Kaiserreich von Heinrich von Sybel. Eine historisch-politische Abhandlung. Düsseldorf, Buddeus, 1862.

(Grenzboten 1862, Nr. 6.)

Als Sybel vor einigen Jahren von Marburg nach München übersiedelte, war er dem größeren Publicum nur durch die ersten Bände seiner „Geschichte der Revolutionszeit" bekannt, und auch dieses bedeutende Werk hat verhältnißmäßig langsam Verbreitung und gebührende Anerkennung gefunden. Aber schon damals war das einstimmige Urtheil seiner Freunde und Verehrer, daß er aus der Schule Ranke's der hoffnungsvollste Gelehrte sei, der mit der vortrefflichen Methode des Lehrers und mit nicht geringerem Darstellungstalent den Vorzug eines männlichen Charakters verbinde, und der ebenso sehr liebe, seine sittlichen und politischen Ueberzeugungen, die letzten Grundlagen seines historischen Urtheils, hervorzuheben, als sein Lehrer und Freund dieselben zu verhüllen gewöhnt war. Sybel's Aufenthalt in München durfte die Besorgniß einflößen, daß er durch eine großartige Redactionsthätigkeit und die Herausgabe der zahlreichen projectirten Quellenwerke verhindert werden könne, in der wissenschaftlichen Thätigkeit,

für welche gerade er vorzugsweise günstig organisirt ist, in langathmiger und ausgeführter Geschichtserzählung auf seine Nation zu wirken. Aber sein Aufenthalt im Süden hat, so scheint es, ihm selbst die Freude an edler populärer Geschichtsschreibung nur stärker ausgebildet. In der Berührung und Reibung mit einer sehr entgegengesetzten Auffassung des Lebens und irdischer Pflichten hat sich ihm das Bedürfniß, weite Kreise zu belehren gesteigert. Aus dem ruhigen Gelehrten wurde gerade dort ein warmer Vorkämpfer für die Auffassung des historischen Stoffs, welche wir die protestantische zu nennen gewöhnt sind. In diesem Sinn wurde der dritte Band seiner Revolutionsgeschichte vollendet, eine Fortsetzung des schönen Werkes in Aussicht gestellt; durch kleinere Vorträge und Abhandlungen gewann er grade dort Bedeutung für die Parteikämpfe der Gegenwart. Mit froher Hoffnung und Vertrauen blickt das deutsche Volk jetzt auf ihn als einen der geistigen Führer der nationalen Partei.

Eben erst an die Universität Bonn berufen, ist er zum Deputirten für das preußische Abgeordnetenhaus gewählt worden. Es war ein gutes Zeichen der Anerkennung, welches sein Volk ihm in diesem Ruf ertheilte; und unserm Blatt würde es am wenigsten anstehen, dem Historiker von der Betheiligung an der politischen Arbeit seines Volkes abzurathen. Aber wir vermögen andrerseits den Wunsch nicht zu unterdrücken, daß es ihm gelingen möge, seine Thätigkeit als Lehrer und als Schriftsteller mit dem neuen Beruf ohne Nachtheil für die deutsche Wissenschaft zu vereinigen. Und wir meinen, daß nicht jeder Monat einer Session die Mitwirkung eines Mannes erfordert, dessen erste Aufgabe bis jetzt war, der nächstfolgenden Generation deutscher Politiker eine männliche Bildung zu geben.

Unter den kleineren Schriften, zu denen Sybel in München veranlaßt wurde, ist die oben angezeigte eine der lehrreichsten. Sie ist ein Muster von Arbeit, alle Vorzüge seines Wesens

finden sich darin, sicheres Gruppiren des historischen Stoffes, eine geistvolle Methode der Beweisführung, ehrliches und festes Urtheil, scharfsinniges, zuweilen kühnes Combiniren. Ihre Aufgabe ist, nachzuweisen, wie seit ältester Zeit die Idee des römischen Kaiserthums der deutschen Nation zum Verhängniß geworden ist; wie jede Dynastie der deutschen Kaiser von Karl dem Großen bis über die Hohenstaufen hinaus zum größten Nachtheil für das politische Leben der Deutschen für sich die Herrschaft in Italien suchte; wie deshalb der Staatsbau der Deutschen in Trümmer fiel, Schwäche, Ohnmacht, Auflösung viele Jahrhunderte deutscher Geschichte zu einem kläglichen Bilde machten; wie der Kaiser zum Schatten wurde und den besten Theil seiner Macht an den römischen Bischof verlor; wie seit der Reformation die Politik der Habsburger nur wie zufällig deutsch sein konnte, während sie ihren Staat im Bunde und in Abhängigkeit von Rom und im Gegensatz gegen die Bedürfnisse des deutschen Volkes und des neuen Protestantismus ausbildeten. Endlich daß jetzt, nach mehr als tausendjährigem historischen Verlauf, das nationale Streben der deutschen Stämme nach einem Bundesstaate unter einheitlicher Führung keine unerhörte und neue Forderung ist, sondern in neuer Form ein altes Verlangen, welches in den verschiedensten Jahrhunderten bald in der Politik einzelner Kaiser, bald in den Ansichten patriotischer Reichsfürsten, bald als Sehnsucht der Nation zu Tage gekommen ist.

Es ist nicht sowohl die Neuheit der Resultate, welche dieser Schrift des deutschen Historikers so hohes Interesse gibt, als die gesunde, feste, rücksichtslose und dabei doch versöhnende Weise, in welcher ein tüchtiger Mann von tiefem Wissen die Ereignisse darstellt, seinen Ueberzeugungen Ausdruck gibt. Die Freude an dem Inhalt der Schrift soll dem Leser d. Bl. hier nicht durch einen Auszug aus derselben vorweggenommen werden. Nur einige Bemerkungen werden dazugefügt.

Die Einwirkungen, welche eine Nation auf die Nachbarvölker ausübt, bilden, in ihrem geschichtlichen Verlaufe zusammengefaßt, besonders deshalb sehr lehrreiche Momente der Geschichtschreibung, weil hierbei die Völker als geistige Einheiten erscheinen, deren innerste Eigenthümlichkeit ähnlich wie die einzelner Menschen in der Wechselwirkung sichtbar wird. Die Familie von Völkern, welche sich nach dem Sturz des Römerreiches in Europa unter beständigem Wechselverkehr entwickelte, bildet, im Großen betrachtet, nicht nur deshalb eine Einheit, weil fast Allen, selbst den Slaven, deutsches Blut in die Adern gegossen wurde, und weil sie sämmtlich dem Gesetz desselben Glaubens dienstbar wurden. Sondern auch, weil die fortlaufenden großen und kleinen Einwirkungen des einen auf das andere zu keiner Zeit ganz aufgehört haben, sie haben in mancher Zeit einzelnen Völkern sowohl das selbstständige Leben tödtlich gefährdet, als das letzte tödtliche Verderben abgewehrt. Die Stellung der Deutschen zu den Nachbarvölkern, Franzosen, Italienern, Slaven, wie hat sie sich durch Jahrtausende als ein persönliches Verhältniß, bald als segensreich und fördernd, bald wie eine Schuld und Strafe, dargestellt! Von dem Tage, an welchem Cimbern und Teutonen auf ihren Holzschilden über den Schnee der Alpen hinunter fuhren iu die italienischen Ebenen, bis zur Gegenwart, in welcher der römische Bischof dem preußischen Unterthanen Przyluscki seine Sympathien mit der deutsch-feindlichen Bewegung in Posen ausspricht, durch zweitausend Jahre, welche lange Kette von Ursachen und Wirkungen.

Mit jedem ihrer Nachbarvölker sind die Deutschen durch tausend Schicksalsfäden verbunden, aber die stärksten und zahlreichsten sind von günstigen und ungünstigen Göttern zwischen Deutschland und Italien gezogen worden. Vorzugsweise mächtig waren diese Einwirkungen in den ersten 1500 Jahren n. Chr., in der Jugendzeit des deutschen Lebens. Während dieser anderthalb Jahrtausende waren die Italiener das Cultur-

volk, welches den Germanen von seiner alten Bildung abgab, Gemüth und Neigungen der fremden Eindringlinge nach seinen Bedürfnissen zu formen suchte, und seinerseits von dem deutschen Wesen mit vornehmer Sprödigkeit nur so viel aufnahm, als es mußte. Die vornehme Stellung Italiens als des höher cultivirten, abgebenden und benutzenden Landes, hat sich von der römischen Kaiserzeit bis auf Luther im Ganzen wenig geändert. Allerdings waren es im Mittelalter nicht mehr die Nachkommen der alten Bauern von Latium, welche deutsche Kaiser zwangen, ihnen den Steigbügel zu halten, denn auch Italien war stark barbarisirt und germanisirt. Aber grade das ist auffallend, wie schnell und willig sich die Deutschen als Gäste, Eroberer und Kolonisten des schönen Landes der übermächtigen italienischen Art fügten.

Diese auffallende Erscheinung zu erklären, reicht das Axiom von der großen Fügsamkeit und Aneignungskraft der deutschen Volksseele nicht aus. Es ist vielmehr noch ein nicht genügend erforschtes Moment unserer ältesten Geschichte, daß Italien, und im geringerm Grade sogar das oströmische Reich, vom dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bis zur Zeit Karls des Großen das Land war, welches den Germanen nicht nur durch Sage und Poesie, durch Religiosität und Beutelust verklärt wurde, sondern welches ihnen sogar als ein zweites Heimathland erschien, in welchem ihre edelsten Helden, die berühmtesten Geschlechter gesiegt und geherrscht, das Leben genossen hatten und untergegangen waren.

Schon zur Zeit des Augustus und seines Hauses muß der Zug nach Italien in den Deutschen sehr stark gearbeitet haben. Alles Neue, Seltsame, Kunstvolle, Luxus und Reichthum kam von dort in die deutschen Dörfer; wen unruhiger Sinn oder Händel zu Hause nicht gedeihen ließen, der schlug sich über die Alpen. Deutsche Fürsten bezogen von dort ihre Pensionen, welche ihnen erlaubten, großes Gefolge zu halten, besiegte Häuptlinge deutscher Stämme verzehrten dort in

Provinzialstädten ihre Gefangnenkost. Schon unter Tiber gab es schwerlich einen deutschen Stamm, ja kaum einen Ort, der nicht einzelne Fürsten oder Edle, Krieger oder Knaben in Italien hatte, als Pensionäre, Geiseln, Gefangene oder Söldner der Römer.

Freilich waren Jahrhunderte nöthig, die Germanen mit dem italienischen Leben fest zu verbinden. Die Leibwache des Augustus und seiner Nachfolger bestand aus Deutschen, welche eine ähnliche bevorzugte Stellung unter den Truppen einnahmen, wie bis jetzt die Schweizer im päpstlichen Rom; zu den niedrigen Aemtern, welche großes persönliches Vertrauen erheischten, wurden wohl schon damals freigelassene Deutsche gewählt; in den Legionen wurde das deutsche Wesen immer zahlreicher, auch kriegsgefangene Sclaven müssen einiges Germanenblut in das Volk und die römischen Familien gebracht haben. Aber wie stark das Eindringen des deutschen Elementes in das italienische Leben war, durch mehre Jahrhunderte nahmen deutsche Söldner und Beamte im Römerreich eine eigenthümliche reservirte Stellung ein. Selbst bei der schnellen Barbarisirung des Reiches, welche seit Marc Aurel eintrat, besetzten die Deutschen den römischen Kaiserstuhl noch nicht mit Edlen aus ihren Geschlechtern. Während rohes Illyriervolk den kaiserlichen Purpur um die mißgestalteten Glieder schlägt, stehen die Germanen dem innern Leben des römischen Staates immer noch fern. Sie sind zur Zeit Diocletian's mächtige Soldtruppen, sie bilden zuweilen die stärkste Kraft des Heeres, sie üben großen Einfluß auf Brauch und Sitte der Armee, ja sogar des Hofes. Sie sitzen zahlreich und anspruchsvoll in Stadt und Land und bringen in der Nähe der Kaiser ihre altheimischen Trinksprüche aus. Ihr nationaler Geschmack hat eine große Bedeutung für den Getreidemarkt, ja sogar für den Handel mit Gewändern und Stoffen erhalten, ihr schwarzes Roggenbrod wird in Byzanz und an den Küsten Kleinasiens gebacken, westphälische Schinken — sie

kommen durch die Marser und Menapier in den Großhandel, werden von griechischen Handelsschiffen auf dem Mittelmeere verfahren, — ihre Pelzröcke und Mäntel haben sie auch in Griechenland nicht abgelegt, die Robbenfelle, die sie zum Besatz gebrauchen, sind das kostbarste Pelzwerk der Römer geworden, zehnmal so theuer als das größte Bärenfell, und der Rauchhändler zu Rom, Byzanz und Alexandrien sucht die neuen Handelsartikel sorgfältig vor den Verwüstungen der südlichen Insekten zu schützen. Aber sie fühlen sich um diese Zeit, so scheint es, auch in römischem Amt immer noch als Fremde; sie halten fest an nationalen Gebräuchen und Ueberlieferungen, und dieselben Männer, welche in ihrer Heimath das Römerreich als neues Vaterland ihrer verbannten Helden, als das goldene Land der Freude und des Gewinns betrachteten, scheinen sich, sobald sie selbst dorthin versetzt waren, wieder von den Italienern abgeschlossen und die eigenen Landsleute mit einem starken Corpsgeist den Römern gegenüber gestellt zu haben. Es lag im Interesse der Kaiser, die abgeschlossene Stellung der Deutschen zu erhalten und zu begünstigen. Wäre uns aus dem Garnisonleben deutscher Truppen zur Zeit des Aurelian oder Probus irgend welche Beschreibung überliefert, wir würden sicher aus den rohen Lagerscherzen und der trocknen Laune deutscher Centurionen, sowie aus der Disciplin deutscher Truppenkörper eine überraschende Aehnlichkeit mit Stimmungen und Heeresordnung der Landsknechte erkennen, welche unter den beiden Frundsberg bei Pavia kämpften.

Es war erst der mächtige Einfluß des christlichen Glaubens, welcher die Germanen mit dem römischen Leben innig und für Jahrtausende unauflöslich verband. Dem Gemüth der Deutschen, welches schon damals Wärme, Begeisterung und Hingabe nicht entbehren konnte, wurde durch ihn ein neues Gebiet der höchsten Interessen geöffnet, durch die Gemeinde wurden sie mit Männern anderer Nationalitäten, auch mit den Eingeborenen des fremden Landes so innig verbunden, daß

die eigene Landsmannschaft einen Theil ihrer Wichtigkeit einbüßen mußte. Sie verloren nicht sofort Sprache, Sitte, Stammgefühl, aber sie wurden als fromme Christen in ganz neuer Weise Weltbürger. Sie wurden jetzt auch leidenschaftlich in das politische Parteileben des absterbenden Römerreiches hineingezogen, als Führer und Werkzeuge der Priesterparteien an den Höfen. Von da lernten sich die Deutschen schnell als die politischen Herren Italiens fühlen. Ihre ehrgeizigen Führer besetzen den Kaiserstuhl, leiten Heer und Verwaltung. Alte und neue Antipathien der deutschen Stämme und Factionen werden auf römischem Boden ausgekämpft, Gefolge und Partei des einen Häuptlings stößt gegen die des andern. Lange bevor das weströmische Reich unter dem letzten Scheinkaiser zerfiel, hadern Deutsche aus den verschiedensten Stämmen in wildem Streite unter einander um die Cäsarenbeute.

Und doch begann erst jetzt die massenhafte Einwanderung ganzer Stämme. Eine deutsche Welle nach der andern fluthete über die langgestreckte Halbinsel, eine brach sich an der andern, ihre Krieger zerrannen wie Wassertropfen auf beiden Seiten der Apenninen. Schon aus den Völkernamen, welche in den Jahrhunderten der Völkerwanderung auf italienischem Boden genannt werden, läßt sich schließen, daß es damals kaum einen deutschen Stamm gab, der sich nicht gewöhnt hatte, Italien als seinen Jagd- und Beutegrund oder gar als seine Heimath zu betrachten; demselben Zuge der zur Zeit des Augustus einzelne Verbannte oder Abenteurer nach dem Süden gezogen hatte, waren jetzt die Völker gefolgt Seit den Zügen von Alarich und Hradagais, seit Odoaker, den Gothen und Langobarden war Italien nach der Anschauung der deutschen Zeitgenossen ein Land, das ihnen gehörte, so gut als das Land der Baiern, Schwaben, Alemannen, welches auch früher in Römerhand gewesen war, eben so sehr als das Gallien um die Seine, welches die Franken erworben

hatten, und als das Britenland, in welchem erobernde sächsische Stämme erstaunt die Trümmer verlassener römischer Tempel gefunden hatten.

Aus diesem Gefühl, daß Italien deutsches Eigenthum sei, aus tausend Ueberlieferungen germanischer Sage und Poesie, aus den Erinnerungen fast aller Stämme, Geschlechter und Familien ist die unwiderstehliche Zugkraft zu erklären, welche die Halbinsel durch das ganze Mittelalter auf die einzelnen Deutschen ausübte, auf Kaiser und abenteuernde Söldner, auf stille Gelehrte und fahrende Schüler. Auf diesem Zuge des deutschen Gemüths beruht auch im letzten Grunde der Einfluß, welchen der römische Bischof über die deutschen Stämme ausübte.

Die neuen geistigen Fesseln, durch welche die römische Kirche, solche phantastische Anhänglichkeit der Germanen benutzend, alle deutschen Stämme an sich band und den römischen Bischof zum Herrn eines neuen Weltreichs zu machen wußte, sind aus der Geschichte bekannt.

Durch 1500 Jahre politischer und geistiger Abhängigkeit bezahlten die Deutschen ihre ersten, feindlichen Züge über die Alpen; fast alles Gute und Bildende, was während dieser langen Periode in ihr Leben fiel, fast alles Schlechte und Verderbliche, das von außen her ihre Sitten verdarb, ihr Staatsleben zerstörte, holten sie aus Italien. Erst durch die schwarze Kunst des Bücherdrucks wurde die Mehrzahl der Deutschen von dieser Herrschaft eines fremden Landes befreit. Die Humanisten und der große Wittenberger Mönch sprengten die römische Kette. Aber noch heute leiden wir an einer ultramontanen Partei.

Der übermächtigen Einwirkung Italiens folgte durch 300 Jahr bei den Deutschen in anderen Formen eine fast ebenso übermächtige Einwirkung Frankreichs. Erst durch Lessing und die Freiheitskriege sind die Deutschen von der Herrschaft des zweiten Nachbarn befreit worden. Wir sind gegen-

wärtig in den ersten Anfängen eines nationalen Lebens, welches die Quellen der Energie und Thatkraft, Bildung und Verständniß des Lebens zuerst und vor Allem in dem heimischen Boden sucht.

---

8. Sybel's Geschichte und der Rastadter Gesandtenmord*).

(Im n. Reich 1875, Nr. 14.)

Als die ersten Bände des großen Werkes erschienen, war der Geschichtschreiber seinem Volke vorausgeeilt und seine Auffassung der französischen Revolution klang den meisten Deutschen fremdartig. Aber die Gründlichkeit der Beweisführung und die sichere Größe des Urtheils, wo es galt, Charaktere der Revolution zu würdigen, gewannen dem Verfasser die Seelen der Leser, schon auf den ersten Seiten hatte seine Kunst, gut zu erzählen, angezogen und der gehaltene und vornehme Ton, in welchem er berichtete. Seitdem zählt Heinrich v. Sybel unter die großen lebenden Geschichtsforscher, er ist für den Zeitraum, in welchen sein Hauptwerk fällt, unsere beste Autorität; nicht nur weil er einen großen Theil seines Lebens an Durchforschung unbenutzter Quellen gesetzt, auch darum, weil er als politischer Charakter in den Kämpfen der Gegenwart seine Tüchtigkeit bewährt hat. Jetzt lebt er in besonders guter Stellung zu seiner Nation, er ist sicher, daß sein Urtheil in weiten Kreisen mit Hochachtung und bester Meinung angehört wird, wir Andern aber sind froh, da, wo es sich um geschichtliches Wissen aus dem letzten Jahrhundert handelt, in ihm einen Kenner zu besitzen, auf den wir uns vor Andern gern verlassen.

Der vorliegende Band seiner Geschichte ist ihm besonders

---

*) Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1800. Fünfter Band. I. Düsseldorf, J. Buddeus. 1874.

gut gelungen, die schöpferische Kraft des gereiften Mannes arbeitet voll und sicher; neben der souveränen Herrschaft über das weite Gebiet des Stoffes ist auch die Wärme und ruhige Anmuth in der Erzählung bewundernswerth; unter der Würde des Historikers empfindet man den Herzschlag des deutschen Patrioten. Der Band umfaßt die Zeit des Rastadter Congresses vom October 1797 bis Mai 1799, die Herrschaft Bonaparte's über das Directorium, seine Schläge gegen den Kirchenstaat, die Schweiz, das linke Rheinufer, den abenteuerlichen Zug nach Aegypten. Der Charakter dieses Hauptthelden, die rücksichtslose und schamlose Selbstsucht der französischen Politik sind von einem deutschen Historiker so scharfsinnig und sicher wohl noch nicht beurtheilt worden. Nicht weniger vortrefflich sind die Schilderungen seiner neuen Gegenspieler auf den europäischen Thronen, Friedrich Wilhelm III. von Preußen, des Kaisers Paul von Rußland, der östreichischen Diplomaten. Es war für Deutschland eine klägliche Zeit, in welcher die Franzosen mit den großen und kleinen Staaten spielen durften wie die Kater mit den Mäusen. Daß wir jetzt in der Lage sind, in einer gewissen Gemüthsruhe an jene Jahre der Halbheit und Schwäche zu denken, das hat auch dem Geschichtschreiber seinen Bericht weniger peinlich gemacht, man merkt es zuweilen an der ruhigen Ironie seiner Sprache, daß er einen weit anderen Werthmesser für die Tüchtigkeit eines deutschen Staatsmannes in der Seele trägt, als jene Periode nahe legt.

Zu den allerbesten Capiteln des Bandes gehört die Darstellung des Rastadter Gesandtenmordes. Die Weise, in welcher der Verfasser hier die Schilderung der vielbesprochenen Unthat mit kritischer Erörterung zu vereinigen weiß, ist in Wahrheit ein Meisterstück historischer Arbeit. Es lag ihm nahe, gründlich auf das Detail einzugehen, denn die Untersuchung über das Ereigniß des 28. April 1799 war in neuester Zeit wieder aufgenommen worden, an die Schrift von Men-

delssohn hatte sich eine eifrige Polemik über die Mitschuld der östreichischen Regierung geknüpft. Sybel selbst wurde nach dem Erscheinen des Bandes, welcher hier angezeigt wird, veranlaßt, in dem vierten Heft 1874 seiner historischen Zeitschrift gegen das Buch des Oestreichers v. Helfert noch einmal auf genaue Erörterung der Thatsachen und Zeugnisse einzugehen. Durch ihn ist das vorhandene Material so vollständig und unbefangen gewürdigt, daß man sich seiner Beweisführung gegenüber den Schriftstellern, welche die Schuld der That von den östreichischen Agenten abwälzen wollen, vollständig anschließen kann.

Nur in einem Punkt wird der Leser nicht unbedingt der Ansicht unsers Historikers beipflichten. Und es sei erlaubt, diesen Einwand hier zur Sprache zu bringen. Sybel führt aus, daß der Mord, welcher von Szekler Husaren des Obersten Barbaczy in der Nacht des 28. April auf der Landstraße nahe an den Thoren von Rastadt verübt wurde, durch Mißverstand eines Befehls veranlaßt sei. Der östreichische Diplomat Graf Lehrbach habe dem Szekler Obersten nur empfohlen, die Franzosen etwas zu „zausen“ oder zu „hauen“, während auf Befehl der östreichischen Regierung ihre Papiere in Beschlag genommen werden sollten. Aber wenn auch Graf Lehrbach nach vollbrachter That sich gegen einen Vertrauten dahin aussprach, daß die rohen Szekler seinen Rath falsch verstanden hätten, so kann dieses Geständniß, dessen Aechtheit nicht mehr anzuzweifeln ist, den Grafen von dem Verdacht nicht freisprechen, daß er Aergeres geboten hat. Auch daß der Rittmeister Burkhard von den Szeklern, welchen Oberst Barbaczy nach Rastadt geschickt hatte, um die französischen Gesandten hinauszuscheuchen, sogleich nach dem Morde die That als ein Mißverständniß beklagte, und daß der Oberst selbst in einem amtlichen Briefe seinen Schmerz über den schrecklichen Vorfall aussprach, beweist nicht, daß der Mord ein unglücklicher Zufall war, sondern nur, daß man ihn dazu

machen wollte. Die östreichische Regierung selbst hat die Sache in einer Weise entschieden, welche die Annahme eines Versehens ausschließt. Sogleich nach der That ließ der Höchstcommandirende Erzherzog Karl den Obersten Barbaczy, den Rittmeister Burkhard und die an der That betheiligten Mannschaften arretiren und vor eine militärische Untersuchungscommission stellen, die betreffenden Aussagen wurden nach Wien gesandt, aber die Untersuchung wurde auf Veranlassung des Ministers Thugut der rein militärischen Commission entzogen und lau geführt, die Acten des Militärgerichts wurden secretirt oder vernichtet; endlich im Mai 1801, einige Wochen nach dem Abschluß des Friedens mit Frankreich, wurde Oberst Barbaczy zum General, Rittmeister Burkhard zum Major befördert und beide in Pensionsstand versetzt. Diese Thatsache muß nicht nur dem Militär, sie kann auch dem Historiker ein zureichender Beweis sein, daß beide Officiere bei dem Vorfall keinerlei militärisches Verschulden trifft, sondern daß sie nur genau und völlig einen ertheilten Befehl erfüllt haben. Denn wie lax auch damals die Moral war, und wie willkürlich auch die Hofräthe in das östreichische Heer eingriffen, Eines war zu der Zeit des Erzherzogs Karl doch unmöglich, daß ein Officier, der einen Befehl falsch verstanden hat, oder dessen Leute den Befehl verkehrt ausgeführt haben, und der deshalb seinem Staate politische Schwierigkeiten und die übelste Nachrede zugezogen hat, nach einer kriegsgerichtlichen Untersuchung zum General ernannt werden kann. Dies wäre so ganz gegen militärische Zucht, gegen Herkommen und Soldatenehre, daß wir nicht berechtigt sind, in der östreichischen Armee des Jahres 1801 es für möglich zu halten. Hatte der Oberst selbst einen Auftrag so gröblich mißverstanden, so war seine Cassation unvermeidlich, und hatten Untergebene seinen Befehl so gröblich mißverstanden, so traf ihn immer noch die Schuld einer saumseligen Ueberwachung. Wir dürfen also in diesem Avancement und der darauf folgenden Pensionirung nur eine

wahrscheinlich widerwillige Anerkennung der Thatsache finden, daß die betreffenden Officiere ihre militärische Pflicht gethan haben. Dazu stimmen auch die überlieferten klagenden Aeußerungen des Obersten, als er den verhängnißvollen Befehl erhielt: „es sei der schwerste Auftrag seines Lebens u. s. w.“ Wäre einem Obersten von den Szekler Husaren schwer angekommen, französische Jacobiner ein wenig durchzuhauen und ihnen ihre Papiere zu nehmen?

Deshalb sind wir zu der Annahme genöthigt, daß jene falsche Auffassung eines höheren Willens nicht bei den Subalternofficieren der Szekler zu suchen ist, welche ihren Obersten mißverstanden, auch nicht bei dem Obersten, welcher den Grafen Lehrbach mißverstand, sondern daß die Schuld zwischen den östreichischen Diplomaten liegt, wahrscheinlich bei dem Grafen Lehrbach. Die 11. (Szekler) Husaren waren wild und räuberisch, sie plünderten die Gemordeten und rühmte sich der Beute, ja sie sollen einen Karren voll Raub unter der Anführung des Obersten in ihre Quartiere zurückgebracht haben. Aber wir müssen nach dem Ausgang des Processes voraussetzen, daß bei ihren Officieren die Grundbegriffe von militärischer Dienstpflicht und Soldatenehre vorhanden waren. Durch die Beförderung des Obersten Barbaczy zum General wird vorläufig für uns erwiesen, daß die Unthat nicht dem östreichischen Heere zur Last fällt. Und uns bleibt nur übrig, anzunehmen, daß der Oberst zugleich mit der Vollmacht des Erzherzogs Karl d. d. 25. April, welche ihm befahl, sofort die französischen Gesandten aus Rastadt auszuweisen, noch einen anderen geheimen Auftrag erhielt: 1) die Gesandten zu beseitigen und ihre Papiere mit Beschlag zu belegen, 2) die That so auszuführen, daß sie als Zufall oder Mißverständniß erscheine. Und dieser Befehl muß ihm von einer Autorität zugegangen sein, welcher er nach damaligen östreichischen Dienstverhältnissen zu gehorchen zweifellos berechtigt war.

Wer dies nicht zugeben will, der ist verpflichtet, den

Gegenbeweis auf Grund neuer Zeugnisse zu führen. Wie die Sache jetzt liegt, muß die letzte militärische Entscheidung über das Verhalten des Obersten maßgebend werden auch für unser Urtheil über diesen Mann und über den verborgenen Urheber der That.

Hermann Baumgarten's Geschichte von Spanien.

Staatengeschichte der neuesten Zeit. Vierzehnter Band. Erste Hälfte. Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage. Von Hermann Baumgarten. Zweiter Theil. Erster Halbband. Leipzig, S. Hirzel. 1868.

(Grenzboten 1868, Nr. 41.)

Die letzte Katastrophe in Spanien ist von einer ungeheuren Majorität der Deutschen mit lebhafter Freude begrüßt worden. Zuerst natürlich wegen der Spanier selbst. Dann, weil auch für uns eine Niederlage der französischen Chauvinisten und der Ultramontanen in diesem Augenblick die Bedeutung eines siegreichen Erfolges hat.

Endlich sei hier verstattet, noch eine kleine Privatfreude über die große Krisis auszusprechen, und zwar im Interesse des deutschen Geschichtschreibers spanischer Schicksale. Denn seiner Geschichte Spaniens wird durch die Ereignisse jetzt ein Abschluß geschaffen, wie ihn der Historiker sich nicht besser wünschen kann. Und da wir nicht möchten, daß diese Gelehrtenfreude über die Förderung, welche die Arbeit eines Einzelnen erfährt, vor dem großen Strom politischer Ereignisse unsern Landsleuten frivol erscheine, soll hier angedeutet werden, weshalb unser Publikum Ursache hat, dies Behagen zu theilen. Bekanntlich ist die Aufgabe des Historikers, das geschichtlich Gewordene nach dem Maaß der Kenntnisse und des Verständnisses, welches ihm seine Zeit und sein Volk an die

Hand gibt, zu beurtheilen. Die ethischen und politischen Gesichtspunkte, nach denen er urtheilt, ja seine ganze Auffassung eines fremden Volksthums sind in dem letzten Grunde abhängig von dem Ethos und der Einsicht, welche ihm sein eigenes Leben unter seinen Zeitgenossen vergönnt hat. Nun ist eine oft bewährte Eigenschaft der Deutschen, deren sie sich wohl als eines Vorzuges rühmen dürfen, daß sie Respect vor fremder Tüchtigkeit, ehrfurchtsvolle Betrachtung der großen Culturprocesse jeder Nation, ein inniges Verständniß für das Charakteristische der Fremden zu ihrer Geschichtschreibung mitgebracht haben. Nicht ebenso groß war in vergangener öder Zeit die Sicherheit ihres politischen Urtheils, und wir haben bei namhaften Historikern entweder Stumpfheit in der Auffassung geschichtlicher Verschuldung, oder launische Willkür im Urtheil, oder den polternden Eifer erlebt, welcher von vergangenen Menschen die aufgeklärte Zeitbildung späterer Geschlechter forderte, oder endlich eine unheimliche Objectivität, welche zwar bemüht war, ein historisches Leben aus den Culturverhältnissen seiner Zeit zu erklären, aber darüber vergaß, daß der Geschichtschreiber zwar die Menschen nach dem Maaßstabe ihrer Zeit und Cultur, jede Zeit aber nach dem Maaßstabe der eigenen Zeit und Cultur zu richten hat. Das ist in der letzten Generation besser geworden, auch nach dieser Richtung haben wir uns eines großen Fortschritts zu freuen. Und unter den Werken, welche uns durch Festigkeit, Unbefangenheit und edle Humanität des Urtheils belehren, steht das vorliegende Buch in erster Reihe. Hier ist ein deutscher Gelehrter, der es zu einer Aufgabe seines Lebens gemacht hat, die seltsamen und verworrenen Verhältnisse Spaniens seit der Zeit, wo die matten Strahlen der Aufklärung und der Sturm der französischen Revolution über dies Land fuhren, zu schildern. Das Werk, über welchem er schafft, wurde durch die Entfernung des Landes und die Unzugänglichkeit vieler Geschichtsquellen sehr erschwert; außerdem dadurch, daß für

wichtige Jahre der spanischen Entwickelung die geschriebenen und gedruckten Quellenschriften überhaupt spärlich vorhanden sind. Finden sich doch z. B. bedeutsame Zeitberichte und Flugschriften aus der Zeit des napoleonischen Krieges in den viel geplünderten und verwüsteten Archiven und Bibliotheken Spaniens gar nicht oder sehr fragmentarisch vor.

Der Verfasser war bemüht, durch Reisen in deutsche Archive und Bibliotheken sowie in Spanien selbst, und durch persönlichen Verkehr mit den letzten Zeugen der frühern spanischen Revolutionen das irgend Erreichbare mit deutschem Fleiß zu sammeln. Das Beste des neuen Materials waren ihm nächst den im Lande selbst gewonnenen Anschauungen wohl die fremden Gesandtenberichte, zumal im preußischen Archive. Und wir dürfen annehmen, daß manche Einzelheiten, verworrene Fäden elender Hofintriguen und Betheiligung einflußreicher Menschen daran in der Zukunft durch Actenstücke, welche jetzt unzugänglich sind, in helleres Licht treten werden. Aber der Verlauf der spanischen Geschichte seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ist in Wahrheit so, daß Correcturen in Einzelheiten verhältnißmäßig geringe Bedeutung haben, denn wenn irgendwo, wirkt dort über schwachen Personen und kleinem Egoismus ein ungeheures Verhängniß, die Wucht aufgehäufter Schuld aus frühern Jahrhunderten, welche die Politiker entsittlicht, die Reformen ohnmächtig macht, alle Versuche staatlicher Regeneration verdirbt. Es ist der Raubsinn der Conquistadoren, die katholische Reaction und die Pfaffenherrschaft, welche von dem 16. Jahrhundert ab ihre schwarzen Schatten über ein Volk gelegt haben, dessen Stämme seit der Völkerwanderung einige der edelsten Seiten germanischer Natur mit der zähen Lebenskraft der Ureinwohner und orientalischem Wechsel von Trägheit und Leidenschaftlichkeit verbunden zeigen. Dem Fluche alter Schuld verfällt das Geschlecht der spanischen Habsburger und nach ihm das der Bourbonen, die Fürstenkrankheit, jener grauenhafte verkehrte Wahn der Schran-

kenlosigkeit, umfängt den Sinn fast aller Regierenden und schafft dort eine Reihe von besonders auffallenden Gestalten, widerwärtig durch eine Mischung von mönchischer Bigotterie und zügelloser Sinnlichkeit, von dummer Unehrlichkeit und Tücke mit jähem Wechsel von Hochmuth und Niederträchtigkeit. Kaum einer der Fürsten bewahrt sich in der ungesunden Luft die Reste einer bessern Natur. Und wie die Krankheit der spanischen Könige ist der Verderb der Staatsmänner ohne Beispiel in der neuern Geschichte. Auch den Besten ist unmöglich, die Versöhnung zwischen den humanistischen Theorien der Aufklärungszeit und den verrotteten Zuständen des Landes zu finden. Die ehrlichsten Reformversuche scheitern immer wieder, die beste Tendenz verwandelt sich bei ungeschickter und halber Ausführung in das Gegentheil. Wie dies Alles kommen mußte, hat Baumgarten in ausgezeichneter Weise dargestellt, und bei jedem Abschnitt seiner Erzählung erfreut sein Scharfsinn in Beurtheilung der Menschen und Verhältnisse, die sorgfältige spannende Erzählung und ein fein empfindendes Gemüth, welches die Geheimnisse des historischen Werdens bis zu den letzten uns erreichbaren Bildungen zu schauen befähigt ist.

Es war Resignation zur Uebernahme einer solchen Arbeit nöthig. Denn ein Jahrzehnt nach dem andern zieht über dieses Volk, die Personen wechseln, und doch immer wieder das alte trostlose Spiel von vergeblichen Anläufen zum Besseren und von Rückfall in Möncherei und bornirte Willkür, ein unaufhörliches Feilschen und Abenteuern Ehrgeiziger um den Staat; die heute Generäle, Minister und Lieblinge der Herrscher sind, werden morgen unzufriedene Verschwörer. Und doch birgt sich hinter dieser scheinbaren Stagnation des Landes und ohnmächtigem Intriguenspiel der Regierenden ein langsamer aber unablässiger Fortschritt zum Besseren. Die alte Wahrheit, daß die schlechteste Regierung nicht so viel ruiniren kann, als das Culturvolk durch die stille

Arbeit von Millionen Kleiner gewinnt, gilt auch in Spanien, obgleich dies Land so reich an anspruchsvollen Müßiggängern ist. Wer die Cultur Spaniens im Jahre 1868 mit den Verhältnissen im Anfang des Jahrhunderts vergleicht, Handel, Städteleben, sogar die Schulen und die Landwirthschaft, Staatsfinanzen, die Richter, die Verwaltung, Heer und Flotte, der wird, wenn er den Maaßstab seines weiter fortgeschrittenen Volkes anlegt, überall zuerst auffällige Schäden finden und doch nicht leugnen, daß trotz Allem gegen die Zeit Napoleon I. und Ferdinand VII. sehr viel gebessert ist. Auch in den Charakteren der Politiker ist der Fortschritt deutlich. Politische Ueberzeugungen, welche zu Anfang des Jahrhunderts nur in wenigen der Intelligentesten lebten, sind jetzt Gemeingut geworden. Eine gesetzliche Grundlage für den Staatsorganismus ist gewonnen, sogar die reagirenden Gewaltmaaßregeln der Könige und der Pfaffen sind humaner geworden. Bei den inneren Kämpfen der Gegenwart handelte es sich nicht mehr um absolute Königsherrschaft oder Verfassung, nur um die Hinterlist und das böse Gewissen der Regierenden, welche gültiges Gesetz escamotiren wollten. Die öffentliche Meinung, wie sie in der Presse ihren Ausdruck findet, ist noch schwach, und die Controle, welche sie über die Ehrlichkeit der Politiker ausübt, ist selten kräftig genug, um Eigennutz und rohen Egoismus zu bändigen, aber sie übt ihr lästiges Censoramt doch immer wieder und ihre Unterdrückung war die verhängnißvollste Ungesetzlichkeit des gestürzten Regiments. Die geistige Isolirung der Spanier hat aufgehört; wer über die Menge hervorragt, dem liegt daran, die gute Meinung des Auslandes zu gewinnen und zu behalten, nicht mehr fremder Regierungen, welche geheime Dienste bezahlen, sondern der Nationen, welche vom Politiker Patriotismus und Ehrlichkeit, von dem Gelehrten die moderne Wissenschaftlichkeit fordern. Dampfmaschinen und Eisenbahnen, Staatsgläubiger und Comptoirbriefe, Revue-Artikel und Kammerreden, die Einwanderung

Fremder und die Reisen Eingeborener, vor Allem die Arbeit der Werkstatt und die Lehren der Schulstube haben im Bunde mit den verhängnißvollen Erfahrungen der letzten hundert Jahre an Charakter und Sitten der Spanier ihre segensreiche Arbeit gethan. Für den Geschichtschreiber ist es vielleicht die schwierigste Aufgabe, solche Fortbildung, die zwischen Hemmnissen aller Art von Jahr zu Jahr wirksam ist, zu schildern und in ihren Resultaten zu würdigen. Daß in dem vorliegenden Werke das Auge des Verfassers unablässig auf diesen realen Gewinn der Nation, die tröstliche Kehrseite des leidvollen politischen Lebens gerichtet ist, vermag man bereits aus den vorliegenden Theilen des Werkes zu erkennen.

Die Herausgabe des neuen Halbbandes kommt zu gelegenster Zeit. Derselbe enthält die Restauration des bourbonischen Königthums unter Ferdinand VII., vom Sturze Napoleons, 1814 bis 1820, und den Beginn der Militärrevolutionen und Wiedereinführung der Verfassung, welcher die französische Intervention durch den Herzog von Angoulême folgte. Die hier geschilderte Zeit bildet Boden und Grundlage für die Zustände und Parteiverhältnisse, welche bis zur Gegenwart das Schicksal Spaniens bestimmt haben, es ist auch die erste Jugendzeit der meisten Staatsmänner, welche jetzt die Geschicke Spaniens zu entscheiden haben. Der ruhmlose Fall der Verfassung von 1812, der unsinnige Enthusiasmus, mit welchem die Spanier sich ihrem elenden Könige zu Füßen warfen, der Charakter Ferdinand's VII., die höchst kläglichen Charaktere und Intriguen seiner reactionären Staatsmänner, der Kampf Englands und Rußlands um die Herrschaft an einem sittenlosen und ohnmächtigen Hofe, und der erste Ausbruch der Enttäuschung und Unzufriedenheit in dem betrogenen Volke sind erzählt. Der Verfasser bewährt auch hier Wissen, Kunst und gute Natur, welche an dem ersten Band seiner Geschichte zu rühmen waren, er überzeugt, indem er belehrt, und er gibt dem Leser sicheres Vertrauen zu seinem

Urtheil und die sympathische Empfindung, welche einzuflößen das Vorrecht eines hochgesinnten und guten Mannes ist.

Möge ihm Lust und Kraft bleiben, das treffliche Werk, dessen wir Deutsche uns rühmen, bis zum Ende, d. h. bis zu der Katastrophe neuester Gegenwart, fortzusetzen, und möge ihm selbst dabei die schönste Freude werden, welche einem deutschen Geschichtschreiber werden kann, die Freude, daß sein ehrlicher Sinn in den letzten Resultaten der Zeit und des Volkes, welche er schildert, einen dauernden Fortschritt erkennt, der seinem eigenen Herzen wohlthut.

Kulturgeschichte.

Die deutsche Glasmalerei.

Die deutsche Glasmalerei. Geschichtlicher Entwurf mit Belegen von Wilhelm Wackernagel. Leipzig, S. Hirzel. 1855.

(Grenzboten 1855, Nr. 47.)

Der Umstand, daß die Stadt Basel in den letzten Jahren ihren restaurirten Münster mit gemalten Glasfenstern zu versehen beschloß, veranlaßte den berühmten Gelehrten zu einigen öffentlichen Vorträgen über Entstehung und Entwicklung der Glasmalerei im Mittelalter. Aus diesen Vorträgen entstand das angezeigte Buch, eine gediegene Arbeit, welcher die strenge wissenschaftliche Methode und die Kenntniß des deutschen Alterthums, die den Verfasser auszeichnen, einen hohen Werth geben. Das Werk ist als ein glänzender Beitrag zu der Geschichte unsrer Kunst zu empfehlen. — Für die Leser d. Bl. wird in dem Folgenden ein kurzer Abriß von dem gegeben, was sie, mit Ausnahme des Schlusses, in dem Werke selbst in ausführlicher Darstellung finden.

Schon im Buch Hiob ist das Glas erwähnt, vielleicht die Inder, sicher die Aegypter, Phönizier, Griechen, Etrusker, Römer gebrauchten es, die Römer zu Gefäßen, selten aber farblos, und auch das farblose mit einem blaurothen oder grünen Schein, von den Farben am häufigsten blau bis zur dunkeln Undurchsichtigkeit. Oft wurden für Vasen und andere kostbare Geräthe mehre Lagen verschiedenfarbiges Glas übereinander gegossen, um den geschätzten Sardonyx nachzuahmen. Auch falsche Edelsteine wurden von Glasfluß gefertigt, be-

sonders um Gemmen und Cameen wohlfeiler herzustellen. Kaum aber ist eine Spur vorhanden, daß das alte Rom schon eigentliches Tafelglas gekannt habe. Und wie der Römer, verstand auch der Germane und der Gallier schon zur Heidenzeit, Glas zu machen. In unseren Heidengräbern finden sich z. B. als Schmuck kleine Kugeln in Perlenform von verschiedenen Farben, zuweilen vergoldet und mosaikartig verziert. Aber bis tief in das Mittelalter hinein goß man das Glas in den Oefen fast nur wie die Römer zu Schmuck und kleinem Geräth, z. B. zu Fingerringen und zu Griffeln, mit denen in die Wachsfläche der Schreibtafeln geschrieben wurde, zu Lampen, zu Glocken, mit denen man die Lichter gegen das Auswehen schützte, u. s. w. Zu Spiegeln gebrauchte man in der Regel Metall, die Fenster wurden mit Papier verklebt, mit Haut oder Pergament, oder mit Marienglas. Noch im funfzehnten Jahrhundert konnten gute Wohnhäuser solche Fenster haben. Ja, man ließ die Fenster sehr häufig ganz unverschlossen und verhängte sie blos mit Teppichen. Glasfenster waren noch am Ende des Mittelalters etwas besonders Werthvolles. Die Kunst, das Glas von beliebiger Form und Größe und in durchsichtiger Farblosigkeit herzustellen, entwickelte sich langsam und schwer, das farblose Glas war im Mittelalter geschätzter und theurer, als selbst das kostbar gefärbte. Wenn man das Glas in Tafelform blies, so brachte man doch nur kleine runde Scheiben mit einem erhöhten Ansatz in der Mitte zu Stande.

Glasfenster werden einzeln vom vierten Jahrhundert an, aber nur bei Kirchen, als eine besondere Kostbarkeit erwähnt. Da man noch keine Scheiben verfertigen konnte, so setzte man bunte Glasstückchen musivisch zusammen, in Deutschland schon im achten und neunten Jahrhundert, zuerst noch nicht in geordnetem Muster, aber doch zum bunten Farbenspiel. Es war dieselbe Zeit, in der man auch die Kirchenwände mit Glasmosaik überzog. In Deutschland, und zwar in Baiern,

wurden um das Jahr 1000 die ersten Fenster gemacht, in denen die bunten Glasstücke so verbunden sind, daß sie ein Bild darstellen. Von da ab werden Glasmaler immer häufiger erwähnt, ihre Kunst machte sich aber bis zum Ausgange des Mittelalters nur an kirchlichen Gebäuden geltend, zunächst am Chor, am Schiff, dann auch an der fensterartigen Bogenreihe der Kreuzgänge. In der ersten Zeit wurde die Glasmalerei der Gestalt des Fensters vollständig anbequemt, indem man die Fläche des Fensters mit einem Muster aus gebrochenen und netzartig verschränkten Linien und Bändern überzog, oder mit Arabesken aus Blättern und Blumen und Früchten. So wurden zunächst nur die Muster der Teppiche nachgeahmt, welche in früherer Zeit die Oeffnungen der Fenster verschlossen hatten. Bescheiden ordnete sich diese Malerei den Leisten und Feldern des Fensters unter, und da man auch die innere Chorwand mit Teppichen zu verhängen liebte und mit Teppichen auch den Fußboden belegte oder Wände und Fenster mit Mosaik überzog, so hat der ganze Schmuck der alten Kirche im Basiliken- oder romanischen Stil eine innere Einheit. Immer aber, auch in der spätern Zeit, haben die Muster der Teppiche auf die Glasmalerei großen Einfluß geübt.

Auch als der germanische Stil die Fenster durch Stabwerk gliederte, fügt sich dieser architektonischen Grundform noch lange Zeit die bemalte Fläche gehorsam an. In einer Einfassung von Mosaik und Arabesken, durch diese getrennt und wieder verbunden, liegen die wenigen Figurenfelder, auf ihnen Christus, Maria, die Apostel, Evangelisten, einzelne Heilige, meist nur eine Figur, selten mehre. Die Zeichnung der Figuren ist streng wie die der Arabesken. Immer beabsichtigt man beim Schmuck der Fenster eine kräftige und ungebrochene, durch die Gegenfarben gehobene Farbengebung. Die Farben sind einfach und wenig zahlreich, am häufigsten roth, dann gelb, ein lebhaftes Blau und Grün. Das farbige

Glas verstand man nur einfarbig und durch und durch gefärbt herzustellen, und man war gar nicht sicher, ob die Masse im Ofen grade den Farbenton erhielt, welchen man wollte. Von Schmelzfarben, die man auf die Glasstücke aufschmelzen oder einbrennen konnte, um gemischte Farben herzustellen, besaß man damals nur das dunkelgraue Schwarzloth; daher mußte jedes Bild aus ebensoviel Stücken zusammengesetzt werden, als es verschiedene Farben enthielt, ja dieselbe Farbe oft aus mehren Glasstücken. Durch eine Bleieinfassung fügte man Stück an Stück und folgte dabei meist den gegebenen Umrissen der Zeichnung. Mit dem Schwarzloth zeichnete man die feinen Umrisse ein, setzte dunkle Schatten und Inschriften auf. Zuweilen gebrauchte man wohl auch zur Zeichnung und Schattirung durchscheinende Harz- und Bernsteinfarben, welche auf der nicht eben glatten Fläche des Glases hafteten. Die Glasmaler waren in dieser Zeit meist Mönche, und waren sonst noch Maler oder Glaser, oder beides zusammen. Diese Periode der Glasmalerei dauert bis ungefähr in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

Seit dieser Zeit aber machte die Technik der Glasmaler Fortschritte. Man lernte buntes und farbloses Tafelglas in größern Flächen gießen, die man dann beliebig zuschneiden konnte. Man erfand die Kunst, farbloses mit farbigem Glas in zwei Schichten zusammenzuschmelzen, und die Kunst, verschiedene Schmelzfarben auf die Glasscheibe zu malen und durch Einbrennen zu befestigen. Jetzt konnte man dieselbe Scheibe verschieden färben oder eine aus zwei verschiedenen Platten zusammengeschmolzene durch Ausschleifen der einen Farbe mit verschiedenem Licht versehen. Seit man so auf einer einzigen Tafel eine reiche Mannigfaltigkeit von Farben spielen lassen konnte, wurde auch die Zeichnung freier, die Bilder wurden reich an Figuren, die Umrisse kunstvoller; hinter die Figuren malte man auch ihre Umgebung, sogar die Landschaft. Das Aufblühen der Städte und die mächtige Ent-

wicklung des Handels machte es leichter, theure Glasfarben, besonders das kostbare Rubinglas aus der Fremde, z. B. aus Venedig, zu beziehen, und die Glasmalerei ging aus den Händen der Geistlichen in die der Bürger über. Die Glasmaler wurden zünftig, bald bei dieser, bald bei jener Zunft, gewöhnlich mit den Malern zusammen. Aber je mehr sich die Technik ausbildete, desto mehr trennte sie sich von der verwandten der Maler, und während die Malerei einen hohen Aufschwung nahm, wurde die Glasmalerei ein bloßes Handwerk, das mit deutschem Fleiß und Geschick arbeitete, in großem Maßstabe schuf, aber an künstlerischer Einsicht verlor. In der Regel arbeiteten die Glasmaler jetzt nach Zeichnungen, welche ihnen die Maler verfertigten, und die Ausführung der Entwürfe geschah oft ohne Verständniß, mit rücksichtsloser Anbringung von Blei und Eisen; die Maler dagegen, welche die Skizzen entwarfen, nahmen häufig ebensowenig Rücksicht auf die spätere Ausführbarkeit in Glasfarben, auf die Maaße und Formen der Architektur, in welche sich das Bild einfügen mußte. Sie forderten von der Ausführung Farben, welche nicht dauerhaft herzustellen waren, sie setzten die alten Teppichmuster und Arabesken ihren kunstvoller gruppirten Figuren nach und forderten für ihre Gruppen wohl gar, um sie hervorzuheben, eine Umgebung von ganz farblosem Glase. Die Bilder wurden reicher, die Zahl der Figuren größer. Auf die Gliederung des Fensters durch das Stabwerk wurde nicht mehr geachtet, und eine und dieselbe Figur ward häufig durch die Arabesken des Steins zerstückelt. Zuweilen war das Gewimmel der Figuren so groß, daß sie den ganzen Fensterraum ausfüllten, so daß bei der unvermeidlichen Kreuzung der bunten Strahlen das Verständniß des Dargestellten sehr erschwert wurde. So brachte die Ausbildung der Technik neben größerer Virtuosität in der Farbenverbindung und Schattirung, neben einer lebensvollern und dramatischen Zeichnung, neben sorgfältiger Ausführung des Details auch Willkürliches, Unkünstlerisches und eine Auf-

lösung der innigen Verbindung, welche zwischen der germanischen Architektur und der frühern Glasmalerei gewesen war, hervor.

Eine neue Periode beginnt für die Glasmalerei in der Reformationszeit. Noch immer werden Kirchenfenster in Massen gemalt, aber im größten Theile Deutschlands ist die Pietät gegen die alten Bilder der katholischen Kirche geschwunden, die Kunst wird immer unabhängiger von den heiligen Bauten und findet ihre Hauptaufgabe darin, die Fenster von profanen Gebäuden, Privatwohnungen, Rathhäusern, Zunftstuben, Schützenhäusern u. s. w. zu schmücken. Schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts finden sich gemalte Fenster als Zierde der Wohnhäuser. Jetzt wird dieser Luxus allgemeiner. Dadurch werden der Glasmalerei andere Aufgaben gestellt denn der Hauptinhalt der bürgerlichen Glasgemälde ist das Wappenschild, nicht nur bei den edlen, sondern noch häufiger bei den bürgerlichen Geschlechtern. Freilich beschränkte man sich nicht auf den bloßen Schild, denn Schildhalter, Herolde mit städtischen Farben, Harnischmänner, Porträts aus den Geschlechtern oder den Zünften, ja ganze Geschichtsbilder wurden hinzugefügt. Dazu kam landschaftliches Beiwerk und bei der ganz veränderten Bildung und Geschmacksrichtung mythologische und allegorische Figuren. Oft verschwand dann das Wappen fast neben der Zuthat, immer aber ist es vorhanden, in der Mitte oder an der Seite. Aus den historischen Stoffen war die Glasmalerei in das Genre getreten. Und während man früher die größten Fenster aus vielen Stücken ganz in farbigem Schmuck zusammengesetzt hatte, malte man jetzt vorzugsweise einzelne Scheiben, ein einziges Feld des Fensters, das Uebrige blieb farblos. Von den Wohnhäusern drang derselbe Geschmack in die Kirchen, auch dort wurden häufig nur einzelne Scheiben ohne Blei bemalt, auch diese nicht selten mit Wappen. Die Freude an solcher Darstellung nahm schnell überhand und mehr als je wurde in der neuen Weise auf Glas gemalt. In Süddeutschland, den Niederlanden, der

Schweiz wurden die Glasfenster allgemeiner Luxus der Privatwohnungen und öffentlichen Gebäude. Es wurde Sitte, solche Glasfenster zum Geschenk zu machen und zu erbitten; zahllos sind die Wappenfenster der Geschlechter, Zünfte, Städte, welche im 16. Jahrhundert angefertigt wurden. Aber jetzt, wo die Glasmalerei den kirchlichen Boden verlassen hatte, um die Alltäglichkeit zu schmücken, hatte sie den größten Reichthum an Gestalten, die höchsten und würdigsten Aufgaben eingebüßt. Noch mehr, während ihr eigentliches Wesen ist, durch bunte Farbenpracht zu wirken, opferte sie jetzt, wo die Bilder in größter Nähe zu betrachten waren, häufig die Farben der Zeichnung auf; saubere, oft vortreffliche Linienführung, zierliche Arabesken, aber Armuth an Farben werden allgemein, selbst an Kirchenfenster malt man oft grau in gelb oder grau in weiß; sogar die Art des Kupferstichs wurde auf farblosem Glas nachgeahmt. Während dieses Zustandes der Kunst trafen unser Vaterland die größten politischen Unglücksfälle. Auf die Religionskämpfe des 16. Jahrhunderts folgte der große Bildungszerstörer, der dreißigjährige Krieg. Die Nation sank in Schwäche und Armuth, kein Besitz hatte mehr Festigkeit, und der zerbrechlichste von allen war das gemalte Fenster; mit reißender Schnelligkeit ging die Freude an diesem Schmuck des Hauses verloren, und ebenso schnell die Technik selbst. Im Laufe des 17. Jahrhunderts wurden schon wiederholte Anstrengungen nöthig, um das tiefrothe Glas der frühern Meister wieder zu entdecken. Im Anfange des 18. Jahrhunderts war die Glasmalerei in Deutschland und auf dem ganzen Festlande Europas untergegangen. Eine Baseler Nachricht vom Jahre 1763 erinnert sich noch an den letzten verstorbenen Glasmaler, mit Namen Mannetzsch. Nur in England, wo die Continuität des Volkslebens nicht durch gewaltsame Krisen unterbrochen worden ist und die Kirchenreform dem katholischen Schmuck weniger abhold war, erhielten sich einige Traditionen der Kunst.

So bietet die Geschichte der Glasmalerei in Deutschland die eigenthümliche Erscheinung, daß ihr gegenwärtiges Leben von dem der Vergangenheit durch ein Jahrhundert des Todesschlafes getrennt ist. Andere Verbindungen der Kunst mit dem Handwerk, z. B. die Holzschneidekunst, haben ein ähnliches Schicksal gehabt, wenn auch nicht in so auffallender Weise. Das Wiederaufleben der Glasmalerei verdanken wir der deutschen Gemüthsrichtung, welche im Anfange dieses Jahrhunderts durch die Romantiker aufgeregt wurde. Dies dilettirende Volk, welches in der Armuth des damaligen deutschen Lebens mit unruhiger Hast umhersuchte nach neuen Idealen in der Kunst, einer neuen Schönheit und einem neuen Glauben, hat bei seinem Mangel an künstlerischer Productivität zwar in seinen eignen Schöpfungen viel gegen die Gesetze der Kunst gesündigt, aber es hat eine große Anzahl unbekannter oder verschütteter Quellen aufgedeckt, aus welchen, was früher irgend einmal schön gewesen war, für unsre Bildung wiedergewonnen wurde. Man gewann Interesse an der deutschen Vergangenheit und eine sentimentale Frömmigkeit suchte wieder das bunte Dämmerlicht der alten Kirchen. Das Verständniß der alten Baukunst wurde allgemeiner, man mühte sich die Kirchen im romanischen und germanischen Stil wieder mit den bunten Fenstern zu schmücken, welche die Zeit zertrümmert, oder funfzig Jahre früher der Glaser achselzuckend gegen weiße Scheiben eingetauscht hatte. Etwa vom Jahre 1820 an wurde die Glasmalerei in Deutschland auf's Neue gefunden. Zu gleicher Zeit malte Albert Höker aus Breslau einige Fenster des Schlosses zu Marienburg und der Nürnberger Michael Sigismund Frank auf Bestellung des Königs Ludwig die Fenster des Domes von Regensburg. Schnell entwickelte sich die neue Kunst, am besten in einer großartigen Anstalt zu München. Aus ihr sind die Fenster des Kölner Domes und die der Salvatorkirche zu Kilntown in England als Meisterwerke hervorgegangen. Sie ist gegenwärtig die erste der

Welt, denn was die Porzellanmanufactur zu Sèvres und das Atelier Maréchals zu Metz hervorbringen, kann sich mit ihr nicht messen. Jetzt gebietet die Kunst über technische Hilfsmittel, welche den frühern Jahrhunderten ganz unbekannt waren. Tafeln, deren Größe das Mittelalter nicht gekannt hat, können mit einer Fülle von Farben bedeckt werden, die den alten Meistern märchenhaft erschienen wären. Die schönsten Zeichnungen von bester Künstlerhand, mit jeder Rücksicht auf die architektonische Aufstellung entworfen, können jetzt mit aller Treue in voller Farbenpracht auf Glas ausgeführt werden. Jede Aufgabe, welche der Kirchenstil oder die Laune eines reichen Privatmanns ihr stellt, vermag sie zu erfüllen. Kaum gibt es noch ein Kunststück des Alterthums, welches sie nicht durch ihre Mittel geschickter zu übertreffen versteht, sie ist mit größter Schnelligkeit zu einer hohen Stufe der Ausbildung gekommen. — Nur eins fehlt ihr, wie mancher Kunstrichtung der Gegenwart, — der sichere Boden, ein fester Zusammenhang mit den Bedürfnissen der Gegenwart, die innerlichste Nothwendigkeit.

Ein Stück alte Leinwand.

Die Tapete von Sitten. Ein Beitrag zur Geschichte der Xylographie von Dr. Ferdinand Keller. (Mitth. d. antiquar. Gesellschaft zu Zürich, B. 9. H. 6.) Zürich 1857.

(Grenzboten 1857, Nr. 23.)

Die Bildung jeder Zeit gibt nicht nur neue Gesichtspunkte für Beurtheilung der Vergangenheit, sondern sie eröffnet dem Gelehrten auch den Zugang zu ganz neuen Seiten des alten Lebens. In der Periode Lessings, Winckelmanns, des jungen G o e t h e, war die Alterthumswissenschaft fast ausschließlich auf das Verständniß der Poesie und bildenden Kunst gerichtet. Durch die französische Revolution und den Sturz des deutschen Reiches wurde die Verfassung der Staaten und ihre Gesetzgebung für jedermann eine Sache ernsten Nach-

denkens. Damals kam in unsere historische Schule der große Sinn, in welchem Niebuhr, Savigny und ihre Zeitgenossen die Geschichte der Staaten, ihrer Verfassung und ihres Rechtes schrieben. Die romantische Bildung hat uns nicht nur die neue Wissenschaft des deutschen Alterthums, sondern auch ein tiefsinnigeres Erfassen des antiken Glaubens und Gemüthes gebracht. In der Gegenwart haben unsere socialen Fragen auch ein neues Interesse an den gesellschaftlichen Zuständen des Alterthums ausgebildet, an Production und Consumtion, Handel, Gewerbe und Münzwesen, an dem politischen und sittlichen Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeiter. Und der deutsche Gelehrte, welcher berufen ist, uns jetzt die Auflösung der römischen Welt in die deutsche zu erzählen, wird mit größerer Detailkenntniß als Gibbon die allmälige Barbarisirung des Römerreiches nicht nur aus den politischen Schäden des Staates, sondern ebenso sehr aus den socialen Krankheiten jener Jahrhunderte herzuleiten wissen. Auffallender noch erscheint die Einwirkung moderner Zustände auf unsere Anschauung des Alterthums, wenn man die Arbeiten einzelner Gelehrten ansieht. Daß ein preußischer Officier veranlaßt wurde, nach der Schweiz überzusiedeln, hat uns endlich eine Reihe tüchtiger Arbeiten über das Kriegswesen der Alten gebracht, denn der beklagenswerthe Umstand, daß Wilhelm Rüstows Commandoruf nicht mehr in einer preußischen Batterie gehört wurde, hat die gute Folge gehabt, daß er uns die räthselhaften Geschütze des griechischen Alterthums und die strategischen Operationen des Besiegers von Gallien verständlich gemacht hat. — Das Interesse eines gebildeten Engländers an der Schiffsbaukunst seines Volkes hat eine Abhandlung hervorgerufen, welche auf wenig Seiten die verzweifelte Streitfrage über die Ruderschiffe der Alten glänzend beantwortet. — In ähnlicher Weise verspricht die gegenwärtige Popularität der Naturwissenschaften auch unserer Philologie manche wünschenswerthe Forschung, nach E. Meyer's Geschichte

der Botanik z. B. eine neue Untersuchung über die Thier-, Pflanzen- und Steinnamen des Alterthums.

Wie sehr sich aber unsere Kenntniß alter Zeit erweitert hat, ein großes Gebiet ist noch sehr wenig cultivirt, die Geschichte der technischen Gewerbe und des industriellen Verkehrs der antiken Welt und des Mittelalters. Allerdings war es lange Zeit nicht von besonderem Interesse zu wissen, wie viel die Römerin zur Zeit des Titus für eine Elle feiner Leinwand bezahlt hat, wie man damals den Goldbrokat webte, und ob die Wassermühlen oberschlächtig oder unterschlächtig waren. Jetzt indeß, wo ein großartiger Aufschwung unseres industriellen Lebens uns belehrt hat, welch' starken Einfluß die Beschaffenheit der Gewerbe, der Production und Consumtion auf das Wohlbefinden aller Menschen und das Leben der Staaten ausübt, jetzt liegt uns bei jedem Stuhl, den wir etwa im Möbelmagazin kaufen, der Gedanke nahe an die bürgerliche Stellung des Meisters und seines Gesellen, an die Fourniermühle, von welcher wir vielleicht eine Actie in der Tasche tragen, an die neue Eisenbahn, welche das Rohr und das fremde Holz in unsere Nähe geschafft hat, und an die neuen Packetschiffe der hamburger Gesellschaft, aus denen dasselbe Material auf unsere Eisenbahn geladen wurde. Jetzt sind auch dergleichen Notizen aus alter Zeit nicht mehr bedeutungslose Einzelheiten, sondern wir gewinnen durch sie vielleicht ein Verständniß des alten Lebens, welches dem Menschengeschlecht länger als ein Jahrtausend versagt war. Daß aber noch verhältnißmäßig wenig für die Privatalterthümer der Griechen, Römer und unserer deutschen Vorfahren geschehen ist, liegt in mehren Uebelständen. Die Arbeit ist hierbei fast unendlich, die Gruppirung des Stoffes sehr schwer die uns fast nur durch Zufall erhaltenen Notizen durchaus fragmentarisch. Und doch sind, so scheint uns, grade auf dieser lange vernachlässigten Seite des Alterthums dem deutschen Fleiß in der nächsten Zukunft noch große Triumphe vorbehalten.

Zunächst durch Detailuntersuchungen. Solche sind den Hausalterthümern des Mittelalters ebenso nothwendig, als der antiken Welt. Grade in den kleinen Kreisen menschlicher Thätigkeit ist der Zusammenhang zwischen der antiken Welt und dem Mittelalter am sichtbarsten, und sehr oft werden solche Untersuchungen als letztes Resultat ergeben, daß unter den gewaltsamsten politischen Umwälzungen ein starker Strom des antiken Lebens sich von Italien aus über das ganze christliche Europa ausgebreitet hat, ein Strom, dessen Rauschen noch wir unter unseren Füßen vernehmen, und daß die Griechen und Römer auch an unserer praktischen Thätigkeit auf dem Ackerfeld, im Handwerk und der Fabrik einen sehr wesentlichen Antheil haben, wie umgekehrt Germanen und andere Barbarenstämme seit dem zweiten Jahrhundert nach Christus auf dieselben Kreise des römischen Lebens ebenfalls nicht unbedeutend eingewirkt haben. Ein Beispiel statt vieler. Es ist bekannt, daß wir den Weizen, die Gerste, und die meisten andern Ackerfrüchte durch die Römer kennen gelernt haben; umgekehrt aber haben schon die Römer den Roggen von den Deutschen erhalten. Ungefähr 80 Jahre nach Christus gilt er dem Plinius noch für ein abscheuliches unholdes Ackergewächs der Barbaren im Alpenlande, dessen Brot sauer schmecke und Bauchgrimmen verursache, und 300 Jahre n. Ch. steht er in einem kaiserlichen Tarif schon als die dritte Ackerfrucht hinter Weizen und Gerste mit richtiger Schätzung seines Nahrungswerths, genau in demselben Preisverhältniß zu den übrigen Mehlfrüchten, welchen er noch jetzt auf unsern Getreidemärkten hat. Ganz ähnlich ging es mit dem Hafer, an welchen die kleinen Pferde der germanischen Colonisten gewöhnt waren, auch er wurde auf dem römischen Getreidemarkt heimisch, seit Käufer und Verkäufer sogar in Griechenland und Kleinasien zum Theil Deutsche waren.

Freilich gewinnen Detailforschungen über dergleichen Einzelheiten erst dann Interesse, wenn dem Leser der Zusammen-

hang des Einzelnen mit Anderem, was für ihn Wichtigkeit hat, verständlich wird. Daß solcher Zusammenhang auch bei scheinbar sehr Unbedeutendem interessante Resultate geben könne, soll hier noch an einem kleinen Beispiele gezeigt werden.

Zu Sitten im Rhonethal liegt in einer Sammlung von Antiquitäten ein alter Lappen. Der Stoff ist ungebleichte Hanfleinwand, auf diese sind mit schwarzer und rother Farbe, die aus Kienruß oder Röthel mit Oel bereitet ist, Figuren und Ornamente aufgetragen. Dieser Auftrag ist durch hölzerne Druckformen bewirkt, grade wie bei der Kattundruckerei noch geschieht. Zum Druck sind verschiedene Holzstempel benutzt, das erkennt man aus den Zwischenräumen und Verschiebungen an den Ansatzstellen, einmal hat der nachlässige Drucker eine Druckform verkehrt auf die Leinwand gesetzt. Die Bilder der einzelnen Druckformen wiederholen sich in bestimmter Reihenfolge, die Figuren derselben und die Arbeit der Holzformen ist nicht fein, zeigt aber eine ausgebildete Technik, eine Reihe von Formen enthält eine Gruppe Tanzender, eine zweite Ritter und Mohren im Kampfe, eine dritte Scenen aus der Geschichte des Oedipus und diese mit den Ziffern 1—6, und die Figuren darin durch dazu geschnittene Namen bezeichnet. Die einzelnen größeren Formen sind durch kleinere getrennt, auf denen arabeskenartige Zeichnungen, theils Mädchenköpfe, theils Ungeheuer, offenbar nach Erinnerungen aus der Antike, gezeichnet sind.

Aus der Tracht der Tanzenden und der Rüstung der Ritter ist sicher zu erkennen, daß die Holzstempel um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Italien geschnitten sein müssen. Es ist die italienische Frauen- und Männertracht genau dieser Zeit, die Ritter tragen noch das Kettenhemd, an Oberschenkel und Knie Eisenschienen u. s. w. Die Anordnung der Muster und die sonstige Beschaffenheit des Leinwandfragments macht wahrscheinlich, daß es ein Stück alter Tapete ist, wie sie im Mittelalter theils zur Bekleidung der Zimmerwände,

theils zur Decoration bei Festlichkeiten beliebt war. Möglich, daß die Tapete einst in einem Zimmer des bischöflichen Palastes von Sitten gehangen hat. Aus der künstlichen Mannigfaltigkeit und Anordnung der Formen und aus der Sicherheit der Arbeit läßt sich schließen, daß dieser Leinwanddruck kein neuer Versuch war, und daß dergleichen Buntdrucke möglicherweise schon lange vorher verfertigt wurden.

Man kannte also in Italien schon um das Jahr 1350 einen Farbendruck mit Holzformen, durch welchen man Bild und Schrift vervielfältigte. Nun aber ist bekannt, daß die Verfertigung der Holztafelbilder die erste Anregung zur Buchdruckerkunst gegeben hat. Und in allen Werken über die Erfindung der Holzschneide- und Buchdruckerkunst ist bis jetzt angenommen worden, daß zuerst im Anfange des 15. Jahrhunderts bei Fabrikation von Spielkarten und Heiligenbildern die Benutzung von Holzformen erfunden worden sei und zwar in Deutschland, und daß auf diese neue Erfindung bald die weitere gefolgt sei, auch ganze Seiten Schrift in Holzstöcke zu schneiden, und daß man von diesen auf die beweglichen Buchstaben gekommen sei. Die alte Leinwand von Sitten wirft die Annahme über die Zeit und den deutschen Ursprung der Erfindung vollständig um. Wir lernen aus dem Fragment, daß man in Italien vielleicht schon ein Jahrhundert bevor in Deutschland Spielkarten gedruckt wurden, der Erfindung der Buchdruckerkunst nicht weniger nahe war, und daß auch die größte Erfindung des Menschengeschlechts lange Zeit, wahrscheinlich Jahrhunderte brauchte, ehe sie aus den ersten Anfängen den einen entscheidenden Schritt that, durch welchen ihre mächtige und folgenschwere Ausbildung gelang. An diese Beobachtung fügt sich eine andere, daß auch die großen menschlichen Erfindungen nach innern Gesetzen aufblühen. So viel der Zufall anrege, nicht er ist der Erfinder, sondern der von der Gottheit erfüllte, zweckvoll suchende Menschengeist. Erst als die kirchliche Welt des Mittelalters in den besten Köpfen durch

den heidnischen Inhalt der römischen und griechischen Handschriften zersetzt war, und der Drang nach Wissen und Gelehrsamkeit unter der Laienwelt mächtig wurde, kam der Tag, wo aus der alten Technik der Tapetendrucker unsere Druckschrift sich entwickelte, und aus dieser schnell die Anfänge moderner Wissenschaft, eine öffentliche Meinung, die Reformation.

Was hier als Beispiel einer bescheidenen und doch im hohen Grade interessanten Detailforschung kurz skizzirt wurde ist der Hauptinhalt der kleinen, aber sauber und mit sicherer Hand geführten Untersuchung von Dr. Ferdinand Keller, sie selbst ein Muster gelehrter Technik und als Theil einer höchst werthvollen Sammlung von Abhandlungen ein erfreuliches Zeichen, wie liebevoll und gebildet man in der Schweiz aus den heimischen Alterthümern das Alterthum zu verstehen bemüht ist.

Ueber Bau und Einrichtung der Hofburgen des 12. und 13. Jahrhunderts.

Ein kunstgeschichtlicher Versuch von Alwin Schultz. Berlin 1862. Nicolaische Sort.-Buchhandlung.

(Grenzboten 1862, Nr. 19.)

Der Verfasser war bemüht, ein Bild von Construction und Aussehen größerer Herrensitze aus der Hohenstaufenzeit zu geben. Er hat dazu fleißig die Stellen mittelhochdeutscher Dichter zusammengetragen, — die vorhandenen Wörterbücher, z. B. das von Zarncke und Müller unter palas hätten ihm Material für eine noch größere Zahl von Citaten gegeben — er hat auch frühere Untersuchungen, zugängliche Kupferwerke sorglich benutzt und sich bauverständig auf den erhaltenen Trümmern alter Burgen zu orientiren gesucht. Die kleine Schrift ist deshalb eine bequeme Hilfe zur Lectüre mittelalterlicher Schriftsteller, auch der deutschen Dichter, obgleich der Verfasser nicht als Kundiger der alten Sprache geschrieben hat.

Aber ein wesentlicher Umstand ist dem Verfasser entgangen, oder doch nicht in das rechte Licht gesetzt worden. Das Bild einer Herrenburg um 1200, wie er dasselbe construirt, stimmt nicht zu den Anschauungen, welche die volksthümlichen Dichter jener Zeit von der Beschaffenheit eines Herrenhofes hinterlassen haben. Zumal in den Nibelungen ist weder der Hofhalt der Burgunden noch König Etzels in einer Ritterburg unterzubringen, und wenn auch als Wohnung der Brunhild eine Burg mit 86 Thürmen genannt wird, so ist doch dieser Sitz der nordischen Schlachtenjungfrau den deutschen Volksjängern des 12. Jahrhunderts fremdartig und unheimisch, und mit der Handlung, welche dort verläuft, haben Mauer, Thürme und der Saal von grünem Marmelstein nichts zu thun. Der Verfasser der vorliegenden Schrift aber zieht die Nibelungen eifrig in Citaten heran, um das Bild seiner romanischen Hofburg deutlich zu machen, er verwirrt dadurch seine Darstellung und irrt vielleicht den Leser des großen deutschen Volksgedichtes.

Es gab nämlich seit dem Beginn des Mittelalters zwei ganz verschiedene Constructionen für einen Herrensitz, den römischen Castellbau und den urdeutschen Hofbau. Vielleicht hatten die Deutschen bereits als sie die Römer kennen lernten, einen oder den andern festen Steinsitz mit Thürmen, einfache Fortificationen auf Anhöhen; zuverlässig ahmten sie schon vor der Völkerwanderung die römischen Befestigungsbauten nach und nisteten in den eroberten. Die Einrichtung dieser römischen Castelle ist uns nicht unbekannt, vom einfachen Wartthurm mit seiner Pallisadenumkleidung und vorspringenden Gallerie im oberen Stockwerk bis zum vielthürmigen Festungsbau vermögen wir das Hauptsächlichste ihrer Construction nachzuweisen. Noch in den letzten Jahren hat Keller's sorgfältige Untersuchung der Schweizer Castelle viele Einzelheiten verständlich gemacht, die Fügung der Mauern, die Einrichtung der Thürme mit Vorrathskammern, Fallthüren, Dach und

Zinnen, den Hausbau innerhalb der Burg mit mehren Stockwerken übereinander. Ostgothen und Franken, Karolinger und Sachsenkaiser führten ihre Befestigungen nach dem Muster der römischen auf, sie ließen wohl auch darin einen Palast nach römischer Weise durch fremde Baumeister aufführen. Castelle und Burgen nach Römerbrauch zeigten ihre dicken Mauern und viereckigen Thürme häufig im Süden und Westen Deutschlands, als neure Forts auch an der Elbe und darüber hinaus. Aber bis nach dem Jahr 1000 breitete sich der gewöhnliche Hofhalt des deutschen Grundherrn oder Fürsten in einem Hofe von ganz anderer Beschaffenheit.

Der alte Hof der Franken und Thüringer, zuverlässig auch der übrigen oberdeutschen Stämme, war ebenfalls durch Zaun oder Mauer eingeschlossen, aber er umfaßte eine stattliche Bodenfläche, in ihm standen die Gebäude breitgelagert, einzeln, niedrig. Im scharfen Gegensatz zu dem altsächsischen Brauch ist bei den übrigen Deutschen das Bestreben erkennbar die verschiedenen Thätigkeiten des Haushalts und der Wirthschaft in verschiedenen, zahlreichen Gebäuden unterzubringen. Das Haus, der Saal, die Kemenate werden am häufigsten als besondere Gebäude genannt, erst nach dem Jahr 1000 wird das Fremdwort palatium im Deutschen als Palas für Herrenhaus gebräuchlich. Der Saal ist in ältester Zeit das stattlichste Gebäude des Haushaltes, es ist die weite Halle, in welcher der Hofherr mit seinem Gefolge (Gesinde), seinen Hausgenossen und Gästen verhandelt, tafelt und zecht, es ist der Schmuck des freien Herrenhofes, noch in den Nibelungen ein einstöckiger Holzbau, wenige Stufen über den Boden erhöht, mit kleinen Fensteröffnungen, wahrscheinlich ohne andere architektonische Abtheilungen, als eine erhöhte Bühne auf einer Lang- oder Querseite des innern Raumes. Aus diesem Saal führt die Thüröffnung ins Freie die Treppe hinab, an den Thürpfosten stehen z. B. Hagen und Volker als Wächter, um einige Stufen höher als die heraufspringenden Angreifer.

zwischen dem Saal und den Häusern — es werden an großen Fürstenhöfen von den Dichtern gern mehre Paläste gezählt, — ist ein weiter Hofraum zum Spiel der Rosse und Männer, um die Wohnhäuser liegen die Kemenaten, kleine Wohnungsräume für die Frauen und Dienerinnen, Schlafstellen, Wirthschaftskammern; auch sie werden häufig als besondere Gebäude genannt oder sie sind dem Haus oder einer Mauer angebaut und haben in diesem Fall wohl eigene Thüren ins Freie. Oft freilich sind sie Zellen im Hause.

Diese altheimische Weise, im weiten Hof, in niedrigen, neben einander stehenden Gebäuden zu hausen, verging allmälig. Die verheerenden Einfälle der Ungarn und Normannen, die Verminderung der freien Hofherren und das Aufkommen des räuberischen Dienstadels trugen dazu bei, den römischen Burgenbau zu verbreiten. Die Baukunst des romanischen Stils fand bei den hohen Steinhäusern zwischen Thürmen und Vertheidigungsmauern Gelegenheit, ihre Erfindungskraft zu bewähren und ihren Schmuck anzubringen. Aber die Gewohnheiten des deutschen Lebens machten sich auch in dem kunstvollen Burgbau geltend, die Räume, welche auf der Felshöhe eingeengt durch Festungsmauern, nicht mehr als getrennte Gebäude neben einander stehen konnten, wurden unter demselben Dach über einander angebracht, und Kemenate, die Wohnstube mit dem Herd und Schornstein, ja auch der große Saal ordneten sich in die Stockwerke. Wurde der Saal in den obern Theil des Burgbaues gelegt, so erhielt er auch die Aufgabe, bei einer Belagerung die bewaffneten Vertheidiger aufzunehmen, Wurfgeschosse und Bogenschützen wurden an seine Fenster gestellt, und wie er selbst die niedrigern Werke und den Hofraum beherrschte, so wurde wieder er von dem großen Hauptthurme überragt. Die Wartburg, soweit der alte Bau aus der Restauration erkennbar ist, gewährt kein übles Bild von der Zusammenschachtelung der altdeutschen Wohnräume in einem Burgbau des romanischen Stiles. Im 12. Jahrhundert

waren diese neuen Hofburgen bereits der gewöhnliche Aufenthalt größerer Territorialherren, sie werden auch in den ritterlichen Dichtungen als Wohnsitz der Könige, schöner Frauen und Zauberer dargestellt. Daß sich aber in dem großen Volksgedicht der Deutschen so lebhafte Erinnerung an Haus und Hof früherer Zeit erhalten hat, das ist eben so lehrreich, wie der Umstand, daß die Helden der Nibelungen zwar einige Mal modernen Ritterbrauch üben und zu Roß mit dem Speer tjostiren, daß aber ihre ernsten Kämpfe zu Fuß ausgefochten werden, und daß sie dann den Ger, den altheimischen Wurfspieß, schleudern.

Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und seiner Familie.

Nach Urkunden zusammengestellt und herausgegeben von Friedrich Wolfgang Götz Graf von Berlichingen-Rossach. Mit 10 lithogr Taf. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1861.

(Grenzboten 1862, Nr 10.)

Die Freude Einzelner an der Vergangenheit des eigenen Geschlechts hat der historischen Literatur auch in den letzten Jahren mehre nicht werthlose Monographien verschafft. Zumal die alten Familien des deutschen Adels haben ihre Blicke mit besonderer Liebe früheren Jahrhunderten ihres Geschlechts zugekehrt. Wenn auch zuweilen das Bestreben, sich selbst dadurch eine Bedeutung zu geben, mehr als billig hervortritt, so wird hier doch bereitwillig zugegeben, daß in dem Stolz auf die Tüchtigkeit der eigenen Ahnen ein sehr berechtigtes ethisches Moment liegt. Auch die Kritik wird solchen Familiengeschichten gegenüber gern eine gewisse Nachsicht üben, sie wird es natürlich finden, wenn die Freude an allem Guten und Mannhaften stark hervortritt, das Unwürdige und Schlechte mit Schonung und Verschwiegenheit behandelt ist. Von solchem

Standpunkt darf sich die deutsche Geschichtschreibung das stattliche Werk über Götz und die Berlichingen wohl gefallen lassen. Dasselbe enthält nach einem allerdings nicht vollständigen Verzeichnisse der literarischen Hilfsmittel für die Geschichte des Junker Götz einen Abdruck seiner Selbstbiographie nach der Neuenstedtner Handschrift, dann Regesten, Urkunden und Actenstücke zu seiner Geschichte, namentlich im Bauernkriege, dann auch eine Geschichte seiner eisernen Hand und Erklärung ihres Mechanismus, darauf eine Geschichte der Familie und des Klosters Schönthal, welches, enge mit dem Geschlecht verbunden, durch vier Jahrhunderte ihre Begräbnißstätte war. Außerdem Abdruck zahlreicher Denksprüche und Gedichte auf den Junker und sein Geschlecht, welche theils von Reisenden in ein Stammbuch der eisernen Hand eingezeichnet wurden, theils durch freundliches Ersuchen von jetzt lebenden Dichtern erbeten worden sind. Das Werk ist würdig ausgestattet, mit Abbildungen des Ritters, seiner Hand, der Burg, des Grabmals, mit Facsimile, Wappen und Stammbaum, Alles wohl gemeint, unter den Urkunden mehreres Neue und Dankenswerthe.

Eines freilich ist dem Herausgeber nicht gelungen, das Bild des historischen Götz, wie es ernster Geschichtsforschung feststeht, in irgend einem wesentlichen Zuge zu ändern. Es ist durchaus nicht mehr möglich, den treuherzigen Mann als ein Muster von Tüchtigkeit und Biederkeit darzustellen, welches den sittlichen Anforderungen unserer Zeit Genüge thäte. Wem Pietät oder Stolz diese Auffassung peinlich macht, der möge sich damit tröften, daß auch stärkere und wichtigere Vertreter des damaligen Landadels, wie Sickingen, nur geringe Hochachtung einflößen, und daß auch der geistvolle und feurige Hutten unsere Beistimmung genau da verliert, wo bei ihm der Junker anfängt: der Feind der Erwerbenden, der Ohrabschneider, der launenhafte und unordentliche Reiter. Es ist wahr, Götz von Berlichingen war in hohem Grade das, was

wir einen guten Kerl nennen würden. Er war höchst zuverlässig und gewissenhaft innerhalb der Traditionen des Moralcodex, in welchem er aufgewachsen war. Er würde sich ein Gewissen daraus gemacht haben, Jemanden im Walde zu berauben, ohne vorher der Partei desselben einen Absagebrief gesandt zu haben, er würde es für die größte Niederträchtigkeit erklärt haben, einen seiner Raubgesellen bei Todesnoth im Stiche zu lassen. Gern nehmen wir an, daß er die Opfer, welche er in Haft führte, menschlicher behandelte, als die meisten seiner Genossen thaten, und daß er sie nicht ohne einen Zug von guter Laune anschnaubte und mit dem Tode bedrohte, ja daß er sie wohlwollender, als irgend ein Anderer mit einem Tritt auf das Gefäß entließ. Aber alle diese menschlichen Eigenschaften, welche ihn unter seinen Standesgenossen immerhin als eine verhältnißmäßig behagliche Gestalt erscheinen lassen, reichen nicht aus, um ihn in der Hauptsache aus der Masse herauszuheben. Er war — in seiner Reiterzeit — ein adeliger Räuber, in den unsittlichen Ueberlieferungen seines Berufes aufgewachsen, ebenso schädlich für Sicherheit, Bildung und Wohlstand seiner Zeitgenossen, ebenso unnütz für die höchsten Interessen seiner Zeit, als irgend ein anderer Junker, der am Main und Spessart auf Kaufmannsgüter lauerte und seine Fehdebriefe an die Thore von Nürnberg heften ließ.

Aber das war nicht seine Schuld, sondern Schuld des Standes, in dem er aufgewachsen war, Schuld seiner Zeit! — Auf diesen Einwurf, der eine Frage von allgemeinstem Interesse berührt, diene folgende Antwort. Für das historische Urtheil über Personen gelten drei höchste Grundsätze. E r s t e n s wir haben jede Eigenthümlichkeit in Sitte, Rechtsgefühl, Moral einer vergangenen Periode abzuschätzen nach Sitte, Moral und Rechtsgefühl der Gegenwart. Wie unbefangen und liebevoll auch der Historiker das Besondere und Beschränkte irgend einer Zeit erkläre und in seinem innern Zusammenhange mit noch früheren Entwickelungsstufen als nothwendig und unver-

meidlich darlege, immer muß bei Abschätzung des Guten und Bösen, des Segens und Nachtheils menschlicher Verhältnisse der letzte Maaßstab seiner Beurtheilung aus der Bildung und den ethischen Bedürfnissen unseres Lebens genommen sein. Zweitens sind wir allerdings verpflichtet, den einzelnen Mann in irgend einer Zeit mit dem Maaßstabe zu messen, welchen Intelligenz, Sitte und Moral seiner Zeitgenossen an die Hand gibt; und wir werden bei unserm Urtheile über seine Beschränktheiten sorgfältig zu unterscheiden haben zwischen dem, was seine Schuld und Schuld seiner Zeit ist. Eine Unterscheidung, die oft sehr schwer ist, den höchsten Scharfsinn und Unbefangenheit eines Historikers in Anspruch nimmt und nicht in allen einzelnen Fällen ein sicheres Endurtheil über den relativen sittlichen Werth oder Unwerth des Individuums gestattet, weil bei mangelhafter Kenntniß weit abliegender Zeiten oft dem schärfsten Auge unmöglich wird, zu unterscheiden, was Beschränktheit des Mannes und Beschränktheit der Zeit ist. Drittens endlich — und das ist im vorliegenden Falle entscheidend — haben wir die Pflicht, das Individuum innerhalb seiner Zeit zu messen nach dem Maaßstabe, welchen die beste Bildung seiner Zeit an die Hand gibt, und wir werden, wo diese verurtheilt, nur Entschuldigungsgründe finden in den Beschränktheiten, welche dem Einzelnen durch seine Erziehung und Umgebung gegeben werden, und durch sein Hängen in einem größeren Kreise von Menschen und Interessen, welche in Opposition gegen die höchsten Forderungen ihrer Zeit dahinleben.

Von solchem Standpunkt aus ist es dem Historiker unmöglich, das Reiterleben des Berlichingers mit Billigung zu behandeln. Denn es war beim Beginn des 16. Jahrhunderts keineswegs die Behauptung einzelner, besonders hochgebildeter Männer, sondern eine allgemeine, durch alle Landschaften schallende Klage, daß das Treiben des niedern Adels im Ganzen betrachtet höchst ruchlos und gemeinschädlich sei. Es war auch keine neue Klage. Durch drei Jahrhunderte

waren seine Lieblingsneigungen als schlecht und verderblich verurtheilt worden, Kaiser und Reich hatten sie als unleidlich erkannt, durch einen großen Act der Gesetzgebung waren sie verdammt worden; kurz darauf fällten die Reformatoren über die Unsittlichkeit und politische Unfähigkeit der großen Mehrzahl des Standes die strengsten Urtheile.

Wir sind deshalb verpflichtet, einige Fehler des niedern Adels, zumal der Reichsritterschaft, — denn der landsässige Adel war damals in größeren fürstlichen Territorien ein wenig besser gebändigt — als eine Schuld der Individuen zu betrachten, und den Einzelnen nur die Entschuldigung einzuräumen, welche ein aus Corps-Vorurtheilen stammendes Unrecht beanspruchen kann.

Dies Unrecht war aber nicht vorzugsweise die Gewohnheit, durch Fehden Selbsthilfe für erlittenes Unrecht zu suchen. Denn der Adel durfte im Anfange des 16. Jahrhunderts sich dabei auf eine allgemeine Volkssitte berufen, die sich seit dem 13. Jahrhundert in dem zerfallenden Körper des römischen Reiches unter bestimmten Formen ausgebildet hatte, die keineswegs eine Gewohnheit des Adels allein war, und die selbstverständlich durch das papierne Gesetz der machtlosen Reichsregierung nicht sofort beseitigt werden konnte. Denn eine Fehde begann nicht nur der Junker von seinem befestigten Hause, ebenso der einzelne Bürger gegen die eigene Stadt, mit der er in Unfrieden gekommen war, oder gegen einen Nachbarort, ebenso der Viehhändler, der Fuhrmann, der freie Bauer, der sich in seinem Geschäfte durch eine Gemeinde, einen Landesherrn, einen Gutsbesitzer geschädigt glaubte. Bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts blieb die Neigung zu solcher Gewaltthat im Volke. Wer vor dem Gericht des Verklagten kein Recht finden konnte, oder überhaupt kein Gericht fand, das über seine Klage urtheilte, der warb, wenn er ein entschlossener Mann war, Genossen und suchte durch Schädigung der Gegenpartei Ersatz und Rache. Durch einen Fehdebrief mußte der Frieden abgesagt werden, ein solcher Brief mußte dem Be-

fehdeten sicher unter die Augen gebracht werden. Man nahm es freilich auch damit nicht zu genau, oder richtete sich doch nach dem Stand des Befehdeten. Waren der Ankündiger und der Gegner von stattlichem Wohlstand, so trug ein reitender Edelknabe, in die Farben des Absagenden gekleidet, von einem Trompeter begleitet, den offenen Fehdebrief auf hohem Rosse in die Kluppe, das heißt in ein Sperrholz, eingezwickt. Die Courtoisie verlangte, einen solchen Boten anständig zu behandeln, mit freiem Geleit wieder zu entlassen, ihm eine Verehrung zu geben. Da auch die Kriegszüge noch den Charakter der Fehden hatten, so ließ es sich der einzelne Junker, welcher mit seinen Knechten einen Heereszug mitmachte, in der Regel nicht nehmen, auch seinen besondern Absagebrief zu schicken. Als der schwäbische Bund gegen Herzog Ulrich rüstete, kam ein Haufe von Absagebriefen in der erwähnten Weise nach Stuttgart getrabt. Auch die Stadt Nürnberg war zuweilen, wenn der Landadel der Nachbarschaft sich gegen sie zusammenballte, in der Lage, diese Aufkündigungen nach Hunderten zu zählen. Aber den Städtern gönnte der fehdelustige Junker nicht immer einen seiner Buben als Ueberbringer, er begnügte sich, sein Absageschreiben an das Stadtthor oder an auffallende Punkte vor der Mauer, an das Siechenhaus, die Grenzsäule, ein Heiligenbild, bei Nacht und Nebel zu heften. Solche Fehdebriefe erließ sogar der Straßenräuber und Mordbrenner, — unsere Brandbriefe sind die letzte Erinnerung an den alten Brauch; wer keinen Namen darunter zu setzen hatte, der fügte wenigstens Buchstaben oder seinen Zinken, das Handzeichen der Gauner, dazu. War die Fehde in den herkömmlichen Formen durch einen Fehdebrief offen angekündigt, so galt sie in der Empfindung des Volkes noch lange für ein männliches Unternehmen, nachdem der Landfrieden, das Reichskammergericht und die Polizei der einzelnen Landesherren diesem mittelalterlichen Brauch den Krieg erklärt hatten. Und wenn die Junker in Franken, Schwaben und am Oberrhein kein anderer Vor-

wurf getroffen hätte, als dieser Neigung zu oft und zu gern nachzugeben, so würde ihre Sache vor dem Tribunal der Geschichte weit besser stehen.

Aber größer wird das Unrecht deshalb, weil sich in dem niedern Adel ein besonderer Raubsinn und ein Bedürfniß nach den abenteuerlichen Unternehmungen, deren Ziel die Aneignung fremden Eigenthums war, entwickelt hatte. Man darf wohl sagen, daß solche Abenteuer, Lauern auf Beute, Ueberfälle reicher Transporte, Raufen an der Landstraße um Kaufmannsgüter, Fangen begüterter Fremden und Erpressen die Poesie des Standes geworden waren; wie leidenschaftliche Spieler freuten sich die Besseren weniger der Habe selbst, als der Aufregung beim Gewinn. Allerdings mußten bei solcher lockenden Arbeit gewisse Formen beobachtet werden, wodurch sich der gewissenhafte Reiter von dem Strolch unterschied. Bevor die Fehde angesagt wurde, mußte auch ein Grund dazu gefunden werden. Aber der schalste Vorwand war nur zu häufig Grund genug, selbst die Aufkündigung und die drei Tage oder 24 Stunden, welche zwischen Ankündigung der Fehde und ihrem Beginn verlaufen sollten, wurden im Eifer vernachlässigt, und der Unterschied zwischen dem redlichen Reitersmann, der nur gegen seine erklärten Feinde und die Feinde seiner Freunde ausritt, und zwischen dem berüchtigten Räuber, der alles Werthvolle, das ihm in den Weg kam, niederwarf, war zuweilen schwer zu erkennen.

Aber nicht nur die Freude an der Aufregung und der Beute waren übermächtig, vielleicht noch stärker arbeitete der Haß und die hochmüthige Verachtung, mit welcher der Reiter auf die Erwerbenden der Nation, zumal auf die Städter, hinsah. Und derselbe Idealismus des Reiterhandwerks verband große Landesherren mit dem niedern Adel, den Junker mit dem fahrenden Reisigen, der zuweilen nichts Anderes war, als ein lungernder Räuber. Uns ist in das Reiterleben am Ende des Mittelalters reichlicher Einblick vergönnt. Die Chroniken

der größern und kleinern Städte sind voll von Berichten über Fehden und ihren Verlauf, die Rathsprotokolle und hier und da ein Scharfrichterverzeichniß enthalten Hunderte von Namen deutscher Junker und ihrer Spießgesellen, welche zuletzt dem Gericht der erbitterten Bürger verfielen und „gerechtfertigt“ wurden. Am tiefsten vielleicht führen die Volkslieder jener Zeit in die Stimmungen ein, und besser als aus historischen Aufzeichnungen erkennen wir aus ihnen, wie gesetzlos die gemüthlichen Neigungen des „Reiterordens“ und wie grimmig der Haß des Bürgers und Bauern gegen ihre Fahrten war.

Der Reiter ersucht in seinem Liede den Sanct Görg, sein Rottmeister zu sein, und dem Adel bei Sturm und Wetter im Holz zu helfen, daß er die Bauern jage und fange, die Kaufleute mit Brennen und Raub aus ihrem Fuchspelz schäle, denn oft fehle dem Reiter Futter, Mahlzeit und Pfennige, der Kaufmann sei ihm Alles, sein Wildpret, dem er im Wald und auf der Heide auflaure, sein Singvogel, den er von seiner Waldhütte aus mit Hilfe des Kauz im Netz fange, damit er ihm in der Ringmauer seines Hauses singe, sein Fisch, der ihm in die Reusen gehe. Und der Städter singt dagegen den Kaiser Maximilian um Hilfe an, und wünscht in seinen Versen, die voll starker Beschwerden sind, dem Adel und seinen Knechten Gefängniß, Galgen und Rad.

Unter so hochgespannten Gegensätzen wuchs auch Götz von Berlichingen herauf in allen Vorurtheilen des Reiterordens. Ungewöhnlich war seine Rührigkeit, Verwegenheit und Ausdauer, und die Hartnäckigkeit, mit welcher er auf Allem stand, was er für sein Recht und die Freude seines Standes hielt. Diese Eigenschaften machten ihn zu einem angesehenen Mann unter seines Gleichen, zu einem gefürchteten und vielgehaßten Gegner. Sie schützten ihn nicht vor Streichen, bei denen ein weites Reitergewissen nöthig war. Er wurde ein gesuchter Bundesgenosse bei jeder Fehde, er wurde ein Schrecken der Bürger im ganzen westlichen Deutschland. Aber

offenbar auch eine der poetischen Volksfiguren, welche neben der Furcht und dem Haß eine widerwillige Bewunderung einflößten. Seine Reiterstreiche wurden in der Dorfhütte wie in den Kaufhallen von Nürnberg und Augsburg mit leidenschaftlichem Antheil gehört. Und die besseren Seiten seines Wesens, treues Worthalten, Zuverlässigkeit, Gutherzigkeit und billiger Sinn wurden sicher auch von seinen Feinden gerühmt, wie das Volk bei schlechteren Gesellen, welche ihm die Phantasie füllen, zu thun pflegt.

Dieses wilde Abenteurerleben erreichte seinen Höhenpunkt in der großen Nürnberger Fehde, in welcher Götz mit Uebermuth und einer Dreistigkeit, welche in offenbarem Mißverhältniß zu seinen Kräften stand, den Kampf gegen die neuen Gewalten der Zeit begann. Nur mit schwerem Verlust vermochte er sich herauszuziehen.

Zwar rettete er sich durch seine Gönner nach einiger Einbuße. Aber die Fehde wurde ihm doch verhängnißvoll; die allgemeine Aufmerksamkeit war auf ihn gelenkt, seine Tollkühnheit, seine Reiterkünste wurden allgemein besprochen. Er schien eine wichtige Person, deren Genossenschaft zu werben bei jedem wilden Werk nützlich sein mochte. Seitdem wurde er stärker in die größeren politischen Conflicte hineingezogen. Für diese Kämpfe aber war sein Wesen nicht gemacht. Denn wie die Waldfahrten der Reiter keine gute Vorschule für größeren Soldatendienst waren — weder Sickingen noch Götz haben kriegerische Talente erwiesen, und Frondsberg wurde zum Feldherrn, weil er den Reiterbrauch ganz verließ — so waren sie auch sehr wenig gemacht, ein politisches Urtheil und Einsicht in die großen Geschäfte zu gewähren. Im Kampf des Schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich, wie im Bauernkriege wurde Götz ein Opfer, nicht ein Führer. Und weil er ehrlicher und stierköpfiger, treuer und rathloser als seine Genossen war, traf ihn das Verhängniß ärger und vernichtender als Andere. Um sein Leben zu retten, sein Schloß,

Weib und Kind, ließ er sich bewegen, Führer der Bauern zu werden; er hielt mit buchstäblicher Ehrlichkeit unter ihnen aus, in der That ein gebrochner, schwer bekümmerter Mann und ihr Gefangener. Es war ihm schrecklich, als der Abt von Amorbach ihm in der Todesangst zwei silberne Becher schenkte, grade wie dem Metzler und den andern Mordbrennern, aber er hatte nicht den Muth, das Geschenk zurückzustoßen. Und seine Hausfrau verschmähte nicht ganz, geraubtes Silbergeschirr von den Bauern aufzukaufen.

Seitdem ist er ein besonders deutliches Beispiel, wie die große Veränderung in der Bildung, welche mit der Reformationszeit eintrat, auch Leben und Charakter des deutschen Landadels umwandelte. Grade daß er kein Mann von besonders hochfliegendem Geist oder von großem Talent war, macht die Umwandlung, welche er erfuhr, besonders lehrreich. Er wurde durch die neue Fürstengewalt, den Landfrieden und das Reichskammergericht gebändigt und eingeengt, er wurde Protestant, er wurde endlich sogar Schriftsteller, und er, der alte Gegner der Städte, widmete seine Lebensbeschreibung in seinen alten Tagen zwei Stadtbürgern grade der Gemeinde, mit welcher er in seiner wilden Reiterzeit in heftigem Conflict gewesen war. Einst hatte er es bei einem Ritt für ein gutes Omen gehalten, daß die Wölfe in eine Schafheerde fielen und ein Schaf im Maule davontrugen, denn er selbst führte das Bild des Wolfes mit einem Schaf im Rachen als Helmschmuck. Als dem alten Wolf das Gebiß ausgebrochen war, und er gegen Handgelöbniß auf seiner Veste saß, im engen Gewahrsam, da begann er selbst um seine Rinder und Schafe zu sorgen, er war thatsächlich bereits ein moderner Gutsbesitzer geworden, der den Ertrag seiner Aecker steigerte und die Gesellschaft kluger und unterrichteter Leute suchte. Aber auf den Abenteuern seiner Reiterzeit lag ihm noch ein verklärender Schein, und wir dürfen annehmen, daß er einem jüngern Geschlecht, das unter ganz veränderten Culturverhältnissen heran-

wuchs, gern von seinen nächtlichen Ritten erzählte, und wie wacker und unbändig er sich mit aller Welt gerauft hatte.

Und wie er selbst, so sahen seine Standesgenossen bis in das nächste Jahrhundert herein ihr ganzes Leben in zweifachem Lichte. Sie waren in Wirklichkeit sämmtlich auf dem Wege Gutsbesitzer zu werden. Was sie durch Beute und Reiterzüge etwa noch einmal erwerben konnten, war weniger, als was sie dabei auf das Spiel setzten. Sie standen bereits als Grundeigenthümer in sehr modernen Fehden, in Processen um Mein und Dein beim Kammergericht oder vor den Gerichten ihres Landesherrn, sie fanden in ihren Gemeinden bereits eine Autorität, welche sie in ganz anderer Weise zu berücksichtigen hatten, als im Anfange des Jahrhunderts. Denn an die Stelle der armen und rohen Dorfpfaffen waren bei jeder Partei der Kirche Geistliche getreten, welche höhere Bildung besaßen und größere Ansprüche machten. Auch die Junker hatten zu besorgen, daß der Geistliche ihnen in das Gewissen sprach und auffallende Verstöße ihres Lebens an heiliger Stätte vor den Ohren ihrer Bauern verurtheilte. Ja unter ihren Bauern waren solche nicht mehr selten, welche lasen und schrieben, einen kleinen geistlichen Tractat studirten und über den Glauben ihres Herrn ernsthafte Betrachtungen anstellten. Die Edelleute selbst waren durch die große Aufregung der Reformationszeit gezwungen worden, weit andere Nachrichten mit Interesse zu hören, als die, daß ein Sammtballen von Nürnberg oder Pfeffersäcke von Augsburg unterwegs seien, sie selbst hatten leidenschaftlich Partei genommen für und gegen Luther, für und gegen die Nonnen, für und gegen den Kaiser, sie hatten sich um die Lehre vom Abendmahle gekümmert, und waren ernstlich bemüht, jüngere Söhne am Hofe eines Landesherrn in etwas Latein oder Französisch unterrichten, vielleicht sogar studiren zu lassen. So wenig ausführlich Götz von Berlichingen den letzten Theil seines Lebens beschreibt, so ist doch sehr deutlich zu erkennen, wie vollständig er diese Wandelungen durchgemacht hat.

Nicht der jugendliche Reiter Götz ist es, der uns den größten menschlichen Antheil einflößt, sondern der alte bedächtige Mann, der sich noch im Winter des Jahres 1562 über die Handschrift beugt, in welcher er seinem lieben Freunde Feyerabend, dem Bürger von Heilbronn, einem Sippen des großen Buchhändlergeschlechts, von seiner ungebändigten Jugend berichtet.

Reiterleben in der Verwandtschaft Ulrichs von Hutten.

Fehde Mangolds von Eberstein zum Brandenstein gegen die Reichsstadt Nürnberg 1516—1522, von Louis Ferdinand Freiherrn von Eberstein. Nordhausen 1868

(Grenzboten 1868, Nr. 18.)

Das Büchlein ist im Wesentlichen ein Abdruck von Protocollen und Briefen aus dem Nürnberger Archiv, der Herausgeber, welchem wir bereits eine documentarische Geschichte seiner Familie (in 3 Bänden, Nordhausen 1862) verdanken, hat durch diese neue Mittheilung ungedruckter Urkunden unsere Kenntniß des alten Reiterlebens wesentlich gefördert.

Denn diese Fehde ist sehr lehrreich, nicht nur für das wilde Treiben des Burgadels von Franken und der Buchenau, sie lehrt auch Denkart und Bildung des Kreises kennen, aus welchem Ulrich von Hutten heraufkam. Der Unternehmer der Fehde, Mangold von Eberstein, war der Bruder von Huttens Mutter Ottilie, die Hutten von Steckelberg waren seine Partner und gaben ihm in der Stunde der Noth Unterschlupf, die Fehde wurde dadurch unterbrochen, daß Mangold durch seine Verwandtschaft mit den Hutten in die letzte Fehde Sickingens verflochten und bei der Belagerung von St. Wendel durch einen Schuß getödtet ward. Es sei darum hier kurz der Verlauf dieser Geschichte berichtet.

In Nürnberg hatte Leonhard Oedheimer, Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, die Tochter eines Gerichtsschreibers,

Agathe Kramer, geheirathet, und bei seinem Tode 1503 mit einer Tochter Helena in zerrütteten Vermögensverhältnissen hinterlassen. Die Wittwe, durch Gläubiger und Processe gedrängt, zog sich, ohne aus dem Nürnberger Bürgerrecht zu treten, auf ein kleines Dorfgut zu Farrnbach zurück, das ihr Schwiegervater einst besessen und für ca. 800 Fl. an eine Nürnberger Familie verkauft hatte. In diesem Gute hauste die Oedheimerin und processirte an die zehn Jahre darüber mit den Erben des Käufers, bis endlich einer derselben sie 1516 mit Gewalt austrieb.

Jetzt wurde die alte Frau Gegenstand einer Reiterspeculation. Mangold von Eberstein, der auf dem Brandenstein bei der Stadt Schlüchtern saß, verband sich mit den Hutten vom benachbarten Steckelberg, mit den Rosenberg, von der Tann, Schaumberg, Fuchs, Thüngen u. a. zu einem Fehdegeschäft. Er nahm die Wittwe mit ihrer Tochter in seine Burg auf, erklärte sie für seine zugewandte Unterthanin und sandte durch seinen Knaben, einen Bruder Ulrichs von Hutten, eine — nicht unterschriebene — Forderung an den Rath von Nürnberg, der Oedheimerin die auf einem Zettel bezeichneten Forderungen derselben zu befriedigen, widrigenfalls Weiteres erfolgen werde. Der laconische Zettel enthält folgende Posten: Forderungen an Nürnberger Bürger von 850, 500, 56 Gulden von 36 Mark; dann von Herausgabe einer Verschreibung über 1000 Gulden Silbergeschirr. Darauf Entschädigungsanspruch für die Gewaltthat zu Farrnbach 12,000 Gulden, endlich dafür, daß die Wittwe durch Nürnberger in die Fremde gejagt und von häuslichen Ehren vertrieben sei, 8000 Gulden.

Der Rath war höchlich erstaunt. Erstens war die Oedheimerin eine Nürnberger Bürgerin, die ihr Verhältniß zur Stadt gar nicht aufgekündigt hatte, und dann hatte sie an die Stadt selbst gar keine Forderungen, nur Processe mit einzelnen Bürgern gehabt. Das schrieb der Rath mit höflicher Abweisung an Mangold, nachdem er dessen Namen ermittelt

hatte. Darauf ruhte die Sache drei Jahre. Endlich 1519 sandten Agatha und Helena Oedheimerin der Stadt einen Fehdebrief, den sie zu Würzburg einem Nürnberger zur Beförderung einhändigten. Sofort rührten sich die Junker um Würzburg und in der Buchenau. Sie waren weit genug von Nürnberg entfernt, um vor schnellem Auszuge gesichert zu sein, und wußten, wie lästig und schwierig der Stadt war, ein Belagerungsheer durch fremde Territorien an ihre Burgen zu senden. Ihnen aber kamen die Nürnberger auf allen Geschäftsreisen nach Frankfurt und dem Rhein mit den Waarenballen in angenehme Nähe. Und jetzt begann das Auflauern und Ausrauben im Waldversteck. Wer für einen Nürnberger galt, wurde gefangen, seine Waaren genommen, er selbst auf Schleichwegen nach dem Brandenstein oder einer andern Burg, welche im Geschäft war, geführt und dort gefangen gehalten, in Stock und an Ketten gelegt, ja durch Torturen gequält, bis er die hohe Schatzung entrichtete von 600, 2000, 6000 Gulden. Von kleinen Leuten nahm man wenigstens die Börse und ließ sie laufen.

Der Stadt wurde dadurch wesentlicher Schaden zugefügt, sie verklagte den Landfriedensbrecher Mangold vor Kaiser und Reich, er wurde endlich 1522 in die Reichsacht gethan und Graf Georg von Werthheim mit der Execution beauftragt. Als Graf Werthheim vor den Brandenstein zog, entwich Mangold mit seinen Gesellen und Gefangenen zu den Hutten auf den Steckelberg, von da zog er dem Sickingen zu und fand dort seinen Tod. Helene Oedheimerin fand in Georg Dietz einen Mann, wie die Nürnberger behaupteten, nur deshalb, weil dieser Lust hatte, das Fehdegeschäft fortzusetzen. Erst nachdem die Wittwe Agathe 1529 gestorben war, wurde die Sache zwischen Dietz und einigen Nürnbergern durch Vergleich geendet.

Um zu zeigen, wie bei solcher Fehde kleine Leute, bei denen wenig zu gewinnen war, behandelt wurden, werden hier einige Sätze aus einem Nürnberger Protocoll mitgetheilt.

„Andreas Koler, Ringmacher, Bürger zu Nürnberg, gesessen in der Grasergasse, sagt bei seinem bürgerlichen Eid folgendes aus: Am Freitag früh (21. September 1520) bin ich mit Hans Schwenttendorffer und Hans Richter, beide Messerschmiede und Bürger zu Nürnberg, von Lengenfeld ausgegangen und gen Remlingen gekommen. Daselbst haben wir einen Bauern und Karren bestellt, uns alle drei den Steig nach Würzburg hinaufzufahren. Und als wir auf dem Karren ungefähr ½ Meile von Remlingen über eine Wiese gefahren waren, und eine kleine Anhöhe gen Würzburg hinauf, so spricht der Bauer, der uns fährt, zu uns: „es reiten Reiter daher." Da sahen wir uns um und sprachen zu einander: wer mögen die sein? Unterdeß ritten die Reiter auf uns zu. Es waren vier, nämlich einer, der sich als Edelmann auswies, aber sich nicht nannte, (es war ein Thüngen), hatte ein schwarzbraunes Pferd mit langem Schwanz, einen camelotnen Reitrock bis über die Knie, eine Kappe über der Nase, einen grauen zerschnittenen Hut mit gekräuselten Federn, Winde und Armbrust und ein zweischneidig Schwert. Dann ein Knecht auf einem schwarzen Stutzschwanz, gekleidet wie der Edelmann, auch mit Armbrust, Pfeil und Winde und Schwert, hatte die Kappe vor der Nase und war eine schlanke Person. Ferner ein Knecht mit einem lichten Camelotrock, hatte auch Hut und Kappe vor der Nase, Winde und Armbrust und Schwert und einen weißen Schimmel, Stutzschwanz; dann ein Knabe, ein starker Junge auf einem schwarzbraunen Pferde und gekleidet wie der Edelmann, führte am Sattel einen Dusseck und die Holftern von den Armbrüsten. Da sagte der Bauer, der uns fuhr: „wahrlich, die Reiter haben die Nacht gewartet, steigt vom Karren herab."

Da waren die vier Reiter mit ihren gespannten Armbrüsten heran und sagten: „wer seid ihr?" Da sagten wir: „aus Nürnberg und kommen von Frankfurt," da sagte der Edelmann: „ihr seid die Rechten, gebt euch gefangen". Da

antworteten wir: „ach lieber Junker, wessen wollt ihr uns zeihen, wir sind gute arme Handwerksleute." Da sagte der Edelmann: „Kurzum, rührt mich an, ihr müßt gefangen sein." So rührten wir ihn an und gaben uns gefangen. Ebenso mußte der Bauer auch anrühren und unbelohnt wegfahren und versprechen, in zwei Tagen nichts davon zu sagen. Da sagte der Edelmann zu einem Knecht: „steig ab und bind sie zusammen." Da stieg der Knecht ab und band uns alle drei zusammen mit einem Halfter, einen Jeden mit einer Hand. Darauf ritten zwei vor und zwei nach und wir mußten gebunden mitlaufen zwischen den Pferden über die Felder und durch Holz, ungefähr 1 ½ Meile und brachten uns so gebunden wieder in ein kleines Föhrenwäldlein, dort hielten sie still, stiegen alle drei ab und hießen uns drei Gebundene niedersitzen, und der Edelmann fing an: „jetzt gebt her was ihr habt, denn wer das nicht thut, dessen Sache wird nicht recht stehen, wenn wir etwas darüber bei ihm finden. Darum gebt von euch was ihr habt." Darauf warf Schwenttendorffer ein klein Säcklein mit Geld zu seinem Watschker und sagte: „Liebe Herrn, ich hab fürwahr nit mehr; ich will mich gern untersuchen lassen." Und sie sagten zum Hans Richter: „zeuch deinen Rock ab," sie breiteten den auf und der Richter gürtete seinen Watschker auch ab. Und sie nahmen auch mir den Watschker, darin war bei 1 ½ Gulden an Münze. Das schütteten sie alles auf des Richters Rock und klaubten das Geld aus einander und nach meinem Befinden ist des Geldes auf 10 oder 12 Gulden gewesen. Sie fanden darunter ein Goldstück, das dem Schwenttendorffer gehört hatte. Da fragte der Edelmann: „was gilt der Gulden?" Da sagte Schwenttendorffer: „12 Pfd." So theilten sie das Geld in Theile. Unterdeß kam der Bub heran geritten, dem gaben sie auch etliche Pfennige davon."

So weit die Aussage des Koler. Er hatte das Glück, in der Nacht auf dem Transport seine Bande zu lösen und nach Nürnberg zu entkommen.

Das war der Boden, aus welchem das Talent und der politische Feuereifer Ulrichs von Hutten erblühte. Wenn auch er, wie ihm seine Gegner nachsagten, Mönchen die Ohren abschnitt und in der letzten Nothzeit durch gewaltsame Reitererpressungen Geld suchte, so folgte er darin nur den Gewohnheiten seiner ganzen Verwandtschaft. Aber daß sich neben diesem wüsten Wesen, welches ihm unvertilgbar im Fleisch lag, doch so mächtig Begeisterung und Hingabe an die höchsten Ideale der damaligen Menschheit entwickeln konnten, das wird seinem Andenken immer Bewunderung und zärtliches Mitleid erhalten.

Der dreißigjährige Krieg.

Eine Sammlung von historischen Gedichten und Prosadarstellungen von Julius Opel und Adolf Cohn. Halle, 1862.

(Grenzboten 1862, Nr. 17.)

Die Kenntniß der Culturzustände Deutschlands während des großen Krieges hat in den letzten Jahren mehre werthvolle Bereicherungen erfahren. Es sei hier z. B. an die Monographien Helbig's und seine Beiträge in Sybel's historischer Zeitschrift erinnert, gediegene kleine Abhandlungen, welche zeigen, wie sehr man noch durch gewissenhafte Benutzung auch der deutschen Archive die Geschichtschreibung der letzten Jahrhunderte fördern kann. Auch das vorliegende Werk ist eine dankenswerthe, sorgfältige und liebevolle Arbeit zweier jungen Gelehrten.

Noch ist die Kenntniß jener Zeit weit unvollständiger, als unser Selbstgefühl gern zugeben möchte. Nicht nur für die politische Geschichte, vielleicht noch mehr für die eigenthümlichen Bildungsverhältnisse, welche in dem Kriege entstanden, entbehren wir nöthiges Detail. Es ist bekannt und öfter beklagt, daß uns sogar noch eine Statistik der Verluste fehlt, welche durch den Krieg der Menschenzahl und dem Wohlstande

Deutschlands zugefügt wurden. Wenn der Geschichtschreiber sich mit Erstaunen genötigt sieht, nach einer nähern Prüfung der statistischen Notizen aus den einzelnen Landschaften diesen Verlust auf weit mehr als die Hälfte der damaligen Volkskraft, ja in den meisten Gegenden auf drei Viertheile derselben anzuschlagen, so genügt eine solche Erkenntniß der Summen noch keineswegs, uns die gesellschaftlichen Zustände jener Zeit verständlich zu machen.

Sollte jetzt die Pest oder ein ungeheures Naturereigniß einer einzelnen Stadt in civilisirtem Lande drei Viertheile ihrer Einwohner nehmen, so würde ein solcher Verlust nach einigen Wochen großen Elendes sofort durch den Ueberschuß an Menschenkraft ergänzt, welchen die Nachbarschaft abzugeben vermöchte. Könnte eine einzelne Landschaft durch ähnliches Unglück ebenso sehr verwüstet werden, so würden die Ueberreste ihrer Bevölkerung vielleicht durch einige Monate in socialer und moralischer Auflösung leben müssen, aber die benachbarten Landschaften würden sich zu ihrer eigenen Sicherheit beeilen, von dem verödeten Gebiet Besitz zu nehmen, und eine massenhafte Einwanderung könnte nach wenigen Jahrzehnten den Verlust ersetzen. Wenn aber eine große Nation in blutigem Kriegsgetümmel bis auf ein Drittel, ja bis auf ein Viertel ihres frühern Bestandes herabsinkt, so erscheint wohl unerklärlich, daß sie als Nation eine Selbstständigkeit zu bewahren vermochte, daß der Zerstörungsproceß überhaupt noch durch geistige Gewalten gebändigt werden konnte, daß er nicht alle Bande zerriß, jede Zucht und Gesetzlichkeit aufhob, und daß er dem späten Frieden noch lebensfähige Zustände, Gemeinden und Staaten zurückließ. Und dieses Bedenken wird noch bei Betrachtung einzelner Erscheinungen des dreißigjährigen Krieges gesteigert. Dicht neben der Zerstörung erkennen wir nicht selten ein friedliches Hängen am Tage, ein Fortleben fast in alter Weise, nicht nur bei Fürsten, auch bei Privatleuten. Die Tafel der Wohlhabenden ist fast reicher besetzt als früher, wer

die Mittel hat, schätzt eine elegante Kleidung höher als sonst, schneller wechseln die Moden, neue Gegenstände des Luxus, neue Seidenstoffe, die Spitzen und Goldstickereien verbreiten sich, die Haartracht wird gerade bei diesem Geschlecht im Küraß und Kriegshut künstlicher, das Tabakrauchen wird allgemein, freilich auch der Genuß des Branntweins; feine Weine werden häufiger begehrt, sie dringen auch in die gesellschaftlichen Zusammenkünfte der Stadtbürger. Ja, auch würdigere Bestrebungen hören nicht auf. Privatleute, wilde Kriegsherren und Fürsten erscheinen als eifrige Sammler von Kunstwerken, Gemälden, Münzen, von seltenen Kostbarkeiten, schön ausgelegter Holzarbeit. Große, immerhin kostspielige Werke erscheinen im deutschen Buchhandel, die zierlichen Kupferstiche und Sammelwerke des ältern Merian finden Bewunderer und Käufer, eine neue kunstvolle Dichtkunst wächst in dem Kriege herauf, die gelehrte Beschäftigung mit deutscher Sprache beginnt, Poesie und schöne Wissenschaften werden mit vaterländischem Sinn in großen Gesellschaften gepflegt. Ja, sogar einzelne Producte der Fabrikthätigkeit werden in dieser Zeit besser, z. B. das Papier. Es befremdet, gerade nach der schrecklichen Zeit des Krieges, in seinem letzten Decennium bei Staatsschriften, zuweilen auch bei kleinen Büchern, besseres Papier zu finden, als die zahllosen Staatsschriften der kaiserlichen und böhmischen Partei im Anfange des Krieges gezeigt haben.

Sieht man freilich näher zu, so schwindet in der Regel der Widerspruch, und hinter dem scheinbaren Gedeihen einzelner Lebensäußerungen des Volkes wird vielleicht grade der tiefste Verfall sichtbar. Es sei gestattet, das Druckpapier als ein solches Beispiel anzuführen. Lange nach Erfindung des Bücherdrucks war ein festes, starkes Papier von grober faseriger Textur allgemein gewesen. Die selbstgesponnene Leinwand der Bauer- und Bürgerwäsche hatte den Stoff geliefert, und das Material hatte für die Bedürfnisse der Druckerpressen aus-

gereicht. Als die theologische und populäre Litteratur nach dem ersten Jahrzehnt der Reformation massenhaft anschwoll und zahllose kleine Druckerstätten mit geringen Mitteln im Volke arbeiteten, reichten die Lumpen der Deutschen nicht mehr aus, das Papier wurde theurer und sehr schlecht. Auf solchem groben dünnen Stoff wurde noch die Kaiserwahl Ferdinands II. dem unwilligen Volke verkündet und die böhmische Canzlei wiederholt gedruckt. Aber im Lauf des Krieges schrumpfte die Tageslitteratur zusammen, die Auflagen der Werke wurden kleiner, viele Druckstätten waren zerstört, die Setzer zerstreut, die Preßbengel lagen unter Kalkbrocken und zerschlagenem Fensterglas. Der Bedarf an Lumpen wurde geringer, das Material war wieder in Massen zu haben. So erzählt selbst das gute Papier, in welchem ein Theil der Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück gedruckt worden sind, von der Armseligkeit des Volkes.

Auch das Imponirende anderer Erscheinungen, in denen wir einen Fortschritt begrüßen möchten, wandelt sich bei näherer Betrachtung in der Regel zu einem Symptom des Verfalls. Leicht setzt das Behagen in Erstaunen, womit der wackere Johann Valentin Andreä inmitten des ungeheuren Kampfes sich mit bescheidenen Mitteln seine kleine Kammer von Kunstsachen und Curiositäten anlegte. Und wenn wir die Freude beobachten, womit er von den Geschenken spricht, welche ihm seine Gönner hineingestiftet haben, von einer schön ausgelegten Laute, einem hübschen Ringe, so sind wir auf Augenblicke in einen Kreis friedlicher Interessen versetzt, welcher uns unglaublich macht, daß der Krieg so furchtbar in das Leben jedes Einzelnen eingeschnitten habe. Zuletzt freilich ist auch diesem treuen Theologen seine Sammlung durch die Kriegsfurie zum Theil verbrannt und geraubt worden. Und die ganze Neigung der Zeit, Kostbares zu sammeln, ist in der Regel eine Folge des zerstörenden Krieges. Ueberall war Werthvolles, alter Familienschmuck, Kirchengeräth, schöne Becher, seltene Spar-

pfennige leicht und billig zu haben. Plünderung und Raub, Wucher und Noth machten das Angebot nur zu häufig. Kein Wunder, daß die Sammelfreude in Solche kam, welche noch in verhältnißmäßig geschützter Lage lebten, in Gelehrte, Gutsherren, Obersten und Landesfürsten.

Es ist wahr, die Genußsucht wurde nach allen Richtungen größer, aber neue Moden und Luxusbedürfnisse verbreiteten sich auch deshalb schnell über das Land, weil die Menschen durcheinander geworfen wurden, wie nie zuvor, weil Fremde von jeder Nation Europa's durch das Land fuhren, und weil die Kriegsvögel sehr geneigt waren, in ausschweifendem Schmuck und kostbaren Orgien die geraubten Schätze zu vergeuden. Grade der zunehmende Luxus galt schon den Zeitgenossen für ein Symptom des Verfalls, jetzt mit größerem Recht, als im 16. Jahrhundert.

Andere eigenthümliche Erscheinungen, welche der Krieg hervorbrachte, sind wieder aus dem Umstand zu erklären, daß der große Verderb sich allmälig vollzog, daß er den dritten Theil eines Jahrhunderts, eine ganze Generation lebender Menschen umfaßte, und daß er nicht in dem letzten Jahre des Krieges seine größte Höhe erreichte, sondern etwa sieben Jahre vorher, so daß die Zustände der Landschaften bei Verkündigung des westphälischen Friedens nicht mehr genau die tiefste Niederlage der Volkskraft bezeichnen. Zumal diese Thatsache hat, so scheint es, den Geschichtschreibern zuweilen das Urtheil über die Cultureinwirkungen des Krieges getrübt. Sie fanden im Jahre 1649 in mehren Landschaften bereits die ersten schwachen Anfänge einer besseren Zeit, in den größern Städten eine regelmäßige Arbeit und Verwaltung, kein neues Aufblühen, aber doch ein geordnetes Vegetiren in den alten Gewohnheiten, und sie wurden geneigt, anzunehmen, daß die Verwüstung doch nicht so groß gewesen sei, als die verzweifelte Klage einzelner Zeitgenossen behauptete.

Und ferner, das Allmälige der Verwüstung nahm auch den

Klagen des lebenden Geschlechtes einen Theil der Gewalt und Größe, welche wir erwarten. Nur wenige der Männer, welche nach dem Jahre 1649 als lebende Zeugen von dem Kriege berichteten, hatten ein lebhaftes Bild von den socialen Zuständen vor 1618 bewahrt. Ein Mann mußte fast 60 Jahre alt sein, wenn er bereits in voller Kraft und fester bürgerlicher Stellung gewesen war, als das Unglück über Deutschland hereinbrach. Kaum einer scheint sich das Bild des frühern Wohlstandes unversehrt und mit reichlichem Detail bewahrt zu haben. Und das wird begreiflich, wenn man erwägt, daß die Verwüstungen der dreißig Jahre sich kaum Einem so geordnet und systematisch, wie jetzt uns, als eine Folge der Kriegsnoth darstellten. In manchen Landschaften war die Zerstörung durch die Heere selbst erst kurz vor 1630, in einzelnen noch später fühlbar geworden. Die Geldnoth um 1621, die Verwilderung der Sitten seit 1625, sogar die verheerenden Krankheiten, Theuerung und Hungersnoth erschienen den Einzelnen nicht immer als directe Folge des Krieges. Sie selbst waren allmälig mit ihren Gemeindewesen eingeschrumpft, sie waren härter und gleichgiltiger; was im Jahre 1618 schrecklich und unerhört erschien, war ihnen so zur Gewohnheit geworden, daß sie in ihren Berichten nur wenige Worte darüber verlieren. Niedergebrannte Dörfer, verhungernde Menschen, Räuber in den Wäldern und in den zerstörten Hütten der Bauern waren so häufig, daß nur gelegentliche Erwähnung uns von der Größe dieses Unheils Kenntniß gibt. Zwar fehlt es durchaus nicht an Schilderungen über die Leiden des Krieges, die Theologen ergehen sich vor und nach dem Friedensfest gern in Betrachtungen darüber, ungezählt sind die Aufzeichnungen von Privatleuten über die Drangsale, welche sie selbst und ihre Stadt erduldet. Aber wie beredt die erbaulichen Betrachtungen und wie erschütternd die Schilderungen auch sind, welche sie uns hinterlassen haben, fast immer haben wir zu bedauern, daß sie grade solche Zustände, welche uns höchst auffällig erscheinen,

als bekannt voraussetzen oder mit wenigen Worten abfertigen. Was das fremde Kriegsvolk verdorben hat, Schandthaten der Einzelnen, das wird getreulich aufgezeichnet, für das größere langsame Leiden der Verdienstlosen, Hungernden, Verzweifelnden fehlt die reichliche Schilderung.

Dazu kommt ferner, daß die Zerstörung in jeder Landschaft sich in größeren Pausen vollzog, welche als Zeiten verhältnißmäßiger Ruhe oder geträumter Sicherheit verliefen, daß mehr als einmal Parteisiege, Waffenstillstand, Friedensprojecte und Verträge die Hoffnung auf ein baldiges Ende des Krieges erweckten. Zwar auf dem flachen Lande war seit den großen Seuchen und den mörderischen Feldzügen Banner's das Elend so groß und allgemein geworden, daß eine dumpfe Resignation auch bei den Stärkern, welche in ihrer Landschaft aushielten, die gewöhnliche Stimmung war. Nach dem Prager Frieden werden die Aufzeichnungen der Dorfgeistlichen seltener und spärlicher, und die Verwilderung des Landvolks hat kurz vor dem Jahre 1640 eine Höhe erreicht, welche, soweit wir ein Urtheil darüber haben, das Landleben im mittlern Deutschland fast in Auflösung zeigt. In den größeren Städten aber stand es um die Continuität des gesellschaftlichen Lebens doch besser. Auch dort hatte der Krieg die Zahl der erwerbenden Bürger vielleicht um die Hälfte verringert, die Menge der Flüchtlinge und hungernden Armen ins Bedrohliche vermehrt, aber dem Handwerk und sogar den höhern technischen Fertigkeiten brachte der Krieg zuweilen auch neue Erwerbsquellen, hier und da gesteigerten, wenn auch ungesunden Verdienst. Etwa die Hälfte der Handwerker hatte jetzt für den Krieg zu schaffen. Die Erpressungen, welche Befehlshaber und Verwaltungsbeamte eines siegreichen Heeres übten, die schnelle und flüchtige Anhäufung großer Summen in einer Hand, Unsicherheit des Besitzes und Lebens, dieselben Erscheinungen welche einen rohen Luxus in Essen, Trinken und Kleidung beförderten, kamen dem Arbeiter der Städte jahrelang zu Gute.

Vielleicht wurde eine neue Fabrik silberner und goldener Vorbüren angelegt, mitten unter abgebrannten Dörfern in menschenarmer Landschaft; die Kupferstecher stachen das Brustbild eines fremden Feldherrn vor ein historisches oder geographisches Werk und suchten unter seinem Schutze die Versendung desselben nach solchen Gegenden durchzusetzen, in denen grade die Heere nicht lagen. Wie zähe und dauerhaft der Mensch in den Gewöhnungen eines alten und festgeformten Volkslebens hängt, das ist grade aus Handel und Verkehr arger Zeit deutlich zu ersehen. Es befremdet uns, wenn wir in den Zeitungen jener Jahre lesen, daß der Besuch der Frankfurter Messe fast während des ganzen Krieges fortdauerte, daß in dieser Stadt, welche während des Krieges Nürnberg und Augsburg an Bedeutung übertraf, unaufhörlich bedeutende Summen umgesetzt wurden, und daß der kaufmännische Credit, das Vertrauen und die Ordnung der Geschäfte durch ganz Deutschland nicht aufhörten, wie sehr sie auch beeinträchtigt wurden. Aber der Trieb, zu erwerben, und die Nothwendigkeit, das Leben zu erhalten, diese letzten zwingenden Gewalten bewährten ihre unwiderstehliche Macht, und alle kriegführenden Parteien waren in der Lage, grade diese Thätigkeit civilisirter Menschen am wenigsten entbehren zu können. Leichter als ein anderer, erwarb der Kaufmann für seine Waaren die salva guardia der feindlichen Heere. Fast immer stand es in seiner Gewalt, die Befehlshaber für sich zu gewinnen. Der schwedische General, welcher in seinem Winterquartier die Fichtenwälder der Gegend niedergeschlagen hatte, bedurfte einen unternehmenden Kaufmann, der ihm das Holz abnahm, und wenn er mit der Bezahlung auf ein Hamburger oder Amsterdamer Haus angewiesen war, so lag es auch in seinem höchsten Interesse, daß die Flöße sicher durch das kaiserliche Heer Elbe oder Rhein ab schwammen. Ja der Krieg machte die meisten Kriegsobersten und nicht wenige Landesherrn zu gewandten Geschäftsleuten, welche die Usancen des Handels bis zu einem gewissen Grade respectiren und den

Waarenverkehr begünstigen mußten, wenn sie selbst ihre Revenuen und ihre Beute sicher gewinnen wollten.

Während so auf der einen Seite die conservativen Gewalten des Lebens Vieles bewahrten, was in der ungeheuren Verwüstung nach moderner Empfindung hätte zu Grunde gehen müssen, ist auf der andern Seite die Empfindung des nationalen Unglücks wieder sichtbar, wo wir sie wenig erwarten. An den Höfen wie im Volke.

Gerade da, wo das Gemüth der Einzelnen nach der größten Freiheit rang, im poetischen Schaffen, bei lauter und aufgeregter Geselligkeit drängt sich die Vorstellung von dem Elend und Untergange des Vaterlands mitten in die Verse, in Spiel und Scherz. Dem gelehrten Dichter, welcher sich aus der rohen Umgebung in die feine Welt des Horaz geflüchtet hat, begegnet es, daß plötzlich unter den Gedichten an Sylvia und Phyllis ein düsterer Klageaccord die Reden seiner Schäfer und mythologischen Gestalten unterbricht.

Um 1640 trat die trauernde Germania sogar in die Repräsentation der deutschen Höfe ein. Seit der junge Paris von Werder vor Mitgliedern des Palmenordens seine wirksame Stilübung über das Unglück Deutschlands declamirt hatte, geschah Aehnliches auch an andern Höfen. Im März 1641 führten die kleinen Prinzen und Prinzessinnen in Hessen-Darmstadt mit ihren Lehrern und einigen Hofleuten vor den Eltern ein Schauspiel, „Germanien in Ueppigkeit, im Kriege, in Trauer" auf*). Den lateinischen Reden im Stile Cicero's, welche die Fürstenkinder zu allegorischen Figuren verkleidet declamirten, sind Scenen aus dem deutschen Bauernleben eingeflochten. Eine der letzten ist, wie die Bauern als Bettler im Verhungern sind, und nur durch ein gestohlenes Brod gerettet werden. — Dergleichen wurde zwischen Lachen und Weinen dramatisch dargestellt!

*) Germania luxurians, debellata, lugens. Comoediola. Marburgi 1842.

Deshalb sind sehr viele Verhältnisse, über welche man vergebens in den Geschichtswerken und Chroniken der Zeit Auskunft sucht, aus den poetischen Ueberresten der dreißig Jahre zu erklären. Es ist bekannt, daß das Jahr 1618 in Deutschland noch die breite, behagliche und volksthümliche Weise zu reimen vorfand, welche zur Reformationszeit neben dem historischen Volksliede hergelaufen war, und daß diese Art Poesie in ganz anderer Weise, als die moderne, zum Ausdruck der Volksstimmungen benutzt wurde. Ungeheuer ist die Anzahl der gereimten Flugschriften und der fliegenden Blätter, welche mit einem zuweilen gar nicht schlechten Kupferstich versehen sind und durch Text und Bild einzelne Momente der Zeitgeschichte illustriren. Sie flatterten auch bei der kleinsten Gelegenheit auf und flogen mit großer Schnelligkeit durch das Land, in der ersten Hälfte des Krieges massenhaft gekauft behend nachgedruckt. Jede Parteifarbe, jeder Ton der Empfin-, dung wird in ihnen angeschlagen. Sie sind die populärsten Angriffs- und Vertheidigungswaffen jeder Partei Bösartige Hiebe, feine Satyre, harmlose Neckerei, Zorn, Klage und Siegesfreude schwirren darin durcheinander. Auch das ist bekannt, wie der Krieg allmälig diese Art poetischen Schaffens den Deutschen nahm, die Lust und Kraft wurden schwächer, nur einzeln und dünn klingen zuletzt die Klagestimmen im Volkston; die gespreizte Kunstpoesie der gebildeten Dichter, welche fast allein übrig blieb, entbehrt die Kraft, die bittere Laune und die Unmittelbarkeit des Ausdrucks.

Es war die Aufgabe des oben angezeigten Werkes, solche poetische Klänge aus der Kriegszeit zu sammeln, sofern sie besonders charakteristisch sind oder zur Erklärung irgend eines geschichtlichen Momentes beitragen. Die Sammlung ist nicht die erste ihrer Art; nach den historischen Volksliedern von Wolff, Körner, Soltau und der musterhaften Sammlung von Hildebrand war der dreißigjährige Krieg auch noch durch den Abdruck fliegender Blätter von Scheible und zuletzt durch

Weller's Sammlung von Liedern und Gedichten vertreten. Das vorliegende Werk ist in seiner Anlage größer und reicher, die Auswahl mit besonderer Umsicht getroffen, vieles sehr Seltene, seit dem Kriege nicht wieder Gedruckte ist darin zu finden, sorgfältige Anmerkungen und ein Wortverzeichniß erleichtern den Gebrauch. Die Sammlung enthält sowohl Lieder als Reime, ausnahmsweise auch merkwürdige Prosastücke, unter diesen den dankenswerthen Abdruck der höchst seltenen Flugschrift „Nova novantiqua". Geordnet sind die Mittheilungen nach der Zeitfolge: der böhmische Krieg, die Auflösung der Union, Wallensteins Herrschaft, der Convent zu Leipzig und die Zerstörung Magdeburgs, Gustav Adolf's Siege, die Zeit nach Gustav Adolf, endlich religiöse, politische und sociale Verhältnisse während des Krieges. Eifrig waren die Herausgeber bemüht, die Texte frei von Fehlern wieder zu geben, die Anmerkungen enthalten sehr schätzenswerthe Notizen, über die Veranlassung der Gedichte, über ihre Litteratur und über die Verfasser. Das Ganze rollt dem Leser ein einziges Gemälde der harten Zeit auf, es enthält eine Fülle von echten poetischen Empfindungen, politische Leidenschaft, heißen Zorn, vergebliche Freude, erschütternde Klage. So wird es eine hoch willkommene Ergänzung der historischen Berichte aus jener Zeit.

Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalter.

Von Dr. Georg Ludwig Kriegk. Frankfurt a. M. 1862.

(Grenzboten 1862, Nr. 34.)

Auch für die deutsche Localgeschichte, für die Vergangenheit einzelner Städte und Landschaften steht die Geschichtschreibung gegenwärtig noch in den Anfängen, noch heute gehört eine wissenschaftlich werthvolle Geschichte von Nürnberg,

Frankfurt, Hamburg, Breslau, Danzig oder einer andern großen Stadt zu den größten Seltenheiten. Das scheint unglaublich. Hat nicht fast jedes Jahrhundert einer größern Stadt mehr als einen fleißigen und gelehrten Bürger gefunden, der die Merkwürdigkeiten und Schicksale seiner Gemeinde niederschrieb und dabei die frühern Aufzeichnungen sorglich benutzte? Wenn diese Geschichtschreiber aus früheren Jahrhunderten zuerst in dem einfachen Stil der Chroniken berichtet haben, so fehlten doch seit zweihundert Jahren auch die Gelehrten nicht, welche höhere Ansprüche zu befriedigen strebten und eine systematische und geordnete Geschichtserzählung hinterließen. Und besitzt nicht jede größere Stadt mehr als einen Historiker der Neuzeit, deren Werke zum großen Theil als fleißige Arbeiten wohlbekannt sind? Aber trotz solcher ununterbrochenen Behandlung der vergangenen Zeit ist das oben Gesagte eine Wahrheit. Ja man muß das demüthigende Bekenntniß ablegen, daß wir trotz aller Vorarbeiten in den meisten größeren Städten noch heut überhaupt gar nicht im Stande sind, eine Geschichte ihrer Vergangenheit zu schreiben, welche den letzten Ansprüchen moderner Geschichtschreibung genügte.

Es ist wahr, den größern Städten hat auch in der schlechtesten Zeit das Interesse an der eigenen Commune und ihrer Vergangenheit nicht gefehlt. Aber erst in unserem Jahrhundert ist die wissenschaftliche Kritik der Quellen auf feste Grundsätze zurückgeführt worden, und erst die neueste Zeit hat Interesse und Verständniß für viele neue Seiten des alten Bürgerlebens lebendig gemacht.

Unter den ältesten Geschichtschreibern deutscher Städte sind uns die Chronisten des dreizehnten, vierzehnten und beginnenden funfzehnten Jahrhunderts vom höchsten Werth. Sie berichten Ereignisse und Zustände ihrer Vergangenheit nach schriftlichen und mündlichen Traditionen, deren Genauigkeit wir allerdings sorgfältig zu prüfen haben und in der Regel sehr mangelhaft finden. Sie erzählen aber, was sie selbst er-

lebt haben, in der Regel einfach, klar, oft ausführlich, zuweilen mit einer bewunderungswürdigen Frische und Anschaulichkeit. Da sie Jahr für Jahr zu verzeichnen pflegen, was ihnen bemerkenswerth erschien, so haben sie leicht Fortsetzer gefunden, die Handschriften ihrer Chronik sind öfter abgeschrieben und von verschiedenen Schreibern weiter geführt, sie enthalten demnach zuweilen eine durch mehre Jahrhunderte fortlaufende Erzählung. Wie ungleich der historische Werth dieser Chroniken je nach Bildung, Geschäftskenntniß, Parteistandpunkt des Schreibers und seiner Fortsetzer sein mögen, sie gehören überall, wo sie uns erhalten sind, zu den Quellen ersten Ranges für die Geschichte ihres Ortes. Aber die meisten derselben liegen in alten Manuscripten verborgen, nicht leicht zugänglich, wenig benutzt. Erst die Gegenwart hat den vollen Werth dieser ältesten Berichte gewürdigt, grade jetzt wird in Sammelwerken — wir nennen nur die großen Quellenwerke für Baiern und die Provinz Preußen — die Herausgabe derselben betrieben.

Denn was bis in die Neuzeit in der Regel als erste Quelle der Localgeschichte galt, sind die gedruckten Chroniken und Geschichtserzählungen des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Die Verfasser dieser Werke haben jene ältern Aufzeichnungen allerdings benutzt, zuweilen reichlich und ausführlich, und da ihre Arbeit den Zeitgenossen oft frühere Aufzeichnungen unnütz gemacht und zum Untergang derselben beigetragen hat, so müssen sie uns nicht selten an Stelle der verlornen als älteste Geschichtserzählung dienen. Leider erweist sich dieser abgeleitete Stoff für die Zeit des Mittelalters in der Regel als sehr unzuverlässig. Er ist uns noch am liebsten, wo die Verfasser einfach abschreiben und in der Weise ihrer Vorfahren erzählen. Aber je höhere wissenschaftliche Ansprüche sie selbst machen und je mehr sie nach dem Muster der antiken Historiker eine zusammenhängende Darstellung versuchen, etwa im Stil des Livius oder Tacitus, desto bedenklicher wird die Willkür und

Gewissenlosigkeit, mit welcher sie die überlieferten Nachrichten färben, entstellen, verbinden und die Lücken mit ihrer Erfindung ausfüllen.

Seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts erhalten diese Geschichten einen besonders gründlichen Schein, weil es Mode wird, einzelne Urkunden und diplomatische Actenstücke mit ihrem Wortlaute einzurücken, die Benutzung älterer Quellen wird dadurch nicht gründlicher, das Verständniß früherer Zeiten nicht größer. Auch seit durch Leibnitz die Herausgabe alter Quellenschriften systematisch und in großem Sinne, wenn auch noch nicht mit den Hilfsmitteln moderner Kritik, eingeführt wurde, kam dieser große Fortschritt der Städtegeschichte nicht sofort zu gut. Zwar das historische Interesse in der Nation wurde allgemeiner, überall entstanden neue Stadtgeschichten, Kirchen- und Schulstaaten, man las mehr in den Geschichtschreibern des Mittelalters, man sammelte auch häufiger Diplome und druckte dieselben ab, aber die eigene Zuthat der gelehrten Localhistoriker ist bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts für das Mittelalter in der Regel immer noch wenig werth.

Erst seit Lessing begann man hier und da auf eine andere Art von Quellen zurückzugehen, welche für uns bei weitem die wichtigste geworden ist, auf die archivalen. Und wenn auch die Benutzung des ungeheuren Materials, welches man in alten Stadtrechnungen, Rathsacten und Urkunden vorfand, nicht sofort systematisch und vollständig bewältigt wurde, so sind doch einzelne der damals geschriebenen Werke, z. B. Klose's Geschichte von Breslau, für uns auch als Quellen von hohem Werth, weil die Verschleppung und Verwüstung der Archive noch in der neuen Zeit uns viele Originaldocumente für immer vernichtet hat. Auch in den letzten hundert Jahren ist der Fortschritt der localen Geschichtschreibung keineswegs ein schneller und stetiger gewesen. Vom Ausbruch der französischen Revolution bis nach den Freiheitskriegen war die Zeit einer

liebevollen Betrachtung vergangener Zustände selten günstig; auch nach 1815 fehlte noch lange in den neuorganisirten Staaten Deutschlands Behagen und Wohlstand.

So ist es gekommen, daß auch in den Landschaften und Städten, in denen sich ein reiches Quellenmaterial erhalten hat, dasselbe, man darf sagen zum größten Theil, noch unbenutzt liegt. Noch sind bei weitem nicht alle Raths- und Provinzialarchive so geordnet, daß ein Gelehrter dieselben mit sicherem Erfolg benutzen könnte. Noch liegt auch in den großen Städten vielleicht Wichtiges ungekannt. Die Mehrzahl der Localhistoriker, auch sehr bekannte Namen darunter, aber haben es sich bis auf unsere Jahrzehnte leicht gemacht, sie sind bei den gedruckten Chroniken des sechszehnten Jahrhunderts und bei einer Anzahl gedruckter und ungedruckter Urkunden, die ihnen zur Hand waren, stehen geblieben. Es ist das große Verdienst des Gelehrtenkreises, welcher sich um Pertz und die Monumenta gesammelt hat, sowie der Schule von Ranke, daß das jetzt bei uns anders wird. Beide Richtungen, kritisches Quellenstudium und geistvolles Verwerthen desselben, finden sich in einer Anzahl deutscher Historiker vereint, ihr Beispiel wirkt überall belebend und vertiefend auch auf die Localgeschichte.

Deshalb sind die zahlreichen Werke, welche grade jetzt in dem Gebiet der deutschen Ortsgeschichte erscheinen, größtentheils zu betrachten als werthvolle Vorarbeiten für zusammenhängende und umfassende Localgeschichte, die Mehrzahl derselben verbindet die beiden Vorzüge guter Geschichtschreibung, gründliche Ausbeutung der besten Quellen und anschauliche. Darstellung des alten Lebens. Solchem Zweck soll auch das oben angezeigte Werk dienen.

Ein werthvolles und belehrendes Buch, gute Benutzung des Archivs, ansprechende Erzählung und dankenswerthe Auswahl der behandelten Gegenstände. Das Werk erzählt in den sechs ersten Capiteln von den innern Kämpfen der alten Stadt.

Es sind dieselben Entwicklungskrankheiten, welche fast alle größern Städte Deutschlands durchgemacht haben, nicht alle zu gleicher Zeit, nicht alle mit derselben Energie. Zunächst die ersten Fehden um die Existenz mit den Nachbarn und den politischen Factionen der Landschaft, dann die großen und wiederholten Erhebungen der Zünfte gegen die ältesten Vollbürger, darauf die Streitigkeiten mit dem steuerfreien, herrschlustigen und um sich greifenden Klerus, endlich die sociale Bewegung, welche unter dem Namen des Bauernkrieges die erste Phase der Reformation abschließt. — Darauf folgt nach einem urkundlichen Verzeichniß der Frankfurter Bürgermeister eine vortreffliche Beschreibung der Umgebung und des Innern der alten Stadt Frankfurt, dann nicht weniger ausgiebig eine Abhandlung über die Frankfurter Messe im Mittelalter, über Geldgeschäfte, Handelsbanken und Schuldhaft. Darauf Darstellung der Frankfurter Zünfte, Geschichte der Juden, zuletzt einige Bemerkungen über die mittelalterlichen Personennamen. Im Anhang ist eine reiche Anzahl Beweisstellen aufgeführt.

Zu den anmuthigsten Eindrücken, welche der Leser bei einer so ehrlichen und wahrheitsuchenden Arbeit über die alten Verhältnisse unserer Städte empfängt, gehört die originelle Physiognomie, welche eine Stadtgemeinde zuweilen schon in sehr früher Zeit annimmt und durch Jahrhunderte bewahrt. Vieles trägt dazu bei; Stammesart und Culturverhältnisse der Umgegend, besondere Verkehrsbeziehungen zum Auslande, sowie eigenthümliche Industrie und Bildung, welche sich daraus entwickeln. Wie verschieden ist die Haltung der Stadt, wie mannigfach nüancirt das Wesen des deutschen Bürgerthums in den beiden großen Polen des schwäbischen Lebens, Ulm und Augsburg, in den fränkischen Hauptstädten Nürnberg und Frankfurt, in den Rheinstädten Straßburg, Mainz und Köln, in den großen Seeplätzen der Hansa, in den mitteldeutschen Handelsstädten Erfurt und Magdeburg, und wieder in den großen Slavenmärkten Breslau und Danzig, dann in der

stattlichen Hauptstadt der Baierfürsten, endlich an Alpen und Donau, in Salzburg und Wien. Wer es wagen wollte, mit sichrer Hand jeder einzelnen die Quellen ihrer Kraft und die Besonderheiten ihres Lebens zu schildern, der würde das lehrreichste und anziehendste Buch schaffen, das der Deutsche von seinem Geschichtschreiber verlangen kann.

Frankfurt ist eine der Gemeinden, welche sehr früh ihr originelles Gepräge erhalten und dasselbe bis in die neue Zeit bewahrt haben. Ohne Zweifel hat mehr als Lage und Volksstämme der Umgegend die große Messe ihr das eigene Gepräge gegeben. Eine Jahresmesse bestand dort schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert war Frankfurt einer der größten europäischen Märkte. Es war nach dem dreißigjährigen Kriege nächst Hamburg wieder die Stadt, welche zuerst und am schnellsten aufblühte. Die frühe Abhängigkeit von dem Verkehr mit Fremden gab der Stadt ein besonders gastliches und rücksichtsvolles Wesen, sorgfältig hielten Rath und Bürgerschaft darauf, den fremden Geldbringern bequem zu sein, mehr als einmal wurde innerem Parteihader durch solche Rücksicht die Spitze abgebrochen, Händel, welche an andern Orten sehr blutig verliefen, hatten mehre Mal verhältnißmäßig milden Ausgang. Sehr früh erhält dort der Geldverkehr eine systematische Ausbildung, und während noch die Kirche des Mittelalters Zinsgeschäfte für unchristlichen Wucher erklärte, ohne ihnen freilich selbst zu entsagen, wurde in Frankfurt mehr als eine städtische und Privatbank eingerichtet. Diesem Hauptinteresse bequemte sich auch die Politik, sogar der Glaubenseifer des Ortes. Die regierende Partei stand in aller Zeit besonders treu zu den Kaisern, sie wußte durch Geld und Gefügigkeit sich ihnen werth zu erhalten, auch wo ihr Gehorsam einmal nicht willig war. Und die Frankfurter sind schon im vierzehnten Jahrhundert geschäftserfahrne, gewandte Kaufleute, welche sich in den Lauf der Welt schickten, auch unangenehme

Angelegenheiten schlecht und recht abmachten, welche bei einer wohltemperirten Loyalität ihre Rechnung fanden und sehr gut verstanden, mit Fürsten und Herren zu verkehren. Dabei aber haben sie auch in der schlechtesten Zeit warm an ihrer Stadt gehangen, ihre Patricier haben selten Härte und unerträgliche Parteilichkeit gezeigt und selten das Vertrauen ihrer Mitbürger verloren. Sie haben auch den Juden länger Toleranz und Schonung bewiesen als die meisten großen Städte Süddeutschlands. Und als noch im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts im Volke der Judenhaß zum Erschrecken heftig aufbrach, da war auch dies wie ein schneller Wogenschwall, der sogleich wieder zusammenbrach. Und selten war solcher Trotz, es lag nicht im Wesen der Bürger, etwas auf die Spitze zu treiben; heiter, bequem lief dort das Leben, bei aller Gefügigkeit nicht ohne innerliche Kraft und nicht arm an Gemüth. Die neuen Ideen des sechszehnten Jahrhunderts fanden dort früh warme Freunde und treue Anhänger auch unter den Patriciern. Schon Hutten fühlte sich dort mehr heimisch, als sonst irgendwo unter dem Bürgervolk. Wenn der Eifer der Reformation gedämpft erschien, so war nicht nur Politik und Handel, es war auch ein Zug von humaner Bildung die Ursache, wie er ähnlich bis lange über Luthers Tod hinaus und wieder kurz vor dem dreißigjährigen Kriege der Bildung Straßburgs so blühendes Aussehen gab. Und wie Frankfurts Handel schon früh in Geldgeschäften und feinen Luxuswaaren sich ausbreitete, so blieb auch dem Leben der Wohlhabenden dort ein aristokratischer und weltbürgerlicher Zug, artige Frauen und elegante Gasthöfe, hübsche Kupferwerke und gute Weine, behagliche Selbstzufriedenheit und Respect vor fremdem Selbstgefühl. Und wir verdanken dieser Stadt nicht den Meßverkehr allein, wie er zum großen Theil noch jetzt besteht, aus ihr kam uns der geordnete Bücherhandel und die ersten regelmäßigen Zeitungen; aus ihr blühte auch der Pietismus auf. Frankfurt war die letzte deutsche Stadt, in welcher die Er=

nnerungen an Kaiser und Reichszusammenhang durch das Ceremoniell der Krönung und den gebratenen Ochsen erhalten blieben; sie war wieder die erste, in welche das vielgetheilte Volk zu einer neuen Vereinigung seine Abgeordneten sandte.

Nach dieser Richtung ist auch eine Mittheilung charakteristisch, welche wir dem Werke von Kriegk verdanken. Sie ist sehr merkwürdig, und ihre Mittheilung hier soll der wackeren Stadt nicht zur Unehre gereichen. Frankfurt war die erste — und so weit unsere Kunde reicht — die einzige deutsche Stadt, welche schon im Mittelalter eine öffentliche Spielbank einrichtete, und als Einnahmequelle benutzte. Was Herr Kriegk darüber aus den städtischen Archiven ermittelt hat, ist in einem Auszug seiner Worte Folgendes;

Diese Spielbank der Stadt Frankfurt, welche als concessionirte Anstalt eine Zeit lang in Pacht gegeben und nachher sogar von der Behörde selbst betrieben wurde, führte von dem Hause, in welchem sie zuerst bestand, den Namen des Speles uff dem Heissenstein und behielt diesen Namen auch dann, als sie in ein anderes Haus verlegt worden war; ja der Namen Heißenstein ward damals nicht nur auf das neue Spielhaus mit übertragen, sondern man nannte auch das Spiel selbst den Heißenstein.

Die Ecke, welche jetzt das Gasthaus zum weißen Schwan zwischen dem Theaterplatz und dem Steinweg bildet, war vor 500 Jahren von drei nebeneinander stehenden, mit ihren Façaden gegen den Steinweg gerichteten Häusern eingenommen. Das erste derselben ist als Sitz der Spielbank berühmt geworden. Es muß schon früher zu ähnlichen Zwecken gedient haben, da es bereits 18 Jahre vor der Eröffnung jener Spielbank mit dem Namen des Spielhauses bezeichnet worden war. Die eigentliche Spielbank aber ward in der Herbstmesse des Jahres 1379 eröffnet, nachdem schon fünf Monate früher die Behörde mit drei Spielpächtern einen Vertrag darüber abgeschlossen hatte.

Von dieser Zeit an ward das Spiel eine lange Reihe von Jahren hindurch während der Messezeiten gehalten. Es zahlten die Spielpächter, — Männer aus den angesehensten Familien — in den ersten Jahren für jede Messe 100 Fl., also jährlich 200 Fl. Pacht. Dann wurden von wechselnden Pächtern bis 240 Fl. für jede Messe gezahlt. Endlich (1396) übernahm die Stadtbehörde selbst die Betreibung der Bank, indem sie durch ihre Finanzbehörde, die sogenannten Rechenmeister, das Spiel auf dem Heißenstein bestellen und leiten ließ. Die letzteren nahmen zur Betreibung des Spieles sieben Männer und einen Portier, oder, nach mittelalterlichem Ausdrucke, einen Thorknecht in Dienst, und bezahlten diesen acht Leuten zusammen jährlich zuerst 63—64 und dann 52 ½ Fl. Die gesammten Unkosten des Spieles beliefen sich in den ersten zehn Jahren durchschnittlich auf etwa 140 Fl. in jeder Messe; vom Jahre 1407 an aber, in welchem die Zahl der Bediensteten um eine Person verringert ward, und nach welchem man nur noch 2 Jahre lang Hausmiethe zu bezahlen hatte, betrugen die Unkosten während 6 Jahren nur 639 Fl. im Ganzen oder 106 Fl. jährlich. Der reine Gewinn für die Stadtkasse dagegen betrug von der Herbstmesse 1379 an bis zur Herbstmesse 1396, seit welcher Zeit die Behörde selbst das Spiel betrieb, jedes Jahr durchschnittlich 332 Fl.; von der Herbstmesse 1396 an aber belief sich derselbe in den nächsten sechszehn Jahren durchschnittlich auf 891 Fl., so daß sich also die städtische Kasse bei dem directen Betriebe des Spieles weit besser stand, als bei jeder der früheren Verpachtungen. Da in jener Zeit die gesammte Einnahme der Stadt Frankfurt durchschnittlich nur 29,666 Fl. betrug, so machte die zuletztgenannte Gewinnsumme etwa den 33. Theil des ganzen städtischen Einkommens aus, und die Spielbank lieferte also eine beträchtliche Zubuße zu diesem.

Uebrigens ließ man von der Zeit an, als der Staat den Gewinn des Spiels für sich allein bezog, mitunter auch außer-

halb der Messen die Spielbank eröffnen, nämlich wenn ein Reichstag oder ein Fürstentag in Frankfurt gehalten wurde. Dann wurde das Spielgeschäft, oder, wie der officielle Ausdruck lautet, das Spelampt je nach den Umständen entweder nur einen Tag, oder eine bis drei Wochen betrieben. Das Spiel selbst bestand natürlich nicht in Roulette oder Pharo, welche Spielarten erst später erfunden worden sind, sondern es war ein Würfelspiel. Man meldet uns aber nicht, in welcher Weise es gespielt worden ist. Daß es kein gewöhnliches Würfelspiel mit einem oder zwei Würfeln war, geht aus der auffallend großen Zahl Würfel hervor, welche von Zeit zu Zeit gekauft wurden. So ließ der Rath z. B. im Jahre 1397 7000 Würfel auf einmal kaufen, zwei Jahre nachher wieder 10,000, und zwei Jahre vor der Einstellung des Spieles sogar innerhalb Jahresfrist 16,400. Wenn man alle im Laufe der ersten sechszehn Jahre für Würfel ausgegebenen Summen zusammenzählt, und hieraus vermittelst des durchschnittlichen Preises, welcher für 1000 Würfel bezahlt wurde, die Gesammtzahl der angeschafften Würfel berechnet, so ergibt sich, daß in jenen 16 Jahren 159,000 Würfel angeschafft worden sind, daß also beim Spiel auf dem Heißenstein jedes Jahr durchschnittlich 9937 Würfel verbraucht wurden. Die Würfel waren übrigens keineswegs theuer; denn während der angegebenen Zeit kosteten 1000 Stück blos 17 Schillinge oder 3/4 Gulden. Sonderbarerweise scheinen diese Würfel nicht in Frankfurt selbst verfertigt worden zu sein.

Die übrigen Ausgaben für dieses Spiel sind zum Theil in gewisser Hinsicht interessant. Es kommen Ausgaben für Lichter vor, woraus man erkennt, daß das Spiel auf dem Heißenstein gleich unseren Spielbanken bis in die Nacht hinein getrieben wurde. Ein anderes Mal heißt es: etwas über anderthalb Gulden seien dafür verausgabt worden, daß man in dem Stadtgraben habe Heu machen und einen Theil desselben in den Heißenstein fahren lassen. Diese Verbringung von

Heu in den Heißenstein ist in der That auffallend; ich bemerke aber, daß in jenen Zeiten Heu und Gras häufig zu irgend einem Zwecke in Zimmern verwendet wurden. In den Stadtrechenbüchern des vierzehnten Jahrhunderts kommen z. B. sehr oft Ausgaben für Gras (manchmal Czedegras oder Tzedegras genannt) vor, welches, und zwar während der besseren Jahreszeit, in dem Rathszimmer und in der Trinkstube des Rathes gebraucht wurde, ohne daß die Art seiner Verwendung zu erkennen ist. In eigener Weise bemerkenswerth ist eine andere Ausgabe für den Heißenstein. Im Jahre 1423 wurden nämlich zum Spiele uff dem Heißenstein 9½ Fl., wie der Ausdruck lautet, „sonderlich geschenkt, als sie meynen, daz sie sunderlich große kosten gehabt han mit spise und win, uff daz die lute me des spielen gewarten mögen." Man sieht, auch darin war jene mittelalterliche Spielbank denen unserer Zeit ähnlich, daß man es an sinnlichen Anreizungsmitteln sein Geld dahin zu geben, nicht mangeln ließ; daß dagegen auch die Spieler es nicht an Versuchen fehlen ließen, die Spielbank zu übervortheilen, geht ebenfalls aus den Stadt-Rechenbüchern hervor, denn mehrmals wird in diesen böser oder zu leichter Gulden gedacht, die vom Heißenstein aus in die Stadtkasse gekommen waren und mit Verlust verwerthet wurden.

Im Jahre 1409 beschloß der Rath, ein eigenes Haus für die Spielbank erbauen zu lassen. Dies geschah auch noch in demselben Jahre, und 1410 ward das Spiel in das neue, der Stadt gehörende Haus verlegt, welches dann den Namen des neuen Heißenstein erhielt. In diesem neuen Heißenstein wurde das Spiel noch 22 Jahre lang betrieben. Dann aber, im Jahre 1432, stellte der Rath dasselbe ein, oder wie es in der Urkunde lautet, er that den Heißenstein ab. Was ihn dazu bewog, wird uns nicht gesagt. Der Entschluß, das Spiel einzustellen, scheint aber rasch gefaßt worden zu sein, da man noch kurz vorher, wie die Worte des Rechenbuches lauten, „8000 wurffel zum spile uff dem Heißenstein zu derselben

messe abedet und vorder meint liegen zu lassen, die noch da liegen.“ Uebrigens scheint der Rath schon vorher wegen des schädlichen Einflusses, den dieses Spiel hatte, besorgt gewesen zu sein; denn im Rathsprotokoll von 1428 findet sich (Sexta post Assumpt.) folgender Beschluß: „Den richtern zu befehlen, spil zu sturen und den Heißenstein knechten und andern ir worffel legen.“ Dies bezieht sich wohl darauf, daß man das Spiel mitunter auch außerhalb der Messen an anderen Orten trieb.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß der Rath von Frankfurt auch im Mittelalter außerhalb der Messen und für seine Bürger das Spiel gar nicht gern sah und so gut verfolgte, wie andere Obrigkeiten. Im Jahr 1594 erhielt er Gelegenheit, diese Strenge gegen die Deutschherren auszuüben, welche in ihrem Hause zu Frankfurt sich durch Aufstellung eines Glückstopfs — einer Lotterie — eine Einnahmequelle verschaffen wollten. Damals verbot der Rath jedermann die Theilnahme an der Lotterie und ließ sogar den von den Deutschherren angenommenen Spielhalter, einen Mann aus Gernsheim, in Haft nehmen.

Obgleich Hr. Kriegk den Namen des Spielhalters nicht angibt, so darf man doch muthmaßen, daß das Individuum Hans Keim hieß. Denn Hans Keim aus Gernsheim war für damalige Zeit ein gradeso unternehmender Gauner und Glückstopfhalter, wie jetzt der verwegenste Pächter einer deutschen Badespielbank. Er hatte zwei Jahr vorher 1592 die Dreistigkeit gehabt, unter dem Schutz eines kurmainzischen Edelmanns für seine Person in Gernsheim ein allgemeines deutsches Schützenfest auszuschreiben, viele und recht anständige Preise auszusetzen, und seine Schützenbriefe durch alle Länder zu senden. Wie aus denselben ersichtlich ist, war ihm der Glückstopf dabei sehr die Hauptsache. Diesem hatte er Gewinne gegeben, welche für jene Zeit unerhört waren. Der erste 400 Reichsgüldenthaler (beinahe 600 Thlr. unseres Geldes), während der erste Scheibengewinn nur 60 Thaler betrug. Da bei den

Glückstöpfen damaliger Zeit die Controle auch an größeren Orten sehr mangelhaft und die Zahl der Loose selten limitirt wurde, so mag man sich denken, wie viele Gelegenheit für unehrenhafte Industrie gegeben war. Und damals hatte Hans Keim schon jahrelang die Loose für seinen Glückstopf verhandelt. In Frankfurt scheint ihn sein Schicksal ereilt zu haben.

Eine Pfingstbetrachtung.

(Neue Freie Presse, 21. Mai 1893.)

Wien, 20. Mai.

Der feierliche Glockenton des Pfingstfestes schallt durch ein Luftmeer, welches mit Sonnenstrahlen und Blüthenduft erfüllt ist. Jetzt klingt und singt, was die Menschen fröhlich macht, die Seelen aus winterlichem Bangen und öder Beschränkung erlöst. Mit tausend Reizen lockt die Pracht der Natur hinaus in die blaue Ferne. Auch der eherne Ton der Glocken mahnt, daß das bedrängte Herz der Reise gedenke, denn das hohe Kirchenfest ist nicht durch Zufall zugleich ein Fest des Wonnemonds.

Es war zur Römerzeit, vielleicht in den letzten Lebensjahren des Kaisers Tiberius, da zog eine Anzahl Männer aus den Thoren Jerusalems in die weite Welt. Sie thaten nach dem Gebote ihres Meisters: „Geht in die Welt und lehret alle Völker.“ Wenn ein germanischer Krieger, den sein Schicksal im römischen Dienste nach dem Osten verschlagen hatte, von dem Mauerthurm auf sie hinabsah, so mochte er denken: diese dort haben große gekrümmte Nasen, ihre Beine stehen anders in den Hüften, als bei uns hochgegürteten Germanen, und wenn sie die Hände im Eifer regen, spreizen sie die Finger, ärmliche kleine Juden! Aber diese Wanderer haben als Boten der Gotteslehre dem Menschengeschlecht neuen Inhalt, neues Heil, die Bürgschaft einer beglückenden Zukunft

gegeben. Zum Gedächtniß an sie und ihre Ausfahrt begeht in diesen Tagen die gesammte Christenheit eines ihrer heiligsten Kirchenfeste; Millionen knien um die Altäre und flehen in heißer Sehnsucht, daß die Apostel segnend über ihrem Leben walten. Auch solche, welche vor den Altären ungerne die Knie beugen, empfinden in Ehrfurcht, daß jene armen Wanderer den Völkern der Erde die edelste Gottesgabe zugetragen haben, als sie die neue Lehre verkündeten: „Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen."

Noch heute leben unter unseren Mitbürgern Viele, die ihr Geschlecht von demselben Volksthum herleiten, aus welchem die Apostel hervorgegangen sind und die sich zu demselben Gottesglauben bekennen, aus dem das Christenthum heraufgewachsen ist. Aber sie, die jetzt unsere Volksgenossen geworden sind, werden wegen ihrer Herkunft und dem alten Glauben von Anderen verfolgt, die sich rühmen, echte Enkel der alten Germanen zu sein. Es ist nicht möglich, über solche feindselige Aufregung etwas Neues zu sagen. Denn Fürsten und Staatsmänner, Gelehrte und Gebildete aller Stände haben sie verurtheilt; dennoch sei es gestattet, gerade in diesen Tagen an Vergessenes aus alter Zeit zu erinnern. Was jetzt mit aufgebauschtem Namen die „antisemitische Bewegung" genannt wird, ist in Wahrheit noch das alte Leiden, die Judenhetze, wie sie seit dem großen Mainzer Morde immer wieder aufgeregt wurde, nur in ihren Aeußerungen durch die Zeitbildung anders geformt. Jene früheren Verfolgungen hatten scharfen Verlauf, die Juden wurden beraubt und erschlagen oder zur Annahme des Christenthums gezwungen, die moderne Verirrung enthält sich, wie in unserer Zeit selbstverständlich ist, Raub und Mord zu empfehlen; dafür ist sie nach anderer Richtung weit grimmiger und unversöhnlicher, denn sie durchsucht bis in irgend welche Vorzeit hinein sogar die Stammbäume der Christen und erklärt auch eine Bekehrung zum Christenthum und die Einordnung getaufter Juden in das christliche Familien-

leben als Unehre und als einen Makel für die Nachkommen aus solchen gemischten Ehen. Solche Auffassung hält sowohl den Mangel an deutscher Gesinnung als die Neigung zu wucherischen Geldgeschäften für eine untilgbare Eigenthümlichkeit jüdischer Herkunft, welche auch unter ganz veränderten Verhältnissen in den späteren, zum Christenthum bekehrten Generationen fortwirkt.

Solch thörichte Annahme verdient keine Widerlegung. Der Germanen-Enkel, welcher dergleichen behauptet, erwägt nicht, daß er damit seinen eigenen Vorfahren die schwere Schuld zuschiebt, einen unauslöschlichen Charakterfehler in das jüdische Wesen hineingepeinigt zu haben. Es ist allbekannt, daß die Juden durch mehr als tausend Jahre zwar als Nachkommen der Feinde und Verfolger des Heilands gehaßt und geringgeschätzt, von Ehre und gemeinem Recht ausgeschlossen waren, auf der andern Seite aber, vor dem Untergang in der Masse des Volkes durch eine merkwürdige geschäftliche Bevorzugung bewahrt blieben und in einer ganz ungeheuerlichen Stellung dahinlebten. Aus der römischen Welt war mit dem Christenthume das Verbot, Geld gegen Zinsen und Faustpfand zu leihen, in das deutsche Leben gekommen. Es war in einem geldarmen Lande das unsinnigste aller Gesetze. Dem Manne, welcher „Ehre“ hatte, das heißt dem Deutschen, waren nach kirchlicher und germanischer Anschauung diese Zinsgeschäfte als gottlos und ehrlos verboten, dem Juden, der ohne den Christengott und ohne Ehre lebte, waren sie erlaubt. Nun konnten aber Päpste und Bischöfe, Kaiser und Fürsten, Edle und Bürger das bare Geld durchaus nicht entbehren, und alle diese mußten wünschen, daß Unehrliche vorhanden wären, welche den christlichen Beschränkungen nicht unterworfen waren. Der Jude aber war, so meinte man, in dieser verwünschten Lage. Er lebte als ein Fremdling nach gemeinem Recht rechtlos. Ungenügenden Schutz für Leben und Habe erhielt er nur durch die Gunst des Kaisers und eines mächtigen Herrn, und diese

Gunst mußte er erkaufen. Jeder andere Erwerb durch Grundbesitz, Handwerk, ehrlichen Handel war ihm verwehrt, nur in beschränkter Zahl fand er mit seinen Glaubensgenossen Duldung und Wohnrecht in gesonderten Häusern. Waffen zu tragen war ihm verboten. Von den Christen mußte er sich durch die Kleidung und durch Abzeichen an der Tracht unterscheiden, und durch Demuth und Gefügigkeit oder durch Unempfindlichkeit gegen Beleidigungen zu schützen suchen. Dennoch wurde der Verachtete fast nothwendig ein reicher Mann, sein Vorrecht des Geldhandels und des Zinsgeschäftes sammelte unabläßig das Werthmetall in seinen geheimen Truhen; denn das Geld war selten, die Geschäfte unsicher, der Zinsfuß hoch.

So lebte er halbverstohlen ein zweigetheiltes Dasein. Alle Wärme des Herzens, die Freude am Besitz, die Liebe zu den Seinen, das Feuer seiner leidenschaftlichen Natur, den Stolz auf sein Wissen und seine geheime Macht mußte er sorgfältig im Innern der verschlossenen Wohnung bergen vor feindseligen Blicken, und trotz aller Vorsicht durchbrach von Zeit zu Zeit der Haß des großen Haufens, die Gier der Begehrlichen die dünnen Schutzwände seines Daseins. Fast jede Aufregung der Massen äußerte sich verderblich gegen ihn und die Seinen. Oft war er wie der Schwamm, den sein Beschützer selbst auspreßte, wenn er ihn vollgesogen meinte. War es ein Wunder, daß sich die Spuren dieser fürchterlichen Einseitigkeit im Erwerbe, einer unabläßigen Unsicherheit des Lebens tief in sein Wesen eindrückten? Durch tausend Jahre durften die Juden nur durch einen Handel bestehen, der den Christen für unehrlich galt! Dreißig aufeinanderfolgende Geschlechter mußten durch Geldgeschenke und Bestechung sich die Möglichlichkeit des Lebens immer aufs neue erbetteln. Durch tausend Jahre lernten die Juden die geheimen Verlegenheiten und Gelüste anmaßender Christen kennen und verachten, in dieser ganzen Zeit mußten sie sich winden und krümmen, wenn der Stock gegen sie erhoben wurde oder ein roher Reitersmann

auf ihren Bart spie. Alle Fehler und Schwächen, welche man jetzt als specifisch jüdische Eigenschaft dem Volksthum der Juden zuschreiben möchte, werden durch den tausendjährigen Zwang, an dem der germanisch-christliche Staat des Mittelalters festhielt, so erklärlich, so selbstverständlich, daß es ein unnöthiges Bemühen ist, diese als Eigenschaften, die dem Volke seit der Urzeit anhaften, als altjüdische auszurufen. Bei solchen Schlußfolgen aus sehr ungenügendem Beweismaterial sollte man mehr Vorsicht und weniger Lieblosigkeit anwenden. In den spanischen Territorien wenigstens, wo die Juden neben den Mauren in besserer Stellung lebten, haben sie heldenhaften Muth nicht nur wie bei uns im Leiden erwiesen. Zu aller Zeit aber, auch unter dem ärgsten Drucke, bewährten sie da, wo ihr Geist und Wissen sich frei regen durfte, in den Naturwissenschaften, der Philosophie, Mathematik, Astronomie und Heilkunst eine fördernde Thätigkeit, für welche ihnen unsere Wissenschaft für alle Zeit zu größtem Danke verpflichtet sein wird.

In dieser Unfreiheit haben die Juden an allen großen Wandlungen des deutschen Lebens ihren Antheil gehabt. Im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert kam ihnen der Humanismus, das Eindringen des römischen Rechtes, der Aufschwung des nationalen Lebens zugute; der dreißigjährige Krieg aber, welcher zwei Drittel der deutschen Bevölkerung verzehrte und den Rest sehr arm machte, drückte auch die Juden wieder tief hinab. Zwar ihre Ausbreitung in den leeren Dorffluren und halb zerstörten Städten wurde leichter, und ihre Zahl wird erst seit dieser Zeit beträchtlicher, aber ihr Verkehr mit der verkommenen, verwilderten, armseligen Bevölkerung wurde für diese nachtheiliger, für sie selbst stärker an Versuchungen, und die hundert Jahre vor 1740 sind wohl die Zeit, in welcher ihr geschäftliches Treiben auf deutschem Boden am fragwürdigsten war; nicht ganz ebenso in Oestreich.

Wie die Juden sich aber in ihrer unzerstörbaren Volkskraft seit 150 Jahren gehoben und Schritt um Schritt bei

jeder Steigerung der Bildung und Humanität der deutschen Nation enger verbunden haben, das ist einer der schönsten Erfolge, welche unsere Geschichte zu verzeichnen hat. In dieser Zeit wurden sie allmälig Verbündete, Freunde, Mitarbeiter auf jedem Gebiete unseres realen und idealen Lebens. Nicht zu zählen sind die Namen der Juden, welche als Gelehrte und Künstler, als Denker und als große Geschäftsleute, als einfache Bürger durch patriotische Hingabe und menschenfreundliche Thätigkeit zu rühmen sind. Und man darf behaupten, daß jeder Fortschritt, den unsere Gesetzgebung machte, bis ihnen der Vollbesitz bürgerlicher Rechte gesichert wurde, auch die Einverleibung ihres Geistes und Gemüthes in das deutsche Leben vervollständigte. Man vergleiche die Gegenwart mit der nächsten Vergangenheit, in welcher Heine und Börne lebten. Es ist seitdem nur ein Menschenalter vergangen, aber der Unterschied in politischer Sittlichkeit und mannhaftem Patriotismus zwischen jenen starken Talenten und vielen der jetzt lebenden Schriftsteller ist sehr groß. Es wäre unwahr, zu behaupten, daß in unseren jüdischen Mitbürgern alle Spuren des tausendjährigen Druckes ausgetilgt sind. Auch an vielen der Besten kann man Eigenheiten in ihrer geistigen und gemüthlichen Regsamkeit erkennen, in Scharfsinn, Witz, den Formen, in denen ihre gestaltende Kraft sich äußert, welche wir geneigt sind, als jüdische zu bezeichnen, vollends in ihrer Erwerbsthätigkeit sind die Nachwehen alter, arger Zeit nicht völlig überwunden. Noch giebt es deutsche Landschaften, wo die Gewohnheiten des Geldwuchers der Landbevölkerung zum Unheil gereichen und wo zu wenig für Herbeiführung besserer Creditverhältnisse geschehen ist.

Aber Alles, was von Besonderheit, von Schwächen und Schäden aus alter, arger Zeit an vielen Einzelnen hängt, das darf die beglückende Ueberzeugung nicht beirren, wie unermeßlich viel von den alten Leiden überwunden wurde, und wir durften hoffen, daß in wenigen Generationen sich ohne große Störungen

die völlige Einverleibung in unser Volksthum vollziehen würde, nicht nur in Amt und Beruf, auch in den Herzen und Familien.

Jetzt erscheint Vielen diese Hoffnung unsicher. Fast plötzlich ist der Gegensatz zwischen jüdischer und deutscher Art zum Kampfgeschrei und zum Stichworte politischer Aufregung geworden. Zuerst war es die patriotische Beschwerde eines eifrigen hochsinnigen Mannes von reinem Wollen, dann wurde es Gegenstand gelehrter Auseinandersetzung, darauf bemächtigten sich eifrige Priester des Themas, endlich sank es herab in den Dunstkreis zorniger und unzufriedener Agitatoren. Das Getöse ist so heftig, daß auch verständige Männer sorgenvoll fragen, was daraus werden solle. Es gibt darauf nur Eine runde Antwort: Nichts wird daraus. Für den Eifer und Haß der Feindseligen durchaus nichts.

Auch dem tüchtigsten Volke bleiben Erkrankungen des Gemüthes nicht erspart, welche, Fiebern und Phantasien vergleichbar, das Urtheil verstören, leidenschaftlichen Haß aufregen. Solche Krankheiten haben in der Regel einen acuten Verlauf, aber die Nachwirkungen werden nur langsam überwunden. Die antisemitischen Schreier und Ankläger dieser Tage gleichen in vielen Einzelheiten den unholden Gesellen, welche in England zur Zeit Karl's II. die Menge bis nahe an den Wahnsinn brachten, Richter und Geschworne in Angst um das eigene Leben versetzten. Damals wurden nicht die Juden, sondern die Katholiken als Feinde der Nation verklagt und durch falsche Zeugen auf das Schaffot gebracht. Die beschränkten und die argen Gesellen, welche jetzt die Wege der englischen Angeber, der Titus Oates und Dangerfield, wandeln, werden in Verachtung vergehen wie diese.

Niemand aber fühlt das Leidige dieses Streites mit so heißem Schmerze als der redliche Jude selbst. Er hat seither friedlich mit dem christlichen Nachbar verkehrt, als Genosse in der Politik, als Freund im geschäftlichen Verkehr und im Hause, als Vertrauter, vielleicht als Lehrer in wissenschaftlicher

Forschung. Er hat in Gesellschaft mit ihm getrunken und gelacht, war geehrter Brautzeuge, wenn sein christlicher Freund die Tochter vermählte, und hat trauernd seinen Kranz auf den Sarg des Christen gelegt, hat seine Söhne für das Vaterland in den Kampf geschickt und hat sich als guter Deutscher gefühlt in Liebe und Abneigung. Jetzt sieht er entsetzt, daß ein Abgrund geöffnet ist zwischen ihm und seinen christlichen Freunden, und daß immer noch das alte grausige Schicksal der Vorfahren über seinem Leben und der Zukunft seiner Kinder hängt.

Immer hat er in der Stille, ach wie tief, die Schwächen und das geschäftliche Gebahren zurückgebliebener Glaubensgenossen empfunden und das Lächerliche ihrer Anmaßung verurtheilt, wenn sie ein unsicheres Selbstgefühl ungeschickt geltend zu machen suchten. Wenn jetzt die Glocken das hohe Christenfest einläuten zum Gedächtniß der Boten, welche einst die milde Lehre von der Nächstenliebe in eine Welt voll von Selbstsucht und Haß getragen haben, so dringt ihm der eherne Ton als Mißklang in das Ohr. Er hat für die Christen aufgehört, der Nächste zu sein.

Möge er gläubig der hohen Gewalt, welche über ihm wie über uns waltet, vertrauen. Nicht thatenlos, denn auch er soll helfen, daß besser werde, was in seinen Kreisen von starrem Hochmuth und verknöcherter Selbstgefälligkeit zu finden ist. Aber er soll derselben heiligen Lehre von der Liebe vertrauen, welche schon vor fast zweitausend Jahren den Samariter und Juden als Brüder verkündete, die seitdem das Menschengeschlecht aus Völkermord und geistiger Knechtschaft höher und höher heraufhob, um das Dasein aller Staatsgenossen sicherer, tüchtiger und schöner zu gestalten. Diese Botschaft aus Judäa wird auch den Haß zwischen Confessionen und Stammbäumen so überwinden, daß unsere Nachkommen desselben dereinst lächelnd wie einer alten geschichtlichen Sage gedenken.

Schlesien.

Sociale Trauerspiele in der preußischen Provinz Schlesien.

(Grenzboten 1849, Nr. 3.)

Oft ist in den Kämpfen des vergangenen Jahres Schlesien und seine Hauptstadt genannt worden als Sitz des Radikalismus, roher Bauernaufstände, hungernder Weber. Und doch ist das eigenthümliche Leben dieses Landes im übrigen Deutschland verhältnißmäßig unbekannt, ein Leben, das so originell und mannigfaltig ist, in so grellen Gegensätzen, oft großartig und imponirend, und wieder so kläglich und widerwärtig durch einander wogt, wie in wenig andern Theilen unseres Vaterlandes möglich ist.

Schlesien, ein weites Thalland der Oder, ist von Böhmen durch die hohen Ketten der Sudetengebirge getrennt, nach allen andern Seiten, am meisten nach Polen in unabsehbaren Ebenen geöffnet. Nur im Südost reichen die Absenker der Karpathen an seine Grenzen. Durch die Oder, seine Lebensader, wird es in zwei lange Hälften getheilt, seine Geschichte hat ihm drei, den Oderlauf quer durchschneidende Theile, Ober-, Mittel- und Niederschlesien gebracht. In seinem jetzigen Umfang die größte Provinz Preußens, ist es nicht nur durch seine drei Millionen Einwohner, sondern eben so sehr durch die Mannigfaltigkeit und Fülle seiner Bodenkräfte eine respectable geschlossene Einheit. Als ein deutsches Vorland gegen den slavischen Osten hatte es nach seiner Germanisirung das Glück, daß deutscher Fleiß und deutsche Cultur mit doppelter Energie

sich geltend machten. Der Landbau entwickelte sich auf dem sehr verschiedenen Boden nach allen Richtungen: die Breslauer Wollmärkte sind noch immer maßgebend für den norddeutschen Wollhandel, in den fruchtbaren Thälern der Gebirgsseite wächst der weiße Frankensteiner Waizen für den Export nach England, auf dem leichteren Boden der andern Oderseite hat der viel verbreitete Flachsbau in neuerer Zeit sich durch die belgische Bereitungskunst veredelt, die Gartencultur in der Nähe Breslau's hat eine wichtige Production von Färberöthe und Krapp hervorgerufen, die Rindviehzucht hat in den meisten Gegenden einen eigenthümlichen vortheilhaften Schlag entwickelt, und daneben grünen auf den Gebirgshöhen und in Oberschlesien Forsten von riesigem Umfang, die in einzelnen Theilen noch fast Urwaldcharakter haben. Auch die Tiefen der Erde haben ihre reichen Schätze geöffnet. Zwei Becken von Steinkohlen in colossaler Ausdehnung, ein unendlicher Reichthum an Eisenerzen und das Zinkerz, der bis vor kurzem so werthvolle Galmeig lockten den Vermögenden zu vortheilhaftem Bergbau. Aus diesen Bodenkräften entwickelte sich die Industrie vorzüglich nach drei Richtungen, in Hüttenwerken, der Tuchbereitung und der Leinwandindustrie mit ihrem jüngern Schmarotzergewächs, der Baumwollenfabrikation. In Oberschlesien pochte der Eisenhammer, sprühte der Hochofen aus den dunklen Föhrenwäldern, an den Gebirgsbächen bleichten die weißen Linnen, um die kleinen Städte an den Bergen und auf der polnischen Seite zog sich ein wunderlicher Kreis von Tuchrahmen, welche von dem herrschenden Blau ab mit allen Farben eines Malerkastens bezogen waren. In den geöffneten Thälern aber und dem weiten Flachland erhoben sich aus dem grünen Feld die stattlichen Farmen der ritterlichen Gutsbesitzer und die Strohhütten und neuen Ziegelhäuser der Bauerndörfer. Im Grundbesitz herrschte die größte Mannigfaltigkeit, Fürstenthümer, große Majorate, Gütercomplexe, welche mehre Kreise umfaßten, und wieder in andern Kreisen eine

Zertheilung des Bodens bis in die kleinste Morgenzahl; und darnach auch unter den Gutsbesitzern die größte Verschiedenheit in Stand und Wohlstand. Im Allgemeinen bildeten die Rittergutsbesitzer den wohlhabendsten und am meisten beneideten Stand. Sie gehörten zum größten Theil dem Adel an mit allen Titeln und Abstufungen, welche Deutschland aufzuweisen hat, vom souveränen Fürsten, welcher auf seinen schlesischen Gütern die Sommermonate ausruhte, bis zum einfachen Edelmann herab, welcher sich gern Baron nannte; aber fast in allen „Schlössern" war ein behagliches, oft reiches, ja hie und da elegantes Leben. Und wenn die zahlreichen Familien der schlesischen Aristokratie in stolzem Unabhängigkeitsgefühl es vorzogen, den Winter über in Breslau ihren kleinen Hof zu halten, so brachten sie der Hauptstadt nicht nur die gewöhnlichen Geldvortheile und Verkehr, sondern es entwickelte sich in ihren Kreisen und dem übermüthigen Treiben des genießenden Reichthums auch eine Menge von Verhältnissen, Charakteren, oft wunderlichen und grotesken Figuren, welche bunten Reiz und Mannigfaltigkeit in das gesellige Leben brachten und dem Beobachter und Psychologen Stoff zu ernsten und heitern Betrachtungen geben konnten. Jedenfalls erhielt durch die zahlreiche Aristokratie Schlesiens und ihre Anhänglichkeit an die Provinz das Treiben in derselben viele Abwechslung und einen großartigen Anstrich, der wenigstens den Fremden beim ersten Eintritt imponirte. In den Bauernstand und die „kleinen Leute" der Dörfer hatte die vieljährige Thätigkeit der preußischen Ablösungscommission Freiheit, ein freilich oft rohes Selbstgefühl und in den meisten Gegenden glückliche Anfänge von landwirthschaftlicher Strebsamkeit gebracht. Freilich am wenigsten in Oberschlesien; zum Theil weil dort der Grundbesitz am meisten in großen Complexen zusammengeballt war, zum Theil weil slavische Sprache und slavisches Herkommen dort noch unter dem Landvolk herrschten.

Ein Land, das so reich an natürlichen Schätzen und

Menschenkraft war, mußte auch einen großen Verkehr der Menschen und Güter hervorrufen. Das sandige Oderbett hatte sich seit langer Zeit feindselig dem Wasserverkehr entgegen gestemmt, dessen Fahrzeuge doch immer größer geworden waren. So kam es, daß die Periode des Eisenbahnbaues in Schlesien sechs Eisenbahnen hervorrief, welche das Land nach allen Richtungen der Länge und Breite durchziehn. Der Handel Schlesiens war noch nach der Absperrung Rußlands natürlich zunächst ein Vertrieb der eigenen Producte und Industrieerzeugnisse nach Außen, dann aber auch ein großartiger Zwischenhandel auf eigene Rechnung von Amerika, England und den deutschen Seestädten des Nordens durch die Provinz über Krakau, Galizien und die Bukowina bis an die türkische Grenze; und der weite Blick, den ein solches Geschäft dem Kaufmann gab, der große Styl, in dem es betrieben wurde, trugen nicht wenig dazu bei, dem Kaufmannsstand Breslau's Selbstgefühl, Solidität und Ansehn zu geben.

Die Stadt Breslau selbst, schon ihrer ursprünglichen Anlage nach ein großer Marktplatz, der zur Befestigung in einen spitzen Winkel zwischen der zusammenfließenden Oder und Ohlau gebaut worden war, erhält durch ihren stattlichen Ring (Markt) und das lebhafte Treiben auf den Straßen, welche in ihm münden, eine Concentration des Verkehrs der 110,000 Einwohner, welche den Eintretenden überrascht. Natürlich ist sie auch der Hauptsitz des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens der Provinz. Allerdings ist die Zeit vorüber, oder noch nicht zurückgekehrt, wo sich der Schwerpunkt deutscher Gelehrsamkeit und Kunst aus der geschwächten Mitte Deutschlands nach seinen Ausländern, in seine Peripherie verlegt, um von dort aus das Ganze zu erhalten und neue Entwicklungen vorzubereiten; allerdings zählt die Universität Breslau wenig bedeutende Männer unter ihren Lehrern und die Freude und Genuß an der bildenden Kunst sind in dem Schlesier noch wenig ausgebildet. Es ist ein Unglück, daß die Entfernung

des Landes von den übrigen Culturstätten Deutschlands seine Söhne zwingt, ihre Bildung fast ausschließlich aus den unvollkommenen Bildungsmitteln der Provinz zu schöpfen; geistige Armuth, Unselbstständigkeit, Abhängigkeit von veralteten Phrasen und Unbekanntschaft mit der „Welt“ sind die häufigen Folgen der isolirten Lage des schönen Landes. Doch in Vielem wird dieser Uebelstand durch die Persönlichkeit des Schlesiers gemildert. Er ist lebhaft, gesellig, gesprächig, leicht erregt und leicht befriedigt, schnell im Erfassen des Neuen, aber nicht eben so stark an Ausdauer, an beharrlicher Kraft. Eifrig und sanguinisch, wird er leicht von einem Extrem ins andere gezogen, seine Phantasie schafft ihm schnell Ideale, aber sein leichter Sinn läßt ihn nicht zu einem tragischen Kampf mit der Wirklichkeit kommen. Schlesien ist das Land der Gelegenheitsgedichte, der geselligen Kalenderfeste, der Resourcen, Clubs, Harmonien und Humanitäten. Als Arbeiter ist der Schlesier gutwillig und anstellig, aber er schafft weniger, als der Norddeutsche, freilich ist er auch genügsamer, als z. B. der zähere Märker oder Pommer und die Sätze seines Tagelohns sind fast um die Hälfte geringer. Diese Volksindividualität, welche man in allen Gegenden Schlesiens erkennen kann, hat viele Nuancen. Der Niederschlesier ist schwächer als der Oberschlesier. Dort wächst unter den Deutschen ein Geschlecht mit breiten Schultern und rothen Backen, rauhe lustige Gesellen, welche den Ungarwein wegen seines Feuers jedem andern vorziehn, unendlich zu lachen wissen und den Fausthandschuh lieber tragen als den glacirten, es sind die Kentuckier Schlesiens. Auch die polnische Bevölkerung Oberschlesiens hat in einzelnen Kreisen schöne große Gestalten, einen kräftigen Menschenschlag, der sehr geschickt und genau zu arbeiten weiß, aber nie ohne Aufsicht sein darf. Am meisten verkümmert und entartet sind die Bewohner des Gebirges.

Ich sage, so ist es in Schlesien, es könnte auch heißen, so war es. Noch bestehen alle die Verhältnisse, welche durch

21*

eine gefährliche Entwickelungsperiode nicht sogleich vernichtet werden, aber Vieles hat sich sehr traurig verändert. Die Feuer der Hüttenwerke sind ausgelöscht, der Klang des Eisenhammers belebt nicht mehr die Wälder, dafür hört man die lauten Axtschläge des Holzdiebs und die Flintenschüsse des Wilderers, die Kratzbürste des Tuchmachers fährt nur hier und da traurig über ein einzelnes, ausgespanntes Stück Tuch, die Linnenbleichen des Gebirges wurden erst weiß, als der Winterschnee darauf fiel; statt behaglichem Lächeln sieht man in dem Gesicht des ritterlichen Farmers die Furchen der Sorge und Angst, und ein düstres Auge, so oft er den trotzigen Gruß seiner Dorfbewohner zu beantworten hat; viele der Schlösser stehen leer, ihre Bewohner sind geflüchtet, dagegen ist in den Schenken ein wüstes Gedräng und hitzige Verschwörung; in den Comtoirs der Kaufleute und Fabrikanten ahnt der Eintretende leere Kasten, sieht er doch die vertrockneten Federn sehnsüchtig ihre Schnäbel aufsperren; aus den Thälern der Gebirge tönt lauter Hungerruf, die Fuhrmannswege liegen verödet, und auf den Straßen Breslau's drängt sich cigarrenrauchend, die Hände in den Taschen, massenhaft und lungernd ein wüstes, demoralisirtes Gesindel. So sieht es jetzt in Schlesien aus. Der Winter verhüllt manchen Schaden mit seiner kalten Decke, heilen wird er ihn schwerlich. Wäre die Verwüstung, welche Schlesien getroffen hat, die blutdürstige Empörung des Landvolks in einzelnen Kreisen, die allgemeine Niedergeschlagenheit, der Druck, welcher auf Handel und Gewerbe liegt, nur und allein Folge der gegenwärtigen politischen Krisis, so wäre wenig darüber zu sagen, und man könnte alle diese Leiden mit der Hoffnung abfertigen, daß die Zukunft Besserung bringen werde. So aber steht es in Schlesien nicht; der größte Theil der Wunden, welche jetzt offen und widerlich zu Tage liegen, rührt von altem Siechthum her, welches lange Zeit im Verborgenen um sich griff. Es ist ein tragisches Verhängniß, welches seit vielen Jahren über der Provinz schwebt,

und es wird nicht ohne Interesse sein, seinen Lauf zu verfolgen. Schon vor einiger Zeit kamen dem übrigen Deutschland Zeichen dieses Unheils. Vor vier Jahren ging ein Nothruf der schlesischen Spinner und Weber durch Deutschland und öffnete die Geldbörsen der Mitleidigen; vor drei Jahren erhob sich nach der Einverleibung Krakau's in das östreichische Gebiet laute Klage der schlesischen Kaufmannschaft, und ein Jahr ist es jetzt her, daß in den Strohhütten der oberschlesischen Ebenen eine grauenvolle pestartige Seuche um sich fraß, welche Tausende von Opfern dahin raffte. Und wie in früherer, glücklicher Zeit die großen Verhältnisse des Landes und eine großartige Verbindung menschlicher Kräfte, enorme Reichthümer und ein schnelles Glück sehr häufig verschafften, so zeigt sich jetzt in demselben Lande auch das Elend in ungewöhnlich großem Maßstab und erschreckenden Formen.

Ein altes Leiden Schlesiens, fast so alt als seine Geschichte, ist der Uebergangsproceß aus der polnischen Nationalität in die deutsche, welchen es noch jetzt nicht beendigt hat. Ein solcher Entwickelungsprozeß ist für jedes Volk gefährlich, er lähmt seine Kraft auf Jahrhunderte. Während der Zeit, wo der Landmann die alten Schöpfungen seiner Volkskraft verliert, wo ihm seine alte Sprache, slavische Gebräuche, die hundert Formeln, Sprüchwörter, Lieder und Erinnerungen, durch welche er seinem Leben Halt, Schmuck und Würde zu geben weiß, dahinschwinden, ohne daß ihm die neue Sprache und deutsche Art recht bequem und handlich sind, während dieser Zeit, welche oft mehre Menschenalter umfaßt, wird sein inneres Leben sehr schwach, sehr unschön, sehr leer und dürftig; für sein ideales Empfinden fehlt ihm jeder glückliche Ausdruck, die polnischen Melodien hat er vergessen, die deutschen tönen ihm fremd und kommen ihm spärlich zu Ohren; die alten würdigen und zahlreichen Sprüche und Ceremonien, mit denen er die Jahresfeste, alle Familienereignisse, kurz sein gesammtes Leben sich weihte und schmückte, werden ihm unklar

und gehen mit dem Verständniß der slavischen Sprache, an denen sie hängen, zu Grunde, und dadurch verliert er mehr an Selbstgefühl, ja an sittlichem Halt, als wir Kulturmenschen glauben. — Es versteht sich, daß dieser Uebergang aus der naiven slavischen Existenz zu Kultur und Bewußtsein der Deutschen im Großen betrachtet doch ein ungeheurer Fortschritt ist, aber wohlverstanden, für das ganze Volk, für die Zukunft, nicht für die Einzelnen, welche ihn in sich nur unvollständig durchmachen. Die Uebergangsgeneration selbst wird schwach, haltlos, roh und unruhig erregt. In Schlesien ist seit hunderten von Jahren das ursprüngliche polnische Element schrittweise von Dorf zu Dorf zurückgedrängt worden, gegenwärtig beherrscht es in Oberschlesien noch eine halbe Million Menschen, natürlich nur auf dem flachen Lande. Das Polnisch, welches sie sprechen, ist ein alter verkümmerter Dialekt, durch Schriftsprache und den Mund der Gebildeten nicht fortgezogen; außer einigen Gesang- und Gebetbüchern, einzelnen obrigkeitlichen Erlassen und den demokratischen Plakaten dieses Sommers hat es fast gar keine Litteratur. Wie die Sprache ist auch das Leben der ländlichen polnischen Bevölkerung verkümmert. Der Grundbesitz ihrer Gegend ist fast ganz in den Händen großer Eigenthümer, wenig kräftige bäuerliche Besitzungen, sehr viele kleine Leute, deren Grundstücke großentheils so sehr durch Servituten, durch Gespann- und Handdienste belastet sind, daß eine Ablösung auf gesetzlichem Wege bis jetzt oft zur Unmöglichkeit wurde. Die polnische Bevölkerung mußte auf ihrem Terrain zusammengedrängt bleiben, weil ihre Sprache das übrige Schlesien zum Ausland machte, die Folgen davon waren ein sehr niedriger Tagelohn, der ihnen wenig andere Nahrung als Kartoffeln und Branntwein gestattete, nachlässige Arbeit, elende Bewirthschaftung ihres Feldes, Verarmung und all der Fluch, welcher mit der Armseligkeit in die Hütten einzieht. Selbst der große Aufschwung, welchen die Berg- und Hüttenindustrie seit etwa zwanzig Jahren genommen hat, ge-

reichte dem polnischen Landmann mehr zum Fluch als zum Segen. Allerdings war ihm Gelegenheit gegeben, durch zahlreiche Holz-, Kohlen- und Erzfuhren in den Herbst- und Wintermonaten einiges Geld zu verdienen, da aber die Freude am Sparen und Erwerb in ihm noch nicht geweckt ist, so wurde er durch das Leben auf der Landstraße ein liederlicher Säufer. Kamen nun Jahre, wie die letztvergangenen, wo sein einziges Nahrungsmittel, die Kartoffel, mißrieth, so war er jedem Elend und den scheußlichen Folgen des Hungers preisgegeben. Von der Hungerpest Oberschlesiens haben die Zeitungen genug gemeldet. An den Grenzen aber, wo slavische und deutsche Sprache zusammenstoßen, z. B. im Kreuzburger und Rosenberger Kreise, haben wir gesehen, wie wüste Rohheit und nervöse Unruhe die halb polnische, halb deutsche Bevölkerung bis zum Mord und Aufruhr trieben. Und fragt man, wie dieses Leiden zu heilen ist, so wird man nur ein Mittel finden, Zwangsgesetze und eine Diktatur, welche ein schnelles Germanisiren der polnischen Jugend bewirkt, dem Alter die Freiheit nimmt, sich durch eigene Schwäche zu vernichten und die Möglichkeit gibt, freie Thätigkeit zu gewinnen.

Weit jünger ist der Ursprung eines andern socialen Trauerspiels, welches sich in der schönen Natur des schlesischen Gebirges von der Grafschaft Glaz an bis nahe an die sächsische Grenze in den lang gestreckten Thaldörfern und am Fuß der Vorberge abspielt; das Schicksal der Leinwand- und Baumwollenweber und Garnspinner, das Unglück von beiläufig 50,000 Familien und mehr als 200,000 Menschen. Wohl ist es hier nicht die Absicht, den Leser durch detaillirte Schilderungen menschlichen Elends zu quälen, er mag voraussetzen, daß an Einzelnen alle Gräuel, welche die Litteratur vor kurzer Zeit mit Vorliebe darstellte, zur Erscheinung kommen. Aber belehrend ist es, dem Gange nachzuforschen, welchen das Unheil da nimmt, wo es über große Richtungen industrieller Thätigkeit hereinbricht.

Seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts blühte die Linnenweberei in den Gebirgsdörfern schnell und üppig auf, unter den Dorfbewohnern entwickelte sich eine zahlreiche Klasse von webenden Handarbeitern, welche großentheils ohne Grundbesitz waren. Das Weben hatte die einfachen Formen des Handwerks; ein Webstuhl, vielleicht zwei, standen in der Wohnstube, der Hausherr webte, die Familienmitglieder besorgten die Nebenverrichtungen. Der Flachs wurde roh oder gesponnen zu den Wochenmärkten der Kreisstädte von den Landbauern selbst oder von kleinen Flachshändlern oder den Spinnern gebracht, stets fand der Weber das Material in unmittelbarer Nähe. Seine Waare ließ er vom Bleicher entweder gegen Lohn bleichen, oder er trug sie roh auf den Markt und verkaufte sie an die Handelsleute seiner Gegend. Nur der geringere Theil der Leinwand wurde im Lande selbst verbraucht, der größere ging zu Lande nach Polen und Rußland, oder durch die Seestädte nach Spanien und den südamerikanischen Colonien. Der schlesische Kaufmann war bei diesem Handel selten mit eigenen Capitalien, in der Regel nur als Commissionär betheiligt. So blühte die Leinwandindustrie ohne große Capitalien in einer Hand, es hing an jedem Schock fertiger Leinwand ein Bruchtheil der Existenz von fünf bis sechs selbstständigen Haushaltungen, der des Flachsbauers, des Flachs- und Garnhändlers, des Spinners, des Webers, des Bleichers und des Kaufmanns. Der Verkehr zwischen diesen Allen hatte zwar wenig von den Formen, welche der moderne Socialismus vorschreibt, war aber doch in so fern entschieden socialistisch, als das Ineinandergreifen der einzelnen Thätigkeiten ein sehr schnelles und geordnetes, der Privatvortheil jedes Einzelnen gering, fast bis auf den Pfennig zu berechnen und ziemlich gleichförmig war, von der Art, daß er bei mittelmäßiger Energie dem Flachshändler, dem Spinner und Weber, so wie dem kaufmännischen Commissionär das Leben in einfachen Formen sicherte. Die Hilflosigkeit eines solchen Be-

triebes kam zu Tage, als England in diesem Jahrhundert seine Maschinen baute und die Linnenindustrie mit großen Capitalien in Fabriken zu betreiben anfing. Die schlesische Leinwand konnte die Concurrenz mit der englischen nicht aushalten, und die Bekanntschaft mit der Baumwolle und ihren Twisten verführte den speculirenden Händler von seinen Webern verfälschte Waare schaffen zu lassen, wodurch die schlesische Leinwand sich im Ausland vollends discreditirte. Von dem Augenblick an brach das Verderben über die kleinen Dorfweber herein. Der Preis ihrer Waare war gesunken und der schwache Kaufmann drückte sie mehr und mehr, weil er selbst durch fremde Concurrenz gedrückt wurde; die alterthümlichen, unvollkommenen Webstühle wurden wurmstichig und unbrauchbar, es fehlte diesen Kindern des Volkes sowohl an Mitteln, sich bessere zu schaffen, als auch an Intelligenz und gutem Willen. Die frühere bessere Lage hatte unter ihnen einen Kastengeist, einen Stolz auf ihr Handwerk hervorgerufen, jetzt machte sie die Erinnerung daran störrisch und unzugänglich für Neuerungen, sie nannten sich „freie Weber“ und verachteten den Landbauer und Fabrikarbeiter. Und doch brachte steigende Verarmung die nachtheiligen Folgen der sitzenden Lebensweise an ihnen auf erschreckende Weise zu Tage. Ihre ganze Sippschaft kam in einen Zustand von physischer und moralischer Schwäche, der körperliche Mißbildungen, Krankheiten und ein jammervolles scrophulöses Aussehen zur Folge hatte. Nur wenige junge Männer aus den Weberdörfern sind jetzt noch fähig ihre Militärjahre abzudienen. So ist die Geschichte des schlesischen Gebirges ein starker Beweis, daß für das Gedeihn jeder Industrie große Capitalien in einer Hand und eine freie, strebsame Intelligenz nöthig sind. Noch in neuerer Zeit ist es einzelnen Kaufleuten, welche mit größerer Intelligenz und stärkerem Kapital arbeiteten, gelungen, sich selbst Reichthum und einer Anzahl von Webern dauernde Beschäftigung zu geben, aber das Ungesunde dieser handwerks-

mäßigen Freiweberei bewies sich selbst in solchen Ausnahmsfällen, denn der elende Weber wurde wenig durch das Gedeihn des Kaufmanns gefördert. Wenn von Zeit zu Zeit hastige Menschenliebe durch Geldunterstützung und Waarenbestellungen der sterbenden Industrie aufzuhelfen suchte, so war solche Hilfe nutzlos, nur eine Verlängerung des Todeskampfes. Hilfe gibt es für dies klägliche verkommene Geschlecht der Weber nur dadurch, daß ihre Kinder gezwungen werden, andere Nahrungszweige zu ergreifen, oder die Linnenkultur in zeitgemäßer Verbindung mit Kapital und Intelligenz treiben zu lernen. Was bis jetzt in dieser Richtung durch die Regierung und Privatleute geschah, war wohlgemeint, aber durchaus unzureichend.

Das größte Unglück des schönen Landes aber ist gegenwärtig seine Lage. Auf der einen Seite die russische, auf der andern die östreichische Grenze, die erstere mit eherner Mauer verschlossen, die andere durch lästige Zollgesetze fast eben so sehr abgesperrt. Seiner Lage nach ist Schlesien auf den Verkehr mit dem Osten hingewiesen, seinen frühern Wohlstand, ein zweihundertjähriges Gedeihen seiner kleinen Städte verdankt es dieser Lage. Schlesische Tuche und andere Gewirke, die Produkte des deutschen Handwerkerfleißes, gingen zugleich mit den Colonialwaaren in großen Massen durch Polen, Rußland, bis Kiachta an die chinesische Grenze. In großen Caravanen brachten die Söhne des Ostens Erzeugnisse ihrer Viehheerden: Leder, Talg, grobe Wolle, Wachs 2c. nach Breslau und tauschten dafür ein, was ihr Land nicht erzeugte. Eine goldene Zeit für Kaufmann und Handwerker, mühelos und hundertfältig war der Gewinn. Da kam Rußlands Absperrungssystem und an die Stelle des Völkerverkehrs trat ein trauriger Schmuggelhandel in den verarmenden Grenzstädten. Aber noch war ein Thor für den Absatz geöffnet, Krakau. Dieser kleine Freistaat war für Schlesien von unendlicher Wichtigkeit, denn ganz Galizien, die Bukowina und was darum lag, war durch alte Vorliebe, Gewohnheit und

die große Handelsstraße in kaufmännischer Abhängigkeit von Krakau, und der Handel dorthin war für den Schlesier frei und ehrlich. Da ließ die preußische Regierung sich bereit finden, Krakau an Oestreich zu überlassen, ohne für den schlesischen Handel nach Krakau die Privilegien zu erwirken, deren die Provinz dringend bedurfte, und so erhielt der schlesische Großhandel und ein großer Theil der Industrie seinen Todesstoß. Man hat der preußischen Regierung harten Vorwurf über die Unterzeichnung des Einverleibungstractats gemacht und in der That war die Hast, mit welcher die Unterschrift gegeben wurde, sehr unnöthig. Der König hatte unterzeichnet, und die Mehrzahl seiner Minister wußte nichts davon, auch die des Innern und der Finanzen nichts. Indeß können wir schon jetzt beurtheilen, daß es kaum in der Macht Preußens gestanden hätte, dem schlesischen Handel und Verkehr die gewünschten Vortheile zu sichern, und ferner, daß durch die Folgen der Krakauer Revolution, durch die Verwüstung und Verarmung Galiziens wenigstens für eine Reihe von Jahren vortheilhafte Handelsbeziehungen unmöglich geworden wären. Oestreich aber hatte das größte Interesse, seine Zolllinien über Krakau hinauszurücken und dasselbe von Schlesien abzusperren, nicht nur, weil das widerspenstige Krakau dadurch zu einer Provinzialstadt herabgedrückt wurde, sondern noch mehr, um die große Waarenstraße für seinen Osten von Hamburg und Breslau fort nach Triest und Wien zu verlegen. Vieles hätte es auf's Spiel setzen müssen, um dieses Ziel zu erreichen. Für Schlesien aber waren die Folgen sehr traurig. Seine besten Märkte hat es verloren, sein Verkehr mit dem Ausland hängt jetzt allein von den Conjuncturen Englands und dessen momentaner Schwäche in irgend einem Ein- oder Ausfuhrartikel ab. Selbst eine sehr unwahrscheinliche Veränderung der öftreichischen Zollgesetze, welche die Schlagbäume zwischen Böhmen und Schlesien niederwürfe, würde Schlesien nicht viel helfen, denn Böhmen ist ein Concurrent, kein Abnehmer für

Schlesien. Wenn unter solchen Umständen der Breslauer Kaufmann noch Thätigkeit und Selbstgefühl zeigt, so muß doch er zumeist die Empfindung haben, daß das Lebensmark aus den Gliedern seiner Provinz schwindet, und die Zukunft nicht fern ist, wo das Gefühl dieses Unglücks allgemein und sehr sichtbar werden wird.

So liegt ein großes Land, so schön, so reich wie irgend eines in Deutschland, unter dem Bann dunkler Gewalten, und nur eines kann sein Geschick ändern, die Ueberzeugung, daß es kein Unglück gibt, welches nicht durch Manneskraft und Mannesmuth besiegt werden kann: aber freilich muß diese Ueberzeugung erst zur That werden und dem Lande schaffen, woran es keinen Ueberfluß hat, Männer.

Die Physiognomie von Breslau.

(Grenzboten 1849, Nr. 21.)

Der Streich ist gefallen, der seit einem Jahr unserem Haupt drohte, auch wir haben einen Barrikadentag gehabt und der Belagerungszustand hängt mit seinen häßlichen Fledermausflügeln über den spitzen Giebeln unserer alten Stadt. Das Detail des hiesigen Aufruhrs ist aus den Zeitungen bekannt, es ist so traurig als möglich und gleicht ähnlichen Momenten in anderen Städten so sehr, daß wenig darüber zu sagen ist; doch hatte Breslau vor anderen Städten vielleicht größere Rohheit des Pöbels, größere Bornirtheit und Feigheit der Aufhetzer und im Verhältniß zu der Masse blutiger Phrasen und Vorsätze auch weniger Leichen zu beklagen, als andere Städte, obwohl die Anzahl der letzteren leider groß genug ist. Wer Breslau früher gekannt hat, die alte respektable Stadt mit den hohen Thürmen, dem prächtigen Marktplatz, den lebenslustigen Leuten und dem frischen Verkehr in den engen Straßen, der konnte sie seit vorigem Frühjahr traurig verwandelt finden, sie sah aus, wie eine freundliche dicke Dame, die in ihren

Vermögensverhältnissen sehr heruntergekommen ist, ihr Gesicht wird sauertöpfisch, ihr Rock fadenscheinig und bettelhaft. Es war jammervoll, wie die Stadt aussah; das Gedränge auf den Straßen hatte noch zugenommen, aber es waren meist schmutzige, verwilderte Gesichter, unreinliche und wüste Bärte, eingefallene Augen und faltige Wangen, die man an den slavischen Köpfen der Einwohner zu bewundern hatte. Keine Stadt Deutschlands hat ein so zahlreiches und so demoralisirtes Proletariat, als Breslau, und ich muß hinzusetzen, in keiner Stadt ist es seit einem Jahr so furchtbar gewachsen, als hier. Das hat mehre Gründe. Die slavische Vergangenheit Schlesiens hat seiner Hauptstadt als letztes Erbtheil eine schmutzige Armseligkeit und Mangel an Energie in den unteren Schichten der Vermögenslosen zurückgelassen. Die Nachbarschaft Polens und die Handelsverhältnisse Schlesiens als einer Grenzprovinz, haben große Entwicklung der Industrie viel weniger, als einen Kleinhandel und Handwerkerthätigkeit begünstigt. Die Bevölkerung Breslau's besteht fast ausschließlich aus kleinen Handwerkern, solchen, die ohne Capital von der einen Woche zur andern lebten und aus den großen Märkten der Hauptstadt und der Provinz ihre Existenz fristeten, die immer kläglicher wurde, je fester die polnische Grenze sich verschloß. Solche Bevölkerung kann die Verluste eines Revolutionsjahrs nicht überstehen, ohne die größte Einbuße an Selbstgefühl und moralischer Kraft zu erleiden. Und dieser zahlreichste Theil der Bevölkerung, der arme zurückgekommene Bürger, war gefährlicher, unruhiger und gesetzloser als der Arbeiter, der an regelmäßige Fabrikthätigkeit gewöhnt ist, oder der junge Gesell, der am Leben noch nicht verzweifelt. Es war eine traurige Beschäftigung für Physiognomiker, im letzten Herbst oder Winter die Wachmannschaften der Bürgerwehr zu beobachten, wie sie sich mühsam mit der langen Muskete schleppten, ein schwächliches, bleiches Geschlecht, ohne jede Spur der stämmigen Behaglichkeit, welche den Nationalgardisten in Wien

oder Berlin treu begleitete, auch wo ihn die kriegerische Haltung verließ. — Und vollends die Lungerer und Bummler auf den Straßen, welche abscheulichen Köpfe, welche Rohheit in ihren Reden und welch frecher Uebermuth in ihrem Benehmen. Bis zum December vorigen Jahres war es für Männer und Frauen nicht rathsam, in neuem Rock oder mit dem Strich einer eleganten Toilette über die Straße zu schlüpfen und wer das Renommée hatte, kein „Demokrat" zu sein, that weise, nach Sonnenuntergang nicht ohne eine Waffe in der Tasche auszugehen. Glauben Sie nicht, daß ich übertreibe, es war eine sehr häßliche, schlechte Zeit, die wir verlebt haben und es ist nothwendig, sich daran zu erinnern, um die gegenwärtige Stimmung der Stadt nicht auffallend zu finden. —

Breslau brachte gefährliche Elemente in die Revolutionszeit und hat die Schrecken derselben redlich durchgemacht. Die Bürgerwehr war so schlecht disciplinirt, so unsicher und anmaßend als möglich, die städtischen Behörden einer schreilustigen und unzuverlässigen Bevölkerung gegenüber so schwach als möglich, und die „demokratischen" Vereine so thätig, talentlos und frech, als möglich. So konnte es geschehn, daß durch Vermittlung des Russen Bakunin, welcher sich incognito in Breslau aufhielt, damals Ruge als Candidat nach Frankfurt durchgesetzt wurde, so kam es, daß das ganze vorige Jahr ein Straßenscandal auf den andern folgte, daß diesen Herbst und Winter Diebstähle, Noth und Cholera fürchterlich um sich griffen und daß Breslau ein widerliches Bild von politischer Unreife und Bürgerschwäche gewährte. Ueber die Führer der alten Demokratie in Breslau: Stein, Behnsch, Graf Reichenbach, Nees von Esenbeck, Engelmann, Laßwitz u. s. w. ist wenig zu sagen, sie waren politische Boviste, nicht besser und nicht schlechter, als Clubführer zu sein pflegen; da sie jetzt in Unglück und Gefahr sind, so hat dies Blatt ein Recht, sie zu schonen und deshalb möge hier nur die Bemerkung stehen,

daß die große Schwäche der gemäßigten Partei sie erst zu etwas gemacht hat. Hätte Breslau einen einzigen starken Charakter unter seinen städtischen Autoritäten gehabt, Vieles wäre anders und besser geworden.

Die conservative Partei aber war bis zum Spätherbst 1848 ohne jede erwähnungswerthe Organisation, denn ihre Clubs waren nicht der Rede werth, nichts als ein schwächliches Geschwätz und leere Bänke. Die Auflösung der Nationalversammlung aber rief gegen die Steuerverweigerer eine Verbindung der conservativen Kräfte in's Leben, den Verein für Gesetz und Ordnung. Er schwoll zu großer Ausdehnung an, alle furchtsamen Herzen und reactionären Wünsche schlossen sich an ihn an, er wurde eine Macht für Breslau und unterstützte die Behörden wirksam und energisch bei den Winterleiden der Stadt. Der Einfluß, den das geschlossene Auftreten der Conservativen ausübte, zeigte sich sehr bald auch darin, daß die demokratischen Clubs immer mehr in Verfall geriethen. Freilich war der neue Verein nichts als eine verständige Reaction der Besitzenden gegen die Ruhestörer; er war nützlich bis zu dem Zusammentreten der letzten preußischen Kammern, ist aber schon vor der Erklärung des Belagerungszustands überlebt und für den politischen Fortschritt Breslau's unnütz geworden. Es sind ehrenwerthe und tüchtige Männer, welche sich ihm widmeten; aber man konnte an ihm sehen, daß ein solcher Verein, der sich nicht auf einen bestimmten Zweck concentrirt, sondern in den politischen Fragen des Tages sein Votum abgibt, die Mitglieder nie fördert, sondern zurückhält.

Die Presse Breslau's wird durch drei größere Zeitungen vertreten, welche alle, als echte Provinzialblüthen, aus Inseraten mehr als aus Abonnentengeldern ihr Gedeihen schöpfen. Die Schlesische Zeitung ist ein respektables Blatt, einer respektabeln Handlung gehörig und wird sehr wohlmeinend und conservativ redigirt. Ihr offizieller Redakteur Voigt ist ein tüchtiger Geschäftsführer, die Seele der Politik ist Hahn, ein junger

talentvoller Mann, Hauptsprecher im Verein für Gesetz und Ordnung. Die Schlesische Zeitung ist wie ein schlesischer Geschäftsfreund aus gutem Hause, etwas breit und wortreich, geneigt das Beste aus Allem herauszusaugen, loyal und salbungsvoll, voll Zorn gegen die Bummler, aber durchaus gutherzig und gern guter Laune, wenn es die Demokratie nicht gar zu bunt treibt.

Ihr zur Seite läuft die Breslauer Zeitung, die einst der Ehrenmann Karl Schall, Breslau's Falstaff, gegründet und der Avanturier von Baerst von ihm geerbt hat, bis sie in die gegenwärtigen ehrlichen Bürgerhände gekommen ist. Die Geschichte dieser Zeitung ist ein kleiner düsterer Roman, in dem berühmte Todte, Gaunereien und Täuschungen scandalös genug vorkommen. Der gegenwärtige Redakteur und Miteigenthümer Nimbs ist zu gleicher Zeit Theaterdirektor nnd man erzählt sich, daß er beide Institute zeitgemäß und constitutionell nach den Grundsätzen des Selfgovernments verwaltet, Zeitung und Theater regieren sich selbst und es wird nicht durch doctrinäres Wesen oder Arroganz dem Publicum irgend ein Aergerniß gegeben. Die Breslauer Zeitung ist etwas jünger und kleiner als die Schlesische und als ein jüngeres Herrchen von mäßiger Statur auch beträchtlich mehr links, als seine Schlesische Tante. Dem Demokraten erster Klasse wird sie durchaus nicht genügen, denn ihr Herz ist noch weich und menschlicher Gefühle fähig, sogar für Könige und was noch mehr sagen will, für Regierungsbeamte, sie haßt nicht, aber sie mißtraut, ja sie mißtraut sehr und schüttelt schwermüthig den Kopf oder schlägt wohl auch in hitziger Aufregung auf die Rocktasche, als auf den Ort, wo verzweifelte Gesellen furchtbare Mordgewehre tragen, sie selbst hat aber nichts darinnen, als ihr Sacktuch und eine Düte Bonbons für die Damen vom Theater. Sie ist ein gutherziger Krakehler, der zuweilen mit Widerwillen Scandal macht, blos um nicht durch Zufriedenheit und Lächeln ein Aergerniß zu erregen; und ist das Blatt aller unzufrie-

denen Freisinnigen, welche recht viel Freiheit wollen, aber keinen Communismus. — Das dritte Blatt, die Allgemeine Oderzeitung, von einer ultramontanen Partei gestiftet, ist jetzt das auserwählte Blatt der Demokratie, eine schlechte Zeitung, die viel Schuld hat an der blödsinnigen Aufregung des Landvolks in Schlesien. Wenn ein ehrlicher Breslauer alle drei Zeitungen alle Morgen zu lesen im Stande wäre, er müßte ein wunderbarer Philosoph werden, denn täglich würde eine Zeitung die Wirkung der andern neutralisiren; z. B. der König hat eine Verfassung octroyirt, die Schlesische Zeitung ruft: Hurrah! die Breslauer: Sehr bedenklich! die Oder: Fluch! — oder: Graf Zieten ist zum Deputirten für den Breslauer Landkreis erwählt, die Schlesische: Hurrah! die Breslauer: Sehr bedenklich! die Oder: Fluch! — oder: In Dresden ist der Bürgerkrieg ausgebrochen! Die Schlesische ruft: Fluch! Die Breslauer: Erfreulich aber bedenklich! Die Oder: Hurrah! Hurrah! — Da nun bei Ausbruch der Revolution ungefähr ein Drittel der sämmtlichen Zeitungsabonnenten so viel selbstständige Meinung hatte, um sich das Blatt nach ihren politischen Ansichten zu wählen; zwei Drittel der Abonnenten aber durch die Zeitung, die sie grade hielten und die großentheils ihre einzige Tageslektüre war, erst zu einer politischen Farbe gebracht wurden, so kann man ermessen, welchen ungeheuern Einfluß auf die politische Stimmung unserer Provinz von 3 Millionen Menschen durch diese drei Zeitungen ausgeübt wurde. Wenn z. B. die jüngern katholischen Geistlichen im vorigen Jahr der großen Mehrzahl nach radikal waren und ihre Gemeinden in derselben Richtung führten, so war ihre ungesunde sociale Stellung viel weniger die Ursache, sondern der zufällige Umstand, daß sie die Oderzeitung noch aus ihrer katholischen Periode her zu halten gewöhnt waren. Eine solche Betrachtung unserer Volksintelligenz ist sehr demüthigend, aber sie ist leider wahr.

Den letzten Winter verlebte Breslau in einer Abspannung,

die etwas Trostloses hatte. Die demokratischen Clubs waren erschlafft, die Cholera wüthete furchtbar in den lichtarmen und schmutzigen Wohnungen der Armen, der Verein für Gesetz und Ordnung hielt seine Sitzungen und auf der Straße prügelten sich hin und wieder zwei Verbindungen, die schwarz und weißen Landwehrkreuze unter dem Motto: Mit Gott für König und Vaterland, und die rothen Landwehrkreuze, eine demokratische Verbindung von Bummlern. So lange die Kammern versammelt waren, hielt diese mißliche Ruhe an, die ungeschickte Auflösung der zweiten Kammer warf neuen Gährungsstoff in die Massen und die deutsche Frage wurde von der demokratischen Partei zum Vorwand genommen, eine Schilderhebung zu versuchen. Der 20 te Mai scheint ursprünglich auch in Breslau dazu bestimmt gewesen zu sein und die letzten Fäden des Complotts waren in den Händen eines geheimen Comités, von welchem der erwähnte Russe Bakunin, der in Dresden selbst commandirte, ein thätiges Mitglied war. Die Führer der Breslauer Demokratie waren wahrscheinlich theils im Einverständniß, theils selbst dupirt. Die Taktik der Empörer war hier, nicht hinter den aufgeworfenen Barrikaden zu kämpfen, sondern die Truppen an dieselben zu locken und aus den benachbarten Häusern auf die Stürmenden zu schießen. Es war ein böser Tag in der Geschichte Breslau's und der Belagerungszustand noch nicht die schlimmste Folge desselben.

Weit gefährlicher für die gute Sache ist die Stimmung der „constitutionellen" Partei in Breslau. Diese besteht, wie Sie wissen, aus dem zahlreichen und angesehenen Kaufmannstand, aus der überwiegenden Mehrzahl der Beamten, einigen Professoren und der verhältnißmäßig geringen Anzahl wohlhabender und besonnener Bürger, wozu noch die in Breslau lebenden Gutsbesitzer mit ihrem Familienanhang gerechnet werden mögen, letztere fast durchweg von Adel und tüchtige Reactionäre. Seit einem Jahr hat diese Partei für Eigenthum und Leben gefürchtet und sie hatte in der That Grund

dazu, seit einem Jahr ist ihre Sehnsucht vor Allem auf Herstellung eines geordneten Zustandes gerichtet, welcher dem Privatleben und Verkehr Sicherheit und Garantien bietet. Und deshalb ist diese Partei zunächst darauf angewiesen, die Regierung zu kräftigen, damit diese ihr selbst und dem Lande ein kräftiger Schützer sein könne. Wer wird solche Reflexionen tadeln? sie sind natürlich und haben volle Berechtigung. Aber traurig ist es, daß die tüchtige Kraft und die deutsche Gesinnung vieler Einzelnen durch diese herrschende Parteipolitik gebunden sind; und noch trauriger ist, daß aus diesen Gründen für die Sache des deutschen Volkes und seiner Verfassung von Breslau und Schlesien wenig zu hoffen ist. Man kann sich eines sehr bittern Gefühls nicht erwehren, wenn man sieht wie durch die Schurkerei und die Dummheit einer bornirten und leidenschaftlichen Partei auch die Verständigen in Einseitigkeit getrieben und in ihrem Gesichtskreis bornirt worden sind. Erwarten Sie, ich wiederhole es, von Breslau Nichts für die Sache des deutschen Volkes; die Parteibildung der Stadt und Provinz ist noch gar nicht reif für einen energischen und männlichen Widerstand gegen die preußische Regierung, so traurig steht es damit noch in Breslau, daß der Belagerungszustand von Vielen als ein Glück gepriesen wird, und ich versichere Sie, es sind keine schlechten Männer, die so sprechen.

Die Juden in Breslau.

(Grenzboten 1849, Nr. 30.)

Die Emancipation der Juden als Staatsbürger, welche das vorige Jahr brachte, hat bei uns auch in ihren geschäftlichen Beziehungen zu den Christen allerlei Veränderungen hervorgerufen. Es lassen sich Betrachtungen von allgemeinem

Interesse daran knüpfen, und deshalb möge Ihr Blatt auch diesem Thema einige Seiten gönnen.

Statt der provisorischen Handelskammer ist endlich bei uns die gesetzliche zusammengetreten, in welcher die Juden eine gleichmäßige Vertretung mit den Christen nach Außen erhalten, da sie in dieselbe mit wählen und mit gewählt worden sind. Außerdem aber sind auch die innern Verhältnisse der hiesigen kaufmännischen Börsencorporation umgestaltet worden. Die alte Corporation der an der Börse recipirten Kaufleute hört auf, und alle Handelsleute, welche den Steuersatz Litt. A zahlen, d. h. Handel mit kaufmännischen Rechten treiben, bilden die neue Corporation, also auch die Juden, welche bis jetzt ganz ausgeschlossen waren. Für die Juden war diese Aufnahme deswegen von Wichtigkeit, weil die bisherige Corporation der Börsenkaufleute ein sehr bedeutendes Vermögen an Gebäuden, Mobilien und Effecten besaß, von welchem sie auf einmal Mitbesitzer geworden sind. In einer Generalversammlung der gesammten Kaufmannschaft haben die Juden dieses Recht durch fünf Stimmen Majorität erworben, weil die Christen zu indolent waren, in der nöthigen Anzahl zu erscheinen und ihre Interessen zu verfechten. Da der Beschluß aus freier Selbstbestimmung der Betheiligten hervorgegangen ist, läßt sich nichts dagegen einwenden, obgleich er allerlei wunderliche Consequenzen haben muß, welche für Breslau sehr auffällig sind. Der jüdische Kaufmann steht in Breslau in der öffentlichen Meinung noch nicht so gut, wie z. B. in Leipzig oder Frankfurt, zum Theil durch eigne Schuld. Die Lage Schlesiens an der Grenze von Posen, Polen und Galizien, begünstigt ein fortwährendes Eindringen der polnischen Schacherjuden in die Provinz, und dies jüdische Element, welches vom Osten herkommt, beginnt seinen Bildungsprozeß in der ersten Generation bei uns, die zweite Generation geht nach Berlin, die dritte nach Frankfurt. Da hier die Destillation anfängt, bleibt auch der meiste Schmutz bei uns sitzen.

Der polnische Jude von altem Styl, welcher nach Breslau kommt, seine Geschäfte zu machen und sich mit oder ohne polizeiliche Erlaubniß einen großen Theil seines Lebens hier aufhält, läuft schwarz und geschäftig, wie eine Ameise, durch die Straßen der Stadt und wird an Genügsamkeit durch nichts in der Welt übertroffen. Er schläft in seinen Kaftan gewickelt auf der Diele irgend eines Gastfreundes, dem er dafür wenige Pfennige bezahlt, sein Mittagmahl ist ein Hering, Zwiebeln, die er in seiner Tasche trägt, und ein Stück Brot. Seine Reisen nach Breslau macht er nicht gerne zu Fuß, lieber auf dem Wagentritt einer Extrapost, wofür er den reicheren Glaubensgenossen, welche zur Messe über Breslau nach Leipzig fahren, ein Geringes bezahlt. Eine solche Extrapost von Brody nach Lemberg sieht aus, wie eine dicke Weintraube von Menschenbeeren, im Wagen sitzen die vier Reichen, an jedem Wagentritt, auf dem Kutschensitz und hinter dem Wagen hängt ein armer Bacher wie eine Weinbeere in trauriger Lage. Er wird gestoßen und geschüttelt, die Füße werden ihm steif vom Kauern, die Hände zittern vom Anklammern, der kalte Wind schneidet ihm bis ins Mark, die Sonne glüht auf ihn mit brennender Malice, der Staub überzieht ihn mit grauer Decke, jeder Augenblick des Schlummers bringt ihn in Lebensgefahr. Aber diese Art zu reisen ist bei alle dem billiger und geht schneller als Laufen. Im vorigen Jahre kam ein solcher Geschäftsmann von Brody nach Breslau, beiläufig 120 Meilen weit her, um eine faule Forderung von 60 Thlr. einzuziehn; kein Christ würde eine solche Reise um solches Geld wagen.

Sein Herz hat der fremde Jude in der Heimath gelassen bei seiner Familie, er denkt nichts, er träumt nichts, er will nichts als speculiren, und nicht nur über große Summen, über wenige Groschen brütet seine Phantasie Tage lang, laufen seine Beine unermüdlich, vom Morgen bis zum Abend. Jene Tugend, durch welche der solide Kaufmann seinen Egoismus adelt, die kaufmännische Ehre, er kennt sie nicht; aber er nimmt

den Schein der Sicherheit und Zuverlässigkeit mit Ausdauer und Erfolg so lange an, bis es ihm lohnt, irgend etwas Bedenkliches zu thun, was nach unsern Begriffen durchaus unehrlich ist, ihm nur einen gewagten Streich gilt. In seinen Geschäften mit soliden Handlungen speculirt er mit seiner Ehrlichkeit eben so fein als naiv. Ein Beispiel. Der Verkauf von Producten aus Galizien macht sich in Breslau in der Regel so, daß der Breslauer Kaufmann zum Commissionär der galizischen Juden wird. Da aber der Jude, welcher verkauft, weder Capital noch Credit hat, so hat diese Geschäftsverbindung ihre eigenthümliche Schwierigkeit. Der Jude bittet zuerst ein solides Haus in Breslau oft flehentlich, seine Waaren in Commission zu nehmen, das erlangte Versprechen betrachtet er als große Gunst. Sobald er aus seiner Heimath die Waaren dem Frachtfuhrmann übergeben hat, sendet er den Verladeschein nach Breslau und zieht seine Wechsel auf das Breslauer Haus zu einem Betrage, welcher den sichern Werth der Waaren fast erreicht. Der Kaufmann in Breslau verkauft die Waaren, berechnet ihm die Zinsen des vorher gezahlten Capitals und wenige Procente als Commissionsgebühren und zahlt ihm den Ueberschuß heraus. Das Risiko des Handlungshauses besteht darin, daß es die Wechsel, welche der Jude ausgestellt hat, in der Regel acceptiren muß, bevor die langsamgehende Fracht in seinen Händen ist. Darauf baut der Jude sein System. Durch drei, vier, oft mehre Jahre, ist er ehrlicher Geschäftsmann, endlich, wenn er seinen Gegner sicher gemacht hat, wagt er den großen Schlag, zieht eine ansehnliche Summe auf den Kaufmann und läßt die Waaren nicht ankommen, indem er sie anhält, bevor sie die Grenze passirt haben und anderweitig verkauft. Diesem gewöhnlichen Manöver gegenüber besteht die Taktik des Breslauer Kaufmanns darin, daß er das Geschäft mit seinem jüdischen Gegner im rechten Augenblick, grade dann abbricht, wenn der Galizier durch außerordentliche Solidität die Aussicht eröffnet, daß er nächstens

seinerseits auf geniale Weise abbrechen werde. Ist dem Breslauer Kaufmann seine List gelungen, so empfindet der Jude als einen unersetzbaren Verlust, daß er so viel Ehrlichkeit umsonst aufgewendet hat, er klagt heftig wie über ein verlornes Capital, aber er bewundert den Kaufmann um so mehr und wird um so erpichter darauf mit ihm Geschäfte zu machen.

So kommt es, daß ein Handelshaus, welches oft Geschicklichkeit im Abbrechen solcher Geschäfte gezeigt hat, seinerseits ein unendliches Renommé und Vertrauen bei den Juden Galiziens bekommt und mit Geschäftsanträgen überlaufen wird. Auch das ist ein Beweis von der unvertilgbaren Güte der menschlichen Natur. Gelingt aber dem Juden seine List, so verschwindet er auf mehre Jahre spurlos, kommt aber vielleicht doch wieder zu demselben Handelshause zurück, wenn er annimmt, daß seine alte Sünde vergessen und verziehen ist. Es ist ein Verkehr, wie mit Kindern oder Wilden und als Kinder und Wilde werden sie behandelt. Dies Beispiel mag statt vieler andern zeigen, daß der Christ in Breslau oft Gelegenheit hat, den Gegensatz zwischen seinem Geschäftsbetrieb und dem der Juden peinlich zu empfinden, zumal trotz einer Anzahl ehrenwerther jüdischer Häuser, die große Mehrzahl der kleinen jüdischen Geschäftsleute noch viele Verwandschaft mit ihren polnischen Nachbaren zeigt. Unrecht aber thut der Christ dem Juden sehr häufig dann, wenn er auch den größern jüdischen Kaufmann wegen seiner nervösen Unruhe und Hast verachtet, welche ihn oft zu gewagten Geschäften treibt und einen soliden Reichthum unter Juden weit seltener macht, als man nach ihrer Betriebsamkeit annehmen sollte. Auch der Mangel an gentiler Leichtigkeit im Abwickeln der Geschäfte und an feinem Ehrgefühl, welches der Kaufmann von gesetzlicher Ehrenhaftigkeit sehr genau zu unterscheiden weiß, wird den Juden mit Unrecht zum Verbrechen angerechnet. Alle diese höchsten Tugenden eines Kaufmanns sind erst die Folgen

eines edlen Selbstgefühls, Stolzes, einer sicheren Stellung zu der menschlichen Gesellschaft, die Blüthen eines freien und leichten Verkehrs mit starken und guten Menschen auch außer dem Geschäft, sie sind auch bei Christen selten genug, war es dem Juden bis jetzt leicht gemacht, sie zu erwerben?

So lange die Juden in den deutschen Staaten unter dem Druck bürgerlicher Unfreiheit lebten, war es nicht an der Zeit, ihnen ihre gemeinsamen Eigenthümlichkeiten und Schwächen vorzuhalten. Jahrelang hat die Presse und die öffentliche Meinung mit bewundernswerther Energie die politische und gesellschaftliche Gleichstellung der Juden mit den Christen vorbereitet. Das letzte Jahr hat diese Gleichheit wenigstens begründet, jetzt ist es ebenso sehr Pflicht der Presse, an die Juden selbst die gemessene Forderung zu stellen, daß sie sich fähig machen, als Gleichberechtigte mit ihren christlichen Brüdern zu leben, und eine Pflicht des Staates ist es geworden, die Schwachen und Verkrüppelten unter den Juden dahin zu zwingen, Menschen des 19. Jahrhunderts zu werden, so weit der Staat überhaupt das Individuum zwingen darf.

Ein Geschlecht, das die eheliche Verbindung mit Christen für eine Gottlosigkeit erklärt, das sich für verunreinigt hält, wenn es aus demselben Becher trinkt, von demselben Teller ißt, aus dem der Christ gegessen und getrunken hat, kann auf gesellschaftliche Gleichheit mit den Christen keinen Anspruch machen; die Gemeinde, welche in ihrer Synagoge die alten Verwünschungsgebete gegen die Nichtjuden nicht aufgeben will und sich in Lehre und Gebet als besonderes Volk gegenüber der deutschen Nation, deren Theil sie ist, empfindet, hat keinen Anspruch auf bürgerliche Gleichstellung mit den Gojim, ein Mann, dessen Gewissen ihm verbietet, am Sonnabend eine Feder in die Hand zu nehmen oder Geld einzucassiren, ist unfähig, irgend ein Gemeinde- oder Staatsamt zu bekleiden. Die Mehrzahl der Juden in Breslau ist in dieser Lage, trotz den Bemühungen unseres vortrefflichen Rabbi

Geiger und dem guten Beispiel, welches durch eine Anzahl angesehener jüdischer Familien gegeben wird. — Es ist gut und schön, daß der Staat den Juden die Pforten seines Gesetztempels weit aufgethan hat, aber wenn er dies gethan hat, muß er noch mehr thun. So lange die Juden als tolerirter Stamm mit einem gewissen Quantum von Staatsbürgerrechten unter uns lebten, durfte er sie noch eher gewähren lassen; es war auch damals sehr schlimm, daß er sich um ihre Schulen und die Bildung ihrer Lehrer und Rabbiner so wenig kümmerte, aber er hatte wenigstens das rohe Schutzmittel für sich benutzt, die falsch und schlecht Gebildeten von manchen wichtigen Richtungen und Thätigkeiten des Staatslebens fern zu halten. Jetzt steht die Sache anders. Der Staat hat ausgesprochen: ich will einen kranken und schwachen Theil des Volkes dadurch aufrichten und heilen, daß ich ihm die Rechte und Pflichten der Gesunden und Starken ertheile; jetzt möge er dafür sorgen, daß die Kranken nicht seine Gesunden anstecken, die Schwachen nicht seine Starken lähmen. — Was bis jetzt geschehen ist, den jüdischen Kultus von stupidem Aberglauben und harter Intoleranz zu befreien, ist sehr unzureichend gewesen, der Staat muß selbst helfen. Wir brauchen ein jüdisches Consistorium (Sanhedrin), eine Bildungsanstalt für jüdische Geistliche, Seminarien für jüdische Lehrer.

Der Sanhedrin wird z u n ä c h s t durch die Regierung selbst gebildet, welche eine kleine Zahl namhafter Rabbiner zusammenruft, diese ergänzen sich durch Deputirte, je einer aus jeder Provinz, für deren Wahl durch die Gemeinden sie einen Modus entwerfen, den die Regierung bestätigt. Die letzte octroyirte Verfassung der jüdischen Gemeinden hat sich als unpraktisch bewiesen. Der Sanhedrin entwirft den Plan einer Organisation, die Regierung bestätigt ihn.

Bei einer oder mehren Universitäten wird ein gelehrter Rabbi als jüdischer Theolog angestellt. Wer jüdischer Geistlicher werden will, muß den Lehrkursus eines Gymnasiums

durchgemacht und die Universität besucht haben. Die Collegien, welche für seine Bildung nothwendig sind, bestimmt der Sanhedrin.

Bei jedem Seminar muß die etatsmäßige Aufnahme jüdischer Schulamtscandidaten gestattet sein, ihren Religionsunterricht besorgt der Rabbi.

Die Regierung hat den zum Sanhedrin zusammentretenden Rabbinern ihre Bedingungen vorzulegen, ohne welche sie die vollständige Emancipation der Juden nicht bewirken könne. Diese Bedingungen sind: 1) Aufhebung aller Cultusceremonien, Gebete und Formeln, welche den Grundgesetzen des neuen Staates widersprechen und Abneigung oder Kälte gegen Andersgläubige nähren; 2) Verlegung des Schabbes auf den Sonntag; 3) Erklärung, daß ihrem Gewissen und ihrer Ueberzeugung nach die Ehe zwischen Juden und Christen erlaubt sei.

Nur die Individuen und Gemeinden, welche sich zu den angeführten Punkten bekennen, haben Theil an der neuen Freiheit; wer den Revers nicht unterschreibt, bleibt tolerirter Jude, für ihn allein bleibt auch in rechtlichen Documenten u. s. w. die Bezeichnung: Jude. Glauben Sie, ein solches Verfahren wird zwei Dritttheile der Juden aufhören machen, und in den zwei bis drei nächsten Generationen die Besonderheiten ihres Wesens zum größten Theil aufheben; das übrige Drittel aber wird sich fortwährend vermindern, denn der Uebergang zu einer freien Existenz wird nicht mehr durch Confessionswechsel erkauft werden müssen.

Aber diese Bestimmungen des Staats sind tyrannisch? Wohl, es ist einige Tyrannei dabei, aber sie ist vernünftig und nothwendig. Denn das jüdische Element ist für das Leben der östlichen Landestheile Preußens eine Krankheit, welche nur durch energische Mittel geheilt werden kann. Niemand fühlt das tiefer und schmerzlicher, als der gebildete Mann selbst, welcher dem mosaischen Glauben angehört. Ihr Christen habt keine Ahnung von den bittern Gefühlen der stillen Demüthigung,

dem innerlichen Druck, welchen euer alttestamentarischer Freund unter euch sowohl, als unter der Masse seiner Glaubensgenossen empfindet. Eure Schonung, mit der ihr das Wort Jude in seiner Gegenwart auszusprechen vermeidet, jede kleine Finte, durch die ihr das Erzählen einer jüdischen „Anekdote“ abparirt, ist ihm wie ein Dolchstich, und unter seinen Glaubensgenossen all der kleine Trödel von alten sinnlosen Bräuchen und Gewohnheiten, von dem näselnden Plärren der Gebete bis herunter zum Gänsefett, mit dem das Gemüse zugerichtet wird, überall ein Quell des Unbehagens, der peinlichen Befangenheit. Es ist leicht, in großen Dingen groß zu empfinden, wenn man ein ganzer Mensch ist, aber den kleinen Widrigkeiten des Lebens großen Sinn entgegenzusetzen, das ist sehr schwer, und dem Juden schwerer, als jedem andern; denn durch das beständige Reiben mit der Welt, dem er ausgesetzt ist, entwickelt sich in ihm eine Empfindlichkeit, welche ein kräftiges festes Selbstgefühl sehr selten aufkommen läßt; der Stärkere wird leicht arrogant, der Weiche sentimental. Wir haben hier in Breslau täglich Gelegenheit das zu bemerken. — Alle Juden von Erfahrung und Selbstgefühl werden Ihnen sagen, daß ihre gegenwärtige Lage höchst unbefriedigend und drückend ist, und daß der Staat allein im Stande ist, über den Streitigkeiten und dem Haß der verschiedenen jüdischen Religionssecten, dem Verfall des ganzen Cultus und der Unentschlossenheit der Einzelnen durch ein Machtwort alte Uebelstände und eine chronische Krankheit zu heilen.

Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone.

Vorwort.

Die folgenden Blätter wären nach dem Ableben Kaiser Friedrich's gedruckt worden, wenn nicht andere Veröffentlichungen, und was mit ihnen zusammenhing, dem Verfasser verleidet hätten, sich während einer unerfreulichen Aufregung über die Person des theuern Toten zu äußern. Jetzt in einer Zeit größerer Ruhe möge man diesen kleinen Beitrag zur Entstehungsgeschichte der deutschen Kaiserwürde wohlwollend aufnehmen. Er vermag freilich nur zu berichten, wie als Wunsch in der Seele des Kronprinzen gelebt hat, was später Thatsache wurde.

Seit achtzehn Jahren besteht das deutsche Kaiserthum, es ist bereits fest gewurzelt in dem Gemüth und dem politischen Leben des Volkes, es ist Ehre und Stolz von Millionen geworden, auch seine Reichsverfassung hat sich als eine dauerhafte Schöpfung erwiesen und wird neben dem Vielen, was die Nation dem Fürsten Bismarck zu danken hat, in Zukunft vielleicht als eine besonders staatskluge Bildung betrachtet werden. Wenn nun der Schreiber dieser Zeilen bekennt, daß er selbst im Jahre 1870 der Kaiserkrone über einem deutschen Staatsbau abgeneigt gegenüberstand, so muß er sich gefallen lassen, daß die Leser von seinem politischen Scharfblick eine ungünstige Meinung erhalten. Dennoch wird ihnen zugemuthet, auch von dieser überwundenen Auffassung etwas zu vernehmen,

denn in Wahrheit war dieselbe im Jahre 1870 nicht die Ansicht eines Einzelnen, sondern vieler Männer, ja die herrschende Meinung in Norddeutschland. Es ist jetzt unnütz zu fragen, ob eine andere Form der Vereinigung deutscher Stämme gedeihlicher geworden wäre, auch würde solche Frage, wenn sie aufgeworfen werden sollte, wahrscheinlich durch allgemeinen Zuruf verneint werden. Aber die damalige Stimmung im Volke ist auch eine geschichtliche Thatsache, welche die Begeisterung des preußischen Thronfolgers für die Kaiserkrone zum Gegensatz hatte, und welche vielleicht die bedächtigen Erwägungen des Bundeskanzlers beeinflußt hat.

Der Verfasser entnahm die folgenden kurzen Mittheilungen, welche den Kronprinzen betreffen, aus den Aufzeichnungen, die er sich im Feldlager gemacht hatte, und aus Briefen, die er von dort an einen Freund schrieb. Wenn er hier auch über die Persönlichkeit des späteren Kaisers Friedrich, wie sie ihm erschienen ist, geurtheilt hat, ehrlich und mit einem Herzen voll Pietät, so hält er dies als geborner Preuße für sein Recht; er hat durch ein langes Leben treu an dem Geschlechte der Hohenzollern gehangen und ist Toten und Lebenden für manchen Huldbeweis verpflichtet, aber er ist nicht im Stande, vor der höchsten Erdenhoheit sein Urtheil gefangen zu geben, und er ist der Meinung, daß den Gebietern unseres Staates besser gedeihen muß über solche zu herrschen, welche sich eine selbständige Auffassung bewahren, als über die, welche Nacken und Meinung gefügig beugen.

Dagegen hat er Entschuldigung dafür zu erbitten, daß einige Aufsätze hinzugefügt sind, die bereits um 1870 gedruckt wurden, ja sogar ein Gedicht, welches 1871 in der ersten Nummer der Zeitschrift „Im Neuen Reich“ erschien. Diese Stücke wurden dem Kronprinzen geschrieben, damit er sie lese, und der hohe Herr hat in seiner Herzensgüte dem Verfasser seinerzeit bestätigt, daß er die wohlmeinende Absicht verstanden habe.

Aus dem Hauptquartier der dritten Armee.

1. Bis nach Petersbach.

In Speier kam ich am 1. August 1870 an und hatte die Freude alsbald den Kronprinzen zu sprechen, Morier war bei ihm, der sich gerade empfahl. Ich fand unsern Herrn sehr lieb und gütig, er ist für mich ein rührender Mann: das lautere, offenherzige Gemüth, die Innigkeit seines Empfindens, die Unbehilflichkeit seines Wollens überall, wo er nicht durch ein warmes Gefühl getrieben wird. Sobald wir allein waren, sprach er von der Kronprinzessin. — In seiner Auffassung der deutschen Verhältnisse aber war er wie ein geflügelter Engel, der hoch über der Erde schwebt. Der deutsche Nordbund erschien ihm als gänzlich überwunden und abgethan; das Ganze, die Einheit, sei ja jetzt vorhanden. Ich nahm mir die Freiheit zu bemerken, daß Einheit des Enthusiasmus und des Heeresbefehls noch durchaus nicht Einheit der politischen Interessen zur Voraussetzung und zur Folge habe. Das Streben der Südstaaten, ihre Selbständigkeit zu bewahren, jetzt gebändigt durch die Scheu vor Preußen und Franzosen, empfiehlt ihnen diesen Krieg ebenso sehr als ihre deutsche Gesinnung. Baiern und Würtemberg als treue Verbündete im Kriege sichern sich dadurch die Rücksichtnahme auf ihre politischen Forderungen. Ihre beste Hilfe wird, daß sie Vaterlandsliebe gegen Frankreich erweisen können. Wenn der unwahrscheinliche Fall einträte, daß der Krieg ungünstig für Preußen verliefe, dann würden sie sich als Rechtfertigung jeder abgeneigten Politik anrechnen dürfen, wir haben's ja einmal ehrlich gemeint, und da ist's schlecht gegangen. Auch der warmherzige Eifer des Volkes in Süddeutschland ist zwar sehr schön, er ist zur Zeit geräuschvoller, aber durchaus nicht so opferfreudig als im Norden: man vergleiche z. B. die Verzeichnisse der Liebesgaben und patriotischen Opfer. Man klappert hier, aber es ist nicht viel in der Büchse.

Am 2. August hatte ich Gelegenheit mit Führern der beiden baierischen Armeecorps dasselbe zu verhandeln. Sie sprachen sich ehrlich über die Politik ihrer Regierung aus. „Der König von Baiern ist jetzt der volksthümlichste Mann seines Landes.“ „Wir müssen zu Deutschland halten, wenn wir Baiern bleiben wollen.“ „Die Rede des Kriegsministers v. Pranckh: ich bin Partikularist vom reinsten Wasser, und deshalb bin ich für den Krieg gegen Frankreich, bezeichnet genau unsere Lage“, und „der König läßt sich eher töten, als daß er den kleinsten Theil seiner Herrschermacht aufgiebt“. Diese und ähnliche Aeußerungen möge man in Norddeutschland wohl beachten. Und ganz dieselbe Auffassung klang aus den Reden hiesiger Bürger, nur gemüthlicher und weniger entschieden. Trotz alledem sind die Baiern freudig durch das Gefühl erhoben, endlich einmal auf der rechten Seite zu stehn. Einer der baierischen Generäle lobte auch in bescheidener Weise die Tüchtigkeit seiner Leute: „Wenn sie feuernd in einem Graben liegen, so werden sie auch gegen starke Uebermacht aushalten, bis die letzte Kugel verschossen ist.“ Man darf hoffen, daß die Baiern in diesem Kriege ihren Schlachtenmuth noch in anderer Weise erproben werden.

Es scheint mir, daß man den Kronprinzen zu viel durch Politik zerstreut. Er ist jetzt Befehlshaber der dritten Armee. Die Politik wird weit ab im großen Hauptquartier durch einen Mann von ganz anderer Natur gemacht, und das gelegentliche Einreden des Kronprinzen aus der Ferne wird nicht viel ändern. Dazu hat der Kronprinz eine militärische Aufgabe, die schon wegen der Zusammensetzung seiner Armee schwerer ist als man sagen kann; und es gilt jetzt alle Kraft für das nächste große Ziel, den Sieg, zu sammeln. Da wirkt nun sehr störend das ungeheure Hauptquartier, so und so viel Prinzen mit militärischem Gefolge, Dienerschaft und Troß, fremde Offiziere und Militärbevollmächtigte, auch Männer von Civil, tägliche Tafel mit der Hälfte, da alle zusammen nicht Platz haben. Namentlich die

zuschauende fürstliche Umgebung beansprucht von dem Kronprinzen Zeit und Gedanken, denn jeder der Herren nimmt doch einen Bruchtheil davon für sich in Anspruch. Es ist deshalb im Werke, das Hauptquartier zu theilen, und eine zweite Staffel einzurichten, in welcher ein Theil der nicht Dienst thuenden Herren in gesonderte Quartiere gelegt werden kann. Aber diese Trennung in einen Cötus A und B wird nicht viel helfen. Im Jahre 1866 war der Kronprinz fast ganz allein mit seinen militärischen Rathgebern, jetzt ist die Aufgabe größer und sie findet den Herrn in einer Lage, die ihn beständig veranlassen muß, an vieles Andere zu denken, fürstlich zu wirken und sich auszugeben. Im Hauptquartier des Königs hat man sich diese Fürstenbegleitung fern gehalten, und fast Alles dem Kronprinzen zugewandt.

Unter den vorhandenen Herren fehlt es natürlich nicht an solchen, welche die Zukunft Deutschlands mit warmem Herzen und Erfindungslust besprechen. Daß diese ungeheuere Erhebung zu etwas ganz Neuem führen müsse, ist ihnen völlig deutlich, nur darüber gehen die Ansichten auseinander, wie das Neue beschaffen sein soll. Mein lieber Herzog empfing mich verwundert, und sprach zu mir von dem neuen Kaiserthum, das die Fürsten sehr wünschten. Aber ich besorge, sein warmes Herz täuscht ihn, es sind nicht Alle so bereit wie er, für Deutschland ihre fürstliche Vollgewalt hinzugeben. Zudem ist es keine gute Vorbedeutung von einem neuen Kaiser zu reden, während man dem, der jetzt unser Feind geworden, gerade den Purpurmantel ausziehen will.

Der Aufbruch des Hauptquartiers von Speier erfolgte am 3. August früh. Ein langer Zug von Wagen, Reitern, Rossen, wohl 200 Pferde, auf staubiger Landstraße. Der Kronprinz fuhr mit seiner nächsten militärischen Umgebung kluger Weise später ab; dadurch war die Entlastung des Herrn von unwesentlichen Verpflichtungen eingeleitet.

Die ganze Pfalz in Stadt und Dorf steckte ihre Fahnen

heraus und jubelte dem Kronprinzen zu, so warm, so fröhlich vertrauend und so hingerissen von seiner guten Art, daß es eine Freude für Jedermann ist. Er macht die Menschen von Herzen froh, durch eine ganz einzige Verbindung von vornehmer Artigkeit und treuherzigem Wesen. Und er wirkt allerdings als Eroberer. Aber solche Wirkung ist wie der holde Rausch fremder Poesie, er verfliegt schnell in nüchterner Wirklichkeit. Der Weg von Speier nach Landau führt in der ersten Hälfte vier Wegstunden durch flaches Land, dessen Fruchtbarkeit berühmt ist. Der Nußbaum im Felde, sorgfältig gepflegte Rebgärten, der Tabak geben den Fluren eigenthümliches Aussehen; die Menschen mit gescheidten Gesichtern, auch unter den Kindern viel Braunhaar und Schwarzhaar und große dunkle Augen, theils römisches, theils jüdisches Blut, das hier einen großen Bestandtheil ausmacht, daneben prächtige hellblonde Germanenköpfe. Die Frauen tragen auf dem Kopf und haben deshalb gute Haltung. Aus den Fenstern der niedrigen weißgetünchten Steinhäuser in den Dörfern hingen viele blauweiße Fahnen, daneben die Teppiche der Putzstube; Bundesfarben zuweilen in den Städten, in einem Dorfe auch einmal eine schwarz-weiße Fahne, die wir begrüßten, darunter kauerten und standen fünf hübsche Kinder in einer Gruppe. Alles freut sich hier recht innig, daß es einmal vor Gott und Menschen erlaubt ist, gut bairisch zu sein.

Allmählich wird bei der Wegrichtung auf Frankreich das Hardtgebirge zur rechten Seite höher. Prächtige Formen, Kegel und starkgeschwungene Gipfel, am Reisetage im blauen italienischen Duft. Es war sehr schön und tröstete über das militärische Aussehen von Landau, einem kleinstädtischen Nest für biertrinkende Invaliden. Der Kronprinz war hier sehr in Anspruch genommen, mir fiel auf, daß er mit so geringer Bedeckung in das Land ritt. Er machte einen Besuch im Lager des fünften Corps. Als er herankam, lösten sich die Bataillone ganz auf, weil Alles vorwärts stürzte und

ihm die „Hoch" entgegenrufen wollte. Es waren seine Treuen von Nachod und Skalitz. Er beschaute dann auch das elfte Corps. Beide zusammen bilden die Kerntruppen, welche er bei den ersten Zusammenstößen mit dem französischen Heer einsetzen muß. Nach seiner Rückkehr wurde im geheimen Rath des Generalstabs festgesetzt, was am nächsten Tage zum Ereigniß werden sollte.

Am 4. August früh rieselte der Regen herab. „Wie bei Königgrätz" sagten die Leute. Es lag etwas in der Luft, Jedermann wußte, daß ein Zusammenstoß mit dem Feinde wahrscheinlich war. Kurz nach 6 Uhr, nachdem die Briefe aus der Heimat angekommen waren, brach der Kronprinz mit seiner Hälfte des Hauptquartiers auf. Um 9 Uhr stand die bairische Division Graf Bothmer im Norden von Weißenburg mit dem Befehle, die Stadt zu nehmen, welche durch Turkos der französischen Division Abel Douay besetzt war. Die Franzosen waren gerade beim Abkochen und wurden überrascht, aber die alten Wälle, die Gräben und festen Thore der Stadt machten die Einnahme durch Infanterie-Angriff doch sehr schwierig. Die Baiern fanden hartnäckigen Widerstand, und erwiesen ihre Ausdauer genau so, wie ihr General kurz vorher gerühmt hatte. Unterdeß griffen die Preußen die Hauptstellung des Feindes, den Gaisberg an, der durch Geschützbänke und durch Schießscharten in einem massiven Bau auf der Höhe zur Vertheidigung hergerichtet war. Es waren Regimenter des fünften Corps, voran das Königsregiment Nr. 7, welche zuletzt mit schlagendem Tambour, fast ohne einen Schuß zu thun, den entscheidenden Sturmangriff machten. Die Offiziere, nach preußischem Brauch voran, fielen zuerst, nichts hemmte den Tritt der Braven. Dann half das elfte Corps den Baiern Weißenburg einnehmen. Es war ein glorreiches Treffen, etwa 800 Gefangene, eine Kanone. Wir hatten große Uebermacht, aber die Franzosen eine sehr feste Stellung; der Kampf ging nach den Dispositionen mit der Sicherheit eines Uhrwerkes

vor sich, und General Blumenthal durfte am Abend nur das Eine bedauern, daß den Deutschen nicht das ganze Corps von Mac-Mahon gegenüber gestanden hatte.

Als der Kronprinz den erstürmten Gaisberg hinaufritt, lösten sich wieder die Reihen der gelichteten Bataillone, Alles stürzte jauchzend und Hoch rufend zu ihm heran, die Verwundeten hoben sich und streckten die Arme nach ihm aus, es war wie ein einstimmiger Ruf: „Sieh, wir haben's nicht schlecht gemacht!" Solcher Ausdruck einer festen, in den Schrecken des Todes aufjauchzenden Kriegertreue ist das Höchste, was ein königlicher Heerführer erleben kann.

Als am Abend der Kronprinz von dem Sturm seines fünften Corps auf den Gaisberg sprach, wie nach dem Gelingen die zerschossenen Bataillone ihm Sieg und Hoch zugerufen, da wurde die Rührung in seinem Antlitz fast übermächtig, und es lag eine Verklärung auf ihm, die auch seine Umgebung ergriff. Das ist die hohe furchtbare Poesie des Krieges. Stolz und Ehre des streitenden Volkes ist, für die Sache zu fallen und zu siegen, die sich ihm in der Person seines Fürsten verkörpert. Aber die Begeisterung des Soldaten und die des königlichen Feldherrn sind nicht ganz gleich in ihren Einwirkungen auf Seele und Leben. Die Treue des Soldaten ist, sich hinzugeben, die des kriegerischen Fürsten, diese Hingabe edel zu empfangen. Der erstere ist besser daran, für den Fürsten birgt sich in dem höchsten Genuß, den ihm sein hohes Amt bietet, auch eine geheime Gefahr. Als Schlachtengott und als das irdische Schicksal von Hunderttausenden über den Andern zu stehen, macht den besten und reinsten Mann zuletzt empfänglich für den häßlichen Gedanken „ich, der Staat". Und als der Herr unwillkürlich den Arm auf meine Schulter legte, da dachte ich mir, ich wollte ihm treu sein für sein späteres Leben, ein ehrlicher Mann, der seine Hingabe dadurch bewährt, daß er leise daran mahnt, wie schwer es dem Fürsten wird, erhebende Gefühle seines Berufes mit

ernster Arbeit und wahrhafter Hingabe an seinen Staat zu verbinden.

Am Abend kauerte eine Anzahl Turkos in zwei Reihen vor dem Pfarrhause von Schweighofen, wo das Quartier des Kronprinzen war, darunter garstige, schwärzliche Schlingel, Alte unter großem Turban und Junge mit dem Fez. Einzelne sahen sehr trübselig aus, sie erwarteten wohl in Kürze aufgegessen zu werden. Sie waren aber nur zur Förderung der Völkerkunde für unsere Soldaten ausgesetzt.

Am 5. August kam nach kräftigem Vormarsch der Truppen in der Richtung auf Wörth und Hagenau, und nach endlosem Stocken und Stauen in den Colonnen, das Hauptquartier in Sulz an. Unterwegs um Weißenburg sah man die Spuren des Kampfes: tote Pferde, tote Turkos in gekrümmter Stellung, wie zum Sprung zusammengezogen, Sanitätswagen, Krankenträger, Haufen zusammengelesener Helme, Monturstücke und Waffen.

Sulz war ein erschrockener kleiner Ort, mit verdrießlich leidenden Menschen, darunter einige fanatische Franzosen. Einer von diesen wurde ergriffen, als er auf unsere Soldaten schoß, und am Morgen darauf füsilirt; die Frau lag den langen Tag in ihrem Hofe und raufte sich die Haare.

Die Franzosen haben allem Volk gestattet, sich mit dem rothen Kreuze aufzuputzen, vor jedem größeren Haus steckt die Fahne, trägt der Besitzer die Binde, um von Einquartierung frei zu bleiben, er nimmt dafür einige „leicht verwundete Franzosen“ in Pflege.

Heut Abend kam fast zugleich mit dem Großherzog von Baden Roggenbach an. Er war in das Hauptquartier geladen: frisch, hoffnungsvoll, gehoben. Sein warmes, wohlthuendes Wesen war für mich wieder eine große Freude und Erquickung, in dem erfindungsreichen Geiste spann er bereits Gedanken, was aus Frankreich werden solle, wenn uns gelänge den Kaiser durch Siege zu beseitigen. Aber der liebe Freund

will wieder gehen. Er sieht nicht, was er hier soll, und ich glaube, er hat Recht. — Jetzt habe ich die Schrecken des Krieges gesehen, nicht die Leichenfelder sind es, darüber kommt man weg. Aber ich war hier in Sulz in einem Kramladen einquartiert. Die Verpflegungscolonnen waren nicht zur Stelle und die Soldaten kamen, forderten, nahmen, zuletzt begannen sie zu rauben; gerade gegenüber vom Quartier des Kronprinzen.

Am 6. früh begann die Kanonade in der Nähe von Wörth, dorthin war die ganze Artillerie vorgeschoben. Mehre Stunden war man im Hauptquartier der Ansicht, daß für diesen Tag eine Schlacht nicht zu gewärtigen sei; noch als gegen 10 Uhr der Kronprinz mit Blumenthal zu Pferde stieg, erwartete der General erst am nächsten Tage die Entscheidung als Folge aller eingeleiteten Bewegungen des Heeres.

Unterdeß war die Schlacht entbrannt, eine der blutigsten und ruhmvollsten, die wir erlebt haben. Am Nachmittag wurde die Größe und die Furchtbarkeit des Sieges allmählich bekannt. Alles gestürmt und zerschlagen unter schrecklichen Verlusten. Jedermann fühlte, daß dies ein grimmiger, menschenmordender Krieg sei. Die größere Tüchtigkeit unseres Heeres ist durch diese Schlacht entschieden. Daß gerade dem Kronprinzen und seinem aus Preußen und Süddeutschen gemischten Heer die ehrenvolle Aufgabe wurde, dies vor Europa festzustellen, ist beinahe so schön, als der Sieg selbst. Der Herr war an diesem Abende still, auch seine mannhafte Kraft erschöpft. Er sagte zu mir in großer Bewegung: „Ich verabscheue dies Gemetzel, ich habe nie nach Kriegsehren gestrebt, ohne Neid hätte ich solchen Ruhm jedem Andern überlassen, und es wird gerade mein Schicksal aus einem Krieg in den andern, von einem Schlachtfeld über das andere geführt zu werden und in Menschenblut zu waten, bevor ich den Thron meiner Vorfahren besteige. Das ist ein hartes Loos.“ — „Dafür mögen Sie als König im Segen des Friedens regieren.“

(Zum 9. August.) Als ich in dieses Land kam, stand mir hübsch fest in der Seele, daß die Elsaßfrage eine leidige Frage sei, und daß auch ein glückliches Ende des Krieges uns kaum in Besitz des Landes setzen werde, ja, daß wir uns dies gar nicht begehren dürften wegen der Unmöglichkeit, in solchem Fall mit Frankreich wieder auf erträglichen Fuß zu kommen, ferner, weil wir bei der doch bevorstehenden Abrechnung mit Jungrußland immerhin durch ein Bündniß Frankreichs mit Rußland in die Klemme kämen, endlich, weil wir unsichere Grenzländer genug haben, und harten Nationalitätenkampf — Böhmen — in nächster Nähe. Aber es hilft nichts, das Herz läßt sich nicht einschnüren. Jede Meile, die wir weiter in diesem schönen Land zurücklegen, jedes von den blauäugigen Kindern, die uns anstarren, ja auch jede Unterhaltung mit den Landleuten, Männern und Frauen, Alles rührt und mahnt das Herz. Im Ganzen steht es in Deutsch-Elsaß so: Katholiken fast zwei Drittheile, viele Juden, das übrige Protestanten. Die Protestanten in einem Winkel ihres Innern gedrückt und unzufrieden, vor anderen die Geistlichen, wenige dieser Minderzahl schon jetzt mit deutschen Hoffnungen. Auch die Katholiken im Landvolk fühlen sich gar nicht als Franzosen, sie sehen ohne Freude das Französische durch die Schulen in ihre Kinder gepflanzt, aber sie wurden vor diesem Kriege durch ihre Geistlichen gestachelt, welche hier eine ganz eigenthümliche politische Rolle spielen. Auch diese sind vielleicht mit dem Druck der Beamtenherrschaft unzufrieden, aber sie arbeiten dennoch in echt französischer Weise als Verbündete der Regierung. „Wir wußten bereits, daß es etwas geben würde, als die Pfaffen wie die Bienen umherschwärmten, denn das war beim Krimkrieg und dem italienischen gerade so," sagte ein Landwirth in Ober-Modern. Die wichtigsten Förderer der französischen Bildung aber sind die Schullehrer, welche auf Befehl von Paris soviel als möglich französiren, ferner die französischen Volksbibliotheken, welche durch Napoleon fast in jeder Ge-

meinde angelegt sind. Es ist noch gerade Zeit und das letzte Geschlecht, in welchem diese Tünche abgeworfen werden kann. Außerdem ist auf dem Lande fast aller Adel französisch: Paris, die Senatorengehalte, Eisenbahn- und andere Unternehmergewinnste, die Corruption und die Eleganz ziehen nach dem Großstaat im Westen. In den Städten die gebildete Jugend und der reiche Industrielle, der seinen Reichthum dem französischen Zollsystem verdankt. Nur die letzte Klasse ist von wirklicher Bedeutung und für uns ein Hinderniß, denn die Industrie hat sich im Gegensatz zur Rheinschweizer und badischen entwickelt. Der Handel aber ist zumeist Produktenhandel und zieht nach dem Rhein. Darnach steht die Sache so. Das Land liegt in einem Halbschlaf, die Gebildeten sind im Ganzen gegen uns, die Mehrzahl des Volkes würde einen Uebergang zu Deutschland sich geduldig gefallen lassen, aber die Mehrzahl hat keinen thätigen Willen für die Verbindung mit uns, denn sie kennt uns ja nur durch den Krieg. Das Uebrige ist dunkle Sage der Väter. Doch wenn diesmal der Elsaß nicht deutsch wird, erhalten wir ihn nimmer zurück, denn die französischen Späher belauern genau das Verhalten der Eingebornen.

Das ist jetzt die Frage, um die ich mich kümmere. Den Kronprinzen habe ich in den letzten Reisetagen kaum allein gesprochen, er sieht aber gut aus und ist vergnügt und gehoben. Wir lagern heut — den 9. — am Fuße der Vogesen, morgen geht es in langen Tagemärschen darüber mit sieben Colonnen. Jenseits wird sich dies Manöver wohl in seiner Bedeutung vernehmlich machen. General v. Blumenthal tröstet die Besorgten, die Zertheilung des Heeres auf den Gebirgswegen sei keine Gefahr. In Wahrheit ist der dritte Theil der französischen Armee durch die verlorenen Schlachten zerrüttet; aber auch unser Verlust bei Wörth ist unheimlich groß und man erwägt im Stabe, so geht es nicht fort, man muß die anderen Waffen und unsere Ueberlegenheit im Ausführen

vorgeschriebener Bewegungen besser verwerthen. Gestern und heute haben Regentage die Wege schwierig, das Biwak der Soldaten beschwerlich gemacht.

Der Kronprinz hat den lebhaften Wunsch, bei künftigen Friedensverhandlungen zugezogen zu werden, vielleicht weniger, weil es ihn drängt, bestimmte Forderungen aufzustellen, als weil es ihn kränkt, in solcher Lebensfrage Preußens und Deutschlands unbeachtet zur Seite zu stehen. Ich rieth ihm, was unser einem ja am nächsten liegt, sich recht offen und herzlich an den König zu wenden, mit der Bitte, ihn zuzuziehen, unter Angabe seiner berechtigten Gründe. Doch er hat, sogleich nach der Schlacht bei Wörth, über das bei einem Friedensschluß für Deutschland Wünschenswerthe eine Denkschrift für den Kanzler aufgesetzt, die er mir zum Lesen gab. Sie war sehr schön, und ein gnadenvolles Schicksal möge allen Forderungen Erfüllung bereiten, aber wer weiß: wann, mit wem und unter welchen Verhältnissen der Friede geschlossen werden wird?

Am 11. August rastete das Hauptquartier auf der Höhe der Vogesen in dem Gebirgsdorfe Petersbach. Der Kronprinz bestellte mich für den Nachmittag zu einer Unterredung vor sein enges Quartier ins Freie. Er trat auf eine große sanftgeneigte Weidefläche. Nach einem Regentage glänzte Halm und Blatt im Sonnenlicht, zur Seite grasten die Kühe, im Rücken zogen Geschütz- und Proviant-Colonnen die Bergstraße entlang; vor uns lagen die dämmerigen Höhen, welche sich in den Süden Lothringens hinabziehen und von da stiegen zuweilen kleine weiße Rauchwolken am Himmel auf, denen der dumpfe Ton des Geschützes folgte, dort lag in der Ferne Pfalzburg, welches mit der Feldartillerie des sechsten Corps seine Schüsse tauschte. Längs dem Gehölz, welches den Weidegrund nach abwärts umsäumte, schritt Rittmeister von Schleinitz auf und ab und spähte in das Holz, nach Kriegsbrauch zum Schutz und als Kugelfang gegen einen tückischen Schuß aus dem Dickicht.

Noch einmal sprach der Kronprinz die Denkschrift durch,

deren schnelle Absendung ihm am Herzen lag, dann begann er: „Und was soll mit Deutschland werden, welche Stellung soll der König von Preußen nach dem Kriege erhalten?“ — Ich antwortete, wenn es ein Friede wird, wie wir ihn jetzt hoffen dürfen, so ist die Mainlinie kein Hinderniß mehr, die Süddeutschen können unter ähnlichen Bedingungen wie die Staaten des Nordbundes in den Bund treten und wir dürfen hoffen, daß sie dies selbst wollen, wenn auch nicht sämmtlich so warm wie Baden. Das fand der Kronprinz selbstverständlich, aber er frug wieder: „und was soll der König von Preußen werden?“ — Antwort: Kriegsherr des neuen Bundes, braucht man dafür einen Namen, so wird dieser sich wohl finden. Im Nothfall kann man ja eine uralte volksthümliche Bezeichnung zu neuer Ehre erheben und den königlichen Titeln die Worte Herzog von Deutschland zufügen. Die Preußen begehren für ihren König keine neuen Namen, nur die Macht. Da aber brach der Kronprinz stark heraus und sein Auge leuchtete: „Nein, er muß Kaiser werden.“ Betroffen sah ich auf den Herrn, er hatte seinen Generalsmantel so umgelegt, daß er wie ein Königsmantel seine hohe Gestalt umfloß und um den Hals die goldene Kette des Hohenzollern geschlungen, die er doch sonst in der Ruhe des Lagers nicht zu tragen pflegte, und schritt gehoben auf dem Dorfanger dahin. Offenbar hatte er, erfüllt von der Bedeutung, die der Kaisergedanke für ihn hatte, auch sein Aeußeres der Unterredung angepaßt. Wir aber waren gerade über der Arbeit, den Mann, welcher sich einen neuen Kaiserstuhl errichtet hatte, von diesem hinabzuwerfen und uns Norddeutschen war das alte Kaiserthum durch mehrhundertjährige Demüthigung und gehäuftes nationales Unglück verleidet. Deshalb vernahm der Hörer diesen Ausbruch warmen Begehrens bei dem künftigen König von Preußen ohne Begeisterung. Den Einwurf, daß die süddeutschen Könige schwerlich mit solcher Einrichtung zufrieden sein würden, beantwortete der Herr mit der Annahme, daß bereits die Macht vorhanden

sei, Widerstrebende zu nöthigen. Die naheliegenden Bedenken hiergegen hörte er geduldig an, dann wurde er selbst beredt und sprach von der Bedeutung und hohen Würde des deutschen Kaiserthums; daß die Kaiserwürde zuletzt an Werth und Ansehen gering geworden sei, räumte er ein, „aber das soll jetzt anders werden". Der Kronprinz hatte viel Geschichtliches gelesen und war in der Haus- und Familiengeschichte sehr wohl bewandert, nicht ebenso vertraut waren ihm die alte Verfassung und die Machtbefugnisse der römischen Kaiser deutscher Nation. Er gab bereitwillig zu, daß die Wiederbelebung des Kaiserthums etwas weit Besseres schaffen müsse, als in früheren Jahrhunderten bestanden habe, konnte aber nicht dem Gedanken entsagen, daß der König von Preußen als Kaiser von Deutschland Erbe der alten tausendjährigen Würden und Ehren sein werde. Da eine Auseinandersetzung über diese Auffassung zwecklos wurde und er doch das Widerstreben des Hörers empfand, so frug er wieder in seiner herzlichen Weise: „Was haben Sie also im Grunde einzuwenden?" Als ich den Herrn so vor mir sah, mochte ich mir auch nicht versagen, vorzutragen, was ich auf der Seele hatte: Ueber die politische Zweckmäßigkeit eines neuen Kaiserthums Deutschland mögen Andere urtheilen, mir, als einem persönlich verpflichteten Mann giebt große Huld vielleicht ein Recht zu sagen, daß mir noch eine ganz andere Rücksicht die Kaiseridee unlieb macht. Ihre Durchführung bedroht das Geschlecht der Hohenzollern mit einer Anhäufung derselben Gefahren, durch welche mehr als eine erlauchte Herrenfamilie zum Unglück ihres Volkes an Kraft und Tüchtigkeit verloren hat. Was unterscheidet die Hohenzollern, die, als Menschen betrachtet, keineswegs immer bedeutender und kräftiger gewesen sind als ihre Standesgenossen, von anderen Königen, die, wie sie, in sicherem Erbe stehen? Doch zumeist der Umstand, daß sie um ihrer Selbsterhaltung willen und zur Mehrung ihrer Macht genöthigt waren, den Vortheil der deutschen Nation gegen das Hausinteresse anderer

erlauchter Familien zu vertreten. Jeder große Fortschritt ist durch sie in den Zeiten errungen, wo diese Nothwendigkeit ihr Leben und ihre Thätigkeit beherrschte. Die Gefahren ihrer erhabenen Stellung, die Abgeschlossenheit vom Volke, das leere Schaugepränge, das Beharren in einem verhältnißmäßig engen Kreise von Anschauungen, die Besetzung ihrer Tage mit anmuthigen Nichtigkeiten, das alles ist in diesen zwei Jahrhunderten scharfer Arbeit für sie wenig gefährlich gewesen. Eine gewisse spartanische Einfachheit und Strenge hat Beamtenthum, Heer und Volk in Zucht gehalten. Die neue Kaiserwürde wird das schnell ändern. Die deutsche Kaiserkrone hat zur Voraussetzung nicht nur die achtungsvolle Bewahrung der regierenden Häuser, durch deren Genehmigung sie jetzt gewonnen werden soll, sondern auch eine unablässige Repräsentation den Fürsten gegenüber. Aller Glanz der Majestät, die Staatsaction bei vornehmen Besuchen, die Hofämter, die Schneiderarbeit in Costüm und Decorationen werden zunehmen und, wenn sie erst einmal eingeführt sind, immer größere Wichtigkeit beanspruchen. Der einfache blaue Rock der Hohenzollern wird zuletzt nur noch als alterthümliche Erinnerung hervorgeholt werden. Das Selbstgefühl aller Fürsten wird sich steigern; aber ebenso sehr das Selbstgefühl des Adels, der ganze fast überwundene Kram alter, nicht mehr zeitgemäßer Ansprüche wird sich schnell mehren. Ueberall wird das fühlbar werden, auch im Beamtenthum und im Heere. Die Zahl der vornehmen Herren, welche in der Armee hohe Kommandos nicht wegen erprobter Tüchtigkeit, sondern wegen ihrer Geburt erhalten, ist schon gerade groß genug, eine Mehrung solcher Befehlshaber, von deren Urtheil Schicksal und Leben unserer wackeren Soldaten abhängen soll, wird zum Nachtheil werden. Bei der schnellen Steigerung des Wohlstandes ist es schon jetzt sehr schwer, in den Offiziercasinos die alte Zucht und Einfachheit zu erhalten, für die Zukunft wird das nur möglich, wenn unsere Fürsten selbst

unablässig ein gutes Beispiel der Einfachheit geben und den Regimentern die Gelegenheit nicht gewähren, in vornehmer Kameradschaft Geld auszugeben. Und wie im Heer und Civildienst, so wird auch im Volke ein höfisches und serviles Wesen sich einschleichen, das unserer alten preußischen Loyalität nicht eigen war. In Zeiten des Gedeihens werden die Deutschen wohl solchen Uebelstand ertragen können, wenn er auch vielen Einzelnen die Energie und Tüchtigkeit vermindert. Aber jede Einseitigkeit ruft auch ihren Gegensatz hervor, und durch unser Jahrhundert geht eine starke demokratische Unterströmung. Wird einmal durch große Unfälle und ein Mißregiment im Volke die Unzufriedenheit verbreitet, dann drohen auch den altheimischen regierenden Familien größere Gefahren. Schon jetzt sind unsere Fürsten in der Lage, gleich Schauspielern auf der Bühne zwischen Blumensträußen und lautem Beifallsklatschen begeisterter Zuschauer dahinzuwandeln, während in der Versenkung die vernichtenden Dämonen lauern u. s. w.

Dies und Aehnliches wurde lange verhandelt, nicht Alles zum ersten Male, denn schon während des Reichstags vom Jahre 1867 hatte der Kronprinz an stillen Abenden solcher bürgerlichen Auffassung über den fürstlichen Beruf Gehör geschenkt; auch diesmal hörte er nachsichtig zu und stimmte zuweilen bei, aber am Ende der langen Auseinandersetzung brach er lebhaft heraus: „Hören Sie an. Als ich während der französischen Ausstellung mit meinem Vater in Paris war, sandte Kaiser Napoleon die Anfrage: da der Kaiser von Rußland seinen Besuch angekündigt habe, so wünsche er von dem König zu erfahren, wie dieser es mit den Rangverhältnissen der hohen Gäste gehalten haben wolle, er, Napoleon, werde Alles nach dem Wunsche des Königs einrichten. Da antwortete mein Vater, „dem Kaiser gebührt immer der Vorrang“. — „Das soll kein Hohenzollern sagen, und das darf für keinen Hohenzollern gelten,“ schloß er heftig. Diese Worte gestatteten, tief in sein Gemüth zu sehen, er war erfüllt von dem fürst-

lichen Stolz, der das Höchste für sich begehrt, und höchste irdische Stellung war für ihn die unter der Kaiserkrone. So tief war diese Forderung in seinem Wesen begründet und so eng verbunden mit seiner Auffassung von fürstlicher Hoheit, daß alles weitere Einreden nichtig sein mußte.

Es sei gestattet, hier aus späterer Erfahrung einige Bemerkungen beizufügen. Zunächst, daß die Einwände, welche dem Kronprinzen auf dem Anger von Petersbach gemacht wurden, durchaus nicht die beste Berechtigung hatten, auch wenn man zugiebt, daß sie sämmtlich begründet waren. Denn die Aufgaben, welche dem ersten Herrengeschlecht Deutschlands in den Jahrhunderten vor der Einigung gestellt waren, blieben nicht ganz die alten, seitdem diese Einigung eine staatliche Form gewonnen hatte. Die Tüchtigkeit, zu welcher die preußischen Könige und ihr Volk durch eine enge und arme Zeit erzogen waren, mußte in der Neuzeit sich in anderen Formen gegenüber neuen Versuchungen bewähren. Und ferner ist es unmöglich, einen großen politischen Gedanken, welcher durch den Zug der Zeit und die hochgesteigerte Volkskraft zur That werden will, in vorsichtiger Abwägung der Uebelstände, welche seine Durchführung einzelnen Betheiligten bereiten mag, zurückzudrücken. Der Weise wird sich der Gefahr bewußt bleiben, aber dennoch eine Umwandlung, die sich nicht aufhalten läßt, auf sich nehmen, und der Kronprinz vertrat in der Sache das Richtigere, wie ihm auch die Sehnsucht darnach gekommen sein mochte.

Sein Gemüth war weich und warm, menschenfreundlich und opferbereit, und er gab da, wo er vertraute, mehr von seinem Wesen, als wohl ein anderer Fürst. Aber untilgbar haftete in seiner Seele die herkömmliche fürstliche Auffassung von Rang und Stand; wo er Veranlassung hatte, sich an seine eigenen Ansprüche zu erinnern, war er hochfahrender als andere seiner Standesgenossen, und wo er nicht gemüthlich stark angezogen wurde, oder durch volksthümliches Gebahren wirken wollte, betrachtete er die Menschen unwillkürlich nach den Ab-

stufungen, welche die Monarchie auch denen zutheilen möchte, die nicht im Dienste stehen. Hätte ihm das Geschick eine wirkliche Regierung gegönnt, so wäre diese Eigenart wohl zuweilen befremdlich für die Zeitgenossen sichtbar geworden. Er scherzte gern über die feinen Unterschiede und Bedeutungen der preußischen Orden und Bänder, ihm selbst aber wäre es als eine ernste Sache erschienen, den unfertigen Schwanenorden, der durchaus nicht gelingen will, und Aehnliches einzurichten, was die Stufenleiter aller, die unter dem Regenten stehen, verlängert. Er hatte ein scharfes Auge für die Strebsamkeit Solcher, welche für sich Titel und äußere Auszeichnungen ersehnen, aber er selbst hielt die Zutheilung von Rang und Adel und die Standeserhöhungen für ein unveräußerliches Fürstenrecht und für einen sehr werthvollen Vorzug der Hoheit. Einzelheiten des Ceremoniells, Einrichtung von Festlichkeiten, bei denen der Fürst sich als Mittelpunkt prächtig darstellt, waren für ihn von Wichtigkeit, sein Banner und am Ende des Jahres 1870 die Erfindungen Stillfrieds, eigene neue Krone und neue Wappen für den Kronprinzen und für die Kronprinzessin, waren ihm ernste Angelegenheit. Aus dem fürstlichen Stolz erwuchs in der Seele des Kronprinzen die Idee des deutschen Kaiserthums, sie wurde ein heißer Wunsch, und ich meine, er ist der erste Urheber und die treibende Kraft für diese Neugestaltung. Für ihn waren die Bedenken, welche im Sommer 1870 kühl dagegen machen konnten, kaum vorhanden. Er traf bei seinem Verlangen auf den gleichen Wunsch bei einigen unserer hohen Herren, z. B. Baden, Koburg, welche auch die künftige Stellung der deutschen Fürsten und das friedliche Einleben derselben in den deutschen Staat bedachten.

Der Kronprinz hatte in jener Denkschrift für den Bundeskanzler sich enthalten, etwas von dem zu erwähnen, was ihm das Wichtigste war. Erst bei einer späteren persönlichen Zusammenkunft — die erste war am Nachmittag des 20. August, wo er in das große Hauptquartier nach Nancy gefahren

war — hat er davon gesprochen, in Reims sagte er, daß Graf Bismarck den Gedanken zu wohlwollender Erwägung aufgenommen habe. Dem Schreiber dieser Zeilen ist völlig unbekannt, wie der Bundeskanzler damals über ein deutsches Kaiserthum dachte, und ob er diese künftige Krönung des neuen Staatsbaues für die richtige hielt, ich denke aber, daß er als Preuße gerade keine Begeisterung für solche prächtige Zugabe zu wirklicher Macht gehabt haben wird, und daß er als Staatsmann für unzweckmäßig gehalten hat, sich die Freiheit des Entschlusses durch irgend eine Verpflichtung zu beschränken, daß er aber den Herzenswunsch des Thronfolgers allmählich aufnahm und in seiner Weise möglich und durchführbar machte, als die Ereignisse ihm die Ueberzeugung gaben, daß diese Lösung der Schwierigkeiten die verhältnißmäßig beste sei. Jedenfalls war er es, der dem Gedanken, so weit er ihm zweckmäßig erschien, zum Leben verholfen hat. Der Kronprinz aber bewahrte die Auffassung, daß die neue Kaiserwürde nur dann die rechte Weihe erhalte, wenn sie als Fortsetzung jener alten römisch-kaiserlichen Majestät betrachtet werde, und er war es, welcher bei der Eröffnung des ersten deutschen Reichstages 1871, zum Erstaunen der Abgeordneten, den uralten Stuhl der Sachsenkaiser in die moderne Eröffnungsfeier hineinschob.

Dieser Vorfall veranlaßte einen Artikel in der Zeitschrift „Im neuen Reich“. Als der Kronprinz diesen gelesen hatte, sagte er in seiner milden Weise: „den hat F. gegen mich geschrieben, aber ich kann mir nicht helfen.“ Bei späterer Begegnung hatte er die Huld zu bemerken: „Ich denke nicht mehr so.“ — Dennoch kam er von derselben Auffassung nicht los. Wenigstens war in schmerzvoller Zeit noch einmal von einer römischen IV die Rede, welche hinter der ersten Unterschrift des neuen Kaisers gestanden haben soll, und die der Erinnerung an Kaiser Friedrich III., den Vater Maximilians I., ihren Ursprung verdankt.

2. Bis Ligny.

Zu den liebenswerthesten und bedeutendsten Männern unseres Hauptquartiers gehören die beiden Generalärzte Böger und Wilms. Ihre Kraft wurde nach den furchtbaren Verlusten der Schlacht bei Wörth in einer Weise in Anspruch genommen, die nur eine ungewöhnlich starke Natur zu ertragen vermag, auch eine solche nur in einer Zeit der höchsten Begeisterung. Tag und Nacht mit den gefährlichsten Operationen, die ihnen persönlich zufielen, beschäftigt, unter dem Blut und Stöhnen Sterbender, zwischen einer fast unabsehbaren Menge von Verwundeten, deren Bewahrung, Pflege, Heilung sie zu überwachen hatten, bewahrten sich beide Männer die überlegene Ruhe, den Lebensmuth und eine Art von erhabener Heiterkeit, welche dem hülflosen Verwundeten zuweilen nicht weniger wohlthätig ist, als die geschickte Hand des Arztes. Beide Männer, innig befreundet, von sehr verschiedenem Wesen, Böger mit feuriger Energie, kurz entschlossen, zum Befehlen geboren, und neben ihm Wilms, in vornehmer Haltung, ein stiller Beobachter, mit mildem Ausdruck der schönen Augen und feiner Laune, — wurden im Hauptquartier sehr bald mit großer Hochachtung und Zuneigung betrachtet. Auch der treue Gesell Bleibtreu, der Maler, welcher im leichten Sommerröckel ins Feld gezogen war, um für seine Schlachtenbilder zu sammeln, trug den langen Kapuzenmantel, den die beiden Aerzte für ihn in einem französischen Laden kauften und den ihm Böger feierlich mit humoristischer Ansprache überreichte, seitdem beharrlich und mit besonderem Stolz bei jedem Wetter.

Nicht so günstig ist die Stellung anderer warmherziger Herren, welche das Heer mit menschenfreundlichen Absichten begleiten, der Johanniter und Malteser. Es war kein glücklicher Gedanke, daß man im Jahre 1811, in einer Zeit, welche für Preußen die höchste Anspannung des gesammten Volkes nöthig machte, einen abgelebten Ritterorden als ein besonderes Recht des Adels neu einrichtete. Von da hatte der Orden

durch ein Menschenalter thatlos und ruhmlos bestanden, man sagte ihm in dieser Zeit nach, daß jeder Herr von alter Familie gegen Zahlung einer gewissen Summe die Ordensdecoration erhalten könne, und es war natürlich, daß Solche, welche durch ihre Geburt ausgeschlossen waren, ohne jede Zuneigung nach ihm hinsahen. Um ihn der unleugbaren Mißachtung zu entheben, wurde 1852 in einer Zeit kraftloser Reaction das Statut geändert und die mittelalterliche Idee des ritterlichen Spitals heraufgeholt, die ihn zu einem Orden der Wohlthätigkeit machen sollte. Aber der Versuch blieb lange schwächlich, die kleine Einkaufssumme und der Jahresbeitrag von einigen Thalern boten für größere Hospitalwirksamkeit keine genügende Grundlage. Erst seit Preußen unter König Wilhelm seine siegreichen Kriege begann, wurde der menschenfreundliche Drang zu helfen unter den Ordensrittern stärker. Ansehen und Beliebtheit des Ordens wurden dadurch nicht wesentlich vergrößert, er blieb in dem modernen Leben eine fremdartige, nicht mehr zeitgemäße Verbindung. Alle Orden und Ehrenzeichen, welche der Herrscher in einem Staate der Neuzeit zu ertheilen hat, sollen Anerkennungen des persönlichen Verdienstes um den Staat oder um die Person des Monarchen sein Dieser Orden aber hat zu letzter Voraussetzung, daß der Empfänger in einem gewissen kleinen Kreise der Staatsangehörigen geboren wurde. Wir finden es in der Ordnung, daß der Mann von Adel mit Befriedigung auf eine lange Reihe tüchtiger Vorfahren zurückschaut. Wenn der Stolz auf die Vergangenheit seines Geschlechts ihm selbst Gewissen und Charakter festigt und ihn von unehrenhaftem Thun abhält, so werden wir auch diesen Stolz als eine Quelle sittlicher Kraft zu ehren haben, und wenn der Adlige sich mit Männern seines Geschlechts oder mit andern seinesgleichen für gesellschaftliche oder gemeinnützige Zwecke zusammenbindet, so werden die Ausgeschlossenen kein Recht haben, ihn deshalb zu tadeln, und sie mögen sich begnügen zu lächeln, wenn in solcher Vereinigung

einmal Wunderliches sichtbar werden sollte. Auch wenn die Staatsregierung den Mitgliedern einer solchen Vereinigung gestattet, bei ihren Zusammenkünften ein Abzeichen zu tragen, welches zugleich Erinnerung an eine alte Genossenschaft von geschichtlicher Bedeutung ist, so wird dagegen ebenso wenig einzuwenden sein, als gegen die Abzeichen, welche die Freimaurer in ihren Logen tragen. Aber einen sehr berechtigten Widerspruch würde es erregen, wenn ein fürstlicher Großmeister die Abzeichen seiner Logen den Brüdern als einen Staatsorden ertheilen ließe. Und doch ist die letzte Vorbedingung für Aufnahme in die Verbindung der Maurer neben persönlicher Ehrenhaftigkeit des Aufzunehmenden sein Sinn für Bildung, Humanität, religiöse Duldsamkeit, die letzte Vorbedingung für Aufnahme in den Johanniter-Orden, außer der persönlichen Ehrenhaftigkeit, daß Mutter und vielleicht Großmutter des Aufzunehmenden in einer adligen Wiege gelegen haben. Die Voraussetzungen des Freimaurerordens haben ohne Zweifel immer noch die bessere Berechtigung.

Denn die Ertheilung eines Ordens, welcher nach der Auffassung des Volkes dafür belohnt, daß der Beliehene von adligen Eltern stammt, nährt im Volke die Befürchtung, daß das Volk in den Augen seiner Fürsten zweitheilig sei und daß nach fürstlicher Auffassung einer Minderzahl mit Adelstiteln neben der Hoffähigkeit und den Hofämtern, also neben dem Tagesverkehr mit dem Herrscher, auch die obersten und einflußreichsten Stellen im Heere und Beamtenthum zustehen sollen. Daß solche stille Theilung in Regenten und Regierte in Zeiten froher Sicherheit und erfolgreicher Kraftentwickelung ohne lauten Widerspruch ertragen wird, ist wahr, aber sie bleibt eine Schwäche der Monarchie und sie kann in harter Zeit eine Gefahr für das monarchische Leben des Staates werden, weil sie unsere Herrscher, die ohnedies in den Anschauungen adeliger Kreise erzogen sind, in unablässige Gefahr

setzt, durch den Einfluß dieser Einwirkungen an Freiheit und Unbefangenheit des Urtheils zu verlieren.

Wenn aber in Friedenszeit der Johanniter-Orden immer noch mit einem gewissen Humor betrachtet werden kann als eine von den Seltsamkeiten, die uns aus anderen Culturzuständen geblieben sind, so steht er ungünstiger gerade da, wo die ritterlichen Herren, welche ihm angehören, gewissermaßen beim Zeitgeist um Entschuldigung bitten, durch seine Thätigkeit im Kriege. Möge man diese Behauptung nicht befremdlich finden. Der Orden thut in diesem Kriege Manchem gut und wahrscheinlich werden viele unserer Offiziere dereinst mit warmer Dankbarkeit an die reichliche Ausstattung, die gute Kost, die freundliche kameradschaftliche Pflege, die sie in Ordensspitälern gefunden, zurückdenken. Auch hat der Orden die Gemeinen nicht ganz ausgeschlossen, natürlich nicht, aber er ist nach seiner Tendenz und seinen Einrichtungen vorzugsweise für die Offiziere angelegt. Dies aber ist kein Vortheil für die Krankenpflege des Heeres. Der deutsche Offizier ist, wir dürfen das mit frohem Stolz sagen, seinen Untergebenen ein Vorbild für Ehre und Tüchtigkeit, er geht ihnen voran in die Gefahr, an seinem Auge und seiner Stimme hängen in den Stunden des Kampfes hundert Leben. Er ist im Felde nicht allein der Gebieter, ebenso der beste, sorglichste Freund seiner Soldaten. Er soll sich auch auf dem Krankenlager als Verwundeter in den Tagen des bittersten Leidens nicht von seiner Mannschaft trennen. Wer gesehen hat, mit welcher Angst und Hingabe der Soldat im Felde nach seinem Offizier blickt, der wird begreifen, welchen Werth für den Verwundeten und Leidenden die Nähe seines Führers hat. Er ist ihm bei dem bittersten Schmerz, in der Zeit elender Abspannung eine Bürgschaft, daß auch der Kriegsherr des Heeres die Treue, die der Soldat ihm bewiesen, dem Soldaten gegenüber bewahre. Die Verwundeten werden ihrem Offizier, der unter ihnen liegt, Alles, was die Armen vermögen, zu Liebe thun. Sie werden

es ganz in der Ordnung finden, daß er zuerst verbunden wird, den ersten Trunk Wasser erhält und die beste Stelle für seinen kranken Leib. Aber er soll bei ihnen bleiben und unter ihnen aushalten. Wenn die Krankenträger der Johanniter kommen und ihn forttragen, wie die Mannschaft wohl weiß, auf ein weicheres Lager, in sorgfältigere Pflege, unter Seinesgleichen, fort von ihnen, so legt sich nicht nur Muthlosigkeit auf die Zurückbleibenden, die sich wie Verlassene und schlechter Behandelte vorkommen, sondern noch ein anderes Gefühl, das der Entfremdung und des Neides. Deshalb sind der Mannschaft gegenüber die Offizierlazarethe im Felde kein Vortheil. Und man wende nicht ein, daß auch das Leben des Offiziers verhältnißmäßig kostbarer sei, und daß man loben müsse, wenn mehr für seine Erhaltung gethan werde, als für die der Gemeinen. In der großen Mehrzahl der Fälle sind nach dieser Richtung die Vortheile der reichlicheren Ausstattung vornehmer Lazarethe nicht wesentlich, und einzelne Ausnahmen werden sich immer ihr Recht fordern. Ferner aber ist die Sonderstellung, welche die Johanniterlazarethe unter Befehl und Verwaltung von Ordensrittern und den von diesen abhängigen Gehülfen wenigstens bis jetzt haben, nicht die richtige. Alle Heilanstalten einer Armee müssen völlig und unbedingt unter dem Befehl des Generalarztes stehen. Er muß nicht nur Lager, Pflege und Kost überwachen, sondern auch den Befehl über das gesammte Lazarethpersonal haben. Sonst geschieht neben ihm und hinter seinem Rücken allerlei Unzweckmäßiges. Am wenigsten aber wird die Krankenzucht in einem Lazareth gedeihen, wenn andere Anspruchsvolle, die sich als Besitzer und Verwalter betrachten, neben dem Arzt stehen und von ihm wohl gar noch besondere Beachtung ihrer Person und Ansichten beanspruchen. Die Kriegsrüstung für einige hundert Betten ist zwar ein Beitrag zur Krankenpflege eines Völkerkrieges, aber nur ein sehr kleiner Theil des Nöthigen.

In dieser Woche kam der englische Correspondent Russel

mit dem jungen Herzog von Sutherland im Hauptquartier an. Er wurde als Engländer von dem Kronprinzen mit einer Auszeichnung behandelt, die im Gegensatz stand zu der Nichtachtung, welche bei uns den zugewanderten Berichterstattern deutscher Blätter zu Theil geworden war. Denn diese treuen Knaben thaten damals fast sämmtlich ihre Pflicht unter großen Beschwerden. Da das Benehmen der Engländer im Hauptquartier nicht gefiel und ein Theil der englischen Zeitungen, die uns zugingen, keineswegs eine freundliche Auffassung der deutschen Sache bewies, so war nicht zu verwundern, daß Alle, von denen man annahm, daß sie mit England in Verbindung standen und dorthin Briefe schrieben, mißtrauisch betrachtet wurden. Auch die Stellung des Herzogs von Augustenburg, dessen Bruder seit vier Jahren mit der Prinzeß Helene von England vermählt war, wurde dadurch unbehaglicher, als sie ohnedies seit dem Tage seiner Ankunft war. Der wackere Herr hatte im Juli jenen bekannten Brief an Duplat geschrieben, worin er nicht nur sich, auch den Herzogthümern das Recht auf Unabhängigkeit von Preußen vorbehielt, jetzt war er in baierischer Generalsuniform, die er bei Beginn des Krieges von Baiern erhalten hatte, in das Hauptquartier des Kronprinzen gekommen. Er hatte die Absicht gehabt, bei den Baiern zu bleiben, doch dies war ihm verleidet worden. Natürlich waren die Preußen des Hauptquartiers ihm gegenüber in schwieriger Lage, und gar nicht geneigt, ihn unbefangen und gerecht zu beurtheilen, obgleich es kein Zweifel ist, daß gerade dieser hohe Herr in seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit jede Mittheilung in die Fremde vermieden hat, die er für nachtheilig halten konnte. Unleugbar waren die vertraulichen Nachrichten, welche aus dem Hauptquartier nach England liefen, eine Schwierigkeit, aber eine unvermeidliche. Der Kronprinz selbst schrieb jeden Tag an die Gemahlin nach Homburg, und der Aufbruch des Hauptquartiers wurde manchmal etwas verzögert, weil ihn dieser Briefwechsel

noch in Anspruch nahm. Ebenso schrieb Prinz Ludwig von Hessen von seiner Division an seine Gemahlin, die Prinzessin Alice.

Auch Prinzeß Alice war in ihrem Herzen während dieses ganzen Krieges — was aus dem herausgegebenen Text ihrer hinterlassenen Briefe nicht zu erkennen ist — eine tapfere deutsche Frau, und es wird eine Ehrenpflicht, dies der verstorbenen Fürstin nachzurühmen, deren hochsinnige Freundschaft die letzten trüben Lebensjahre eines großen deutschen Gelehrten verklärt hat. Beide hohe Frauen in leidenschaftlicher Sorge um das Wohl und Leben der Geliebten, schrieben wieder an ihre erlauchte Mutter und die Familie nach London. Und gerade wie die Fürstinnen war auch die nächste Umgebung derselben eifrig im Briefschreiben. Wie konnten die Schreibenden jedesmal beurtheilen, ob das Geheimhalten irgend einer Neuigkeit von militärischer Wichtigkeit war? Vollends in England wog die Verpflichtung leicht, solche Nachrichten als Geheimniß zu bewahren. Was über den Kanal ging, konnte wenige Stunden darauf wieder in Briefen nach Frankreich befördert werden. So war natürlich, daß die Franzosen auf dem Wege über England allerlei von unserem Heere erfuhren, was besser geheim geblieben wäre. Wir haben auf demselben Wege auch allerlei über die Franzosen erfahren.

Da in der letzten Zeit der Name des englischen Botschafters in Petersburg, Morier, mit einer solchen den Franzosen zugegangenen Nachricht von der deutschen Presse in Verbindung gebracht worden ist, so sei erlaubt, auch darüber eine Ansicht auszusprechen. Morier war im Jahr 1870 von allen Engländern im auswärtigen Dienst wohl der, welcher die deutschen Verhältnisse am genauesten kannte und die aufsteigende Kraft Preußens am richtigsten würdigte. Damals in der That so gut deutsch als einem strebsamen Diplomaten und Engländer nur möglich ist. Als ein jüngerer Verwandter des humoristischen Schriftstellers, dem wir unübertreffliche Schilderungen persischer Charaktere und Zustände verdanken,

war er auch in Deutschland gut empfohlen, als unverwüstlicher Gesellschafter und Mann von Geist und heiterer Laune beliebt. Er hatte in jener Zeit den Ehrgeiz und die Hoffnung, seine Laufbahn als englischer Gesandter in Deutschland zu machen, und es ist wohl möglich, daß er diesen Wunsch durch die Gunst des jungen Hofes in Berlin zu fördern vertraute. Bei solcher Rechnung war ein Fehler, den der scharfsichtige Mann nicht erkannte. Keinem Minister kann der fremde Diplomat willkommen sein, welcher außer den amtlichen Beziehungen noch intime persönliche Verbindungen mit den Fürsten selbst unterhält. Das ist in England gerade ebenso wie in Deutschland unleidlich, und die Abneigung dagegen ist ganz in der Ordnung, und einem fremden Diplomaten gegenüber im besten Interesse des Staates. Wenn es also wahr ist, daß Fürst Bismarck die Ernennung Morier's zum englischen Gesandten in Berlin nicht gewollt hat, so wäre solche Abweisung in den Verhältnissen durchaus begründet gewesen. In England konnte Morier die Hindernisse, welche ihm das persönliche Vertrauen der Königin in einzelnen Familienangelegenheiten gegenüber dem englischen Ministerium vielleicht bereitete, wohl überwinden, nicht bei uns.

Auf der anderen Seite aber war gerade Morier im Jahre 1870 durch persönliche vertraute Beziehungen, durch seine Einsicht, und vor Allem durch die Rücksicht auf seinen eigenen Vortheil nicht in der Lage, dem Heere der Franzosen gute Erfolge zu wünschen, auch besagen die Worte des Marschalls Bazaine, daß ihm eine gewisse Nachricht durch den englischen Gesandten in Darmstadt zugekommen sei, noch nicht, daß der Gesandte selbst durch Zwischenpersonen oder unmittelbar ihn benachrichtigt habe. Wir Deutsche sind also nach den der Oeffentlichkeit vorliegenden Angaben nicht genöthigt, dem Engländer im Jahre 1870 eine grobe Pflichtverletzung zuzutrauen.

Der viertägige Aufenthalt in dem schönen Nancy vom 16. bis 20. August wurde unserem Hauptquartier durch die

Nachrichten über die Kämpfe vor Metz verdüstert. Die Franzosen, welche den Kronprinzen inmitten seiner Getreuen an den Abenden dieser Tage vor dem Hotel de France beobachten konnten, durften sich wohl dem Wahne hingeben, daß die Fremden über große Niederlagen zu trauern hatten.

In Wahrheit werden unsere Siege den Franzosen die Civilisation bringen und die Vorsehung hat das edle deutsche Blut, das auf den Schlachtfeldern Frankreichs dahinrinnt, unter anderem auch dazu erkoren, unseren Feinden zugleich mit der Achtung vor unserer militärischen Ueberlegenheit die Nothwendigkeit allgemeiner Dienstpflicht für Frankreich in die Seele zu schlagen. Mit dieser höchsten und edelsten Form des Kriegsdienstes hört die Möglichkeit frecher Eroberungskriege und der Wahnsinn militärischer Eitelkeit, dies widerliche Leiden der Franzosen, ganz von selbst auf. Sobald der Stoff des französischen Heeres so kostbar wird wie der unsere, sobald der Sohn des Senators und Bankiers von Paris als Gemeiner neben dem Arbeiter von St. Antoine im Gliede steht, wird das freche Gesindel, welches die öffentliche Meinung Frankreichs jetzt erregt, an Macht verlieren, und die Familiengefühle der anständigen Leute werden in der Politik mitsprechen. Allgemeine Wehrpflicht macht nicht nur im Kriege stark, sie macht eine Nation auch im Frieden friedfertig.

Am 20. früh eilte der Kronprinz von Nancy in das große Hauptquartier bei Metz, um den Vater zu begrüßen. Es war ein bewegtes Wiedersehen ohne Zeugen. Der König sprach zuletzt seine Freude aus, daß er vor allen Andern dem Sohn das eiserne Kreuz dieses Krieges verleihen konnte, zuerst die zweite, jetzt die erste Klasse; der Kronprinz antwortete dankend, daß er das Kreuz nicht tragen könne, wenn nicht dem General v. Blumenthal dieselbe Auszeichnung zu Theil werde. Dies ist geschehen. Im Laufe des Nachmittags sprach der Kronprinz noch den Grafen Bismarck, und fuhr dann über Nancy neun Meilen bis nach Vaucouleurs.

Dort war am 22. August die Trauer des theuren Herrn über die großen Verluste des 16. und 18. August noch sehr groß und sie wird durch neue Nachrichten über den Tod guter Bekannten verschärft. Seine nächste Umgebung, Mischke und Andere, haben harten Stand gegen die Schwarzseher im Hauptquartier, welche Uebles vorhersagen, entweder, weil sie sich gruseln wollen, oder weil ihnen einige Schlappen Preußens zwar schmerzlich, aber doch nicht unwahrscheinlich sein würden.

Der Flug unserer dritten Armee über die Vogesen trieb das Heer Mac Mahon's westwärts; die Armee des Kaisers und Bazaine's wurde in den Schlachttagen des 14., 16., 18. August durch die erste und zweite Armee von Paris abgedrängt und in Metz eingeschlossen. Diese beiden Operationen haben nicht nur die französische Armee in zwei weit getrennte Stücke zerrissen, sie haben auch im Vormarsch die Vereinigung der drei deutschen Armeen so weit bewirkt, als für Tage der Entscheidung nöthig wird. Schon bei diesen Kämpfen hat sich die sichere Ueberlegenheit unserer höchsten Anordnungen erwiesen. Während unser Generalstab die Kunst versteht, die freie Bewegung der Heertheile für Marsch und Verpflegung zu erhalten und doch für die Schlacht die Massen auf einem Punkt zu vereinigen, standen die Franzosen in jedem der beiden Theile ihres Heeres eng massirt, gehindert in Bewegung und Aufstellung, und Bazaine, der sich tapfer schlug, wurde an jedem der drei Schlachttage von Metz in dem mühevollen Versuch, Stellungen zu gewinnen und sich aus unhaltbaren Stellungen loszuwickeln, überrascht.

Jetzt am 23. liegt zu Ligny über dem Hauptquartier eine Wolke, die Kränklichkeit des lieben Herrn. Böger giebt Hoffnung, daß es schon morgen besser sein werde.

Am Abend war ich mit dem Kronprinzen allein, er lag auf seinem schmalen Feldbett, das er sich in jedem Quartier aufschlagen ließ. Vor ihm auf dem kleinen Schreibtisch standen so, daß sein Auge darauf ruhen konnte, die Photographien

der Kronprinzessin und seiner Kinder. Er sprach sogleich von den Seinen daheim, von der Natur seiner Kinder, wie sich jedes entwickele, von dem Schmerz über die verlorenen. Sein Auge wurde feucht, und das Antlitz war durch Liebe und Schmerz verklärt. Sein Wesen so warm und wohlthuend, daß es auch den Hörer weich machte. Dann begann er über seine Gemahlin zu sprechen, voll von zärtlicher Hingabe. Er rühmte ihr reiches Wissen und ihren Geist, zu dem er immer aufsehen müsse, und klagte, daß eine solche Frau nicht überall nach ihrem Werth Anerkennung finde, und man empfand, wie wohl es ihm that, von der zu reden, an die er immer dachte. Als er nun auf Anderes überging und zuletzt die Huld hatte, auch von meiner litterarischen Thätigkeit zu sprechen, so erzählte ich ihm, daß manche Eindrücke der Reise während der langweiligen Colonnenfahrt des Hauptquartiers mir die Idee zu einem neuen Roman gegeben haben (desselben, der später unter dem Titel „Die Ahnen" den Lesern zugemuthet worden ist), und ich berichtete ihm unbehülflich, wie ein Schriftsteller über das zu reden pflegt, was gerade in seiner Seele Gestaltung gewinnt, von dem Plan und Inhalt der ersten Erzählungen. Er hörte mit gütigem Antheil zu, zuletzt erhob er den Oberleib vom Lager, sah aus wie Jemand, dem ein guter Gedanke gekommen ist, und frug: „Ist es nicht auffällig, daß der Kronprinzessin so wenig deutsche Bücher gewidmet werden, die der Mühe werth sind? Wenn Jemand von uns, verdient doch sie solche öffentliche Anerkennung." — Darauf bat der künftige Verfasser der Ahnen um Fürwort bei der Kronprinzessin, wenn er einst die Bitte um Bewilligung einer Widmung aussprechen werde. Der Herr sah mich beistimmend an und legte sich zufrieden wieder zurück. Jede Huldigung, selbst die kleinste, die der angebeteten Frau zu Theil wurde, war für ihn eine Sache von Bedeutung.

Denn seine Hingabe und Unterordnung unter die geliebte Frau war eine völlige. Diese Liebe war das Höchste und

Heiligste in seinem Leben, das ihn ganz erfüllte. Sie war die Herrin seiner Jugend, die Vertraute aller seiner Gedanken, seine Rathgeberin, überall, wo sie Rath zu geben geneigt war. Anlage der Gärten, Schmuck der Wohnung, Erziehung der Kinder, das Urtheil über Menschen und Ereignisse, Alles richtete er nach ihrer Persönlichkeit. Wo er ihr einmal nicht ganz folgen konnte, oder wo sein innerstes Wesen ihrer Forderung widersprach, war er tief unglücklich und unzufrieden mit sich selbst. Sie war aus größeren Verhältnissen zu ihm gekommen, hatte mit reichen Anlagen, schnellfassendem und hochfliegendem Geist, als Lieblingskind ihres Vaters, ihren geistigen Inhalt aus einem weit umfangreicheren Gebiet von bildendem Stoff erhalten. Durch glückliche Jahre hatte sie mit Eifer und zuweilen mit Geduld dahin gearbeitet, in der Seele des Gemahls die Interessen groß zu ziehen, die ihr am Herzen lagen, und er empfand in seinem einfachen, lauteren Gemüth, was in ihm lebendig geworden war, als ihr Werk. Ihm war, als hätte er erst durch sie sehen, fühlen, das Wahre erkennen, das Schöne genießen gelernt. Es war leicht zu verstehen, daß solche Herrschaft einer Frau dem Manne, dem künftigen Regenten von Preußen, Schwierigkeiten und Kämpfe zu bereiten drohte, größere vielleicht der Frau selbst, welche da führte und hob, wo es dem Weibe Bedürfniß ist geleitet zu werden.

Der Kronprinz sprach gegen mich Bedauern aus, daß die Anwesenheit des Herzogs von Augustenburg und die baierische Uniform desselben unter den Preußen des Hauptquartiers so große Mißstimmung errege. Ich mußte erwidern, daß der erlauchte Herr wohl richtiger gehandelt hätte, wenn er bei einem baierischen Corps geblieben wäre, oder wenn er dahin zurückgehe, und der Kronprinz äußerte zuletzt, er wolle mit dem Herzog darüber reden. Indeß scheint dies nicht geschehen zu sein.

Am 24. August kam der König zu einem Besuch in das Hauptquartier der dritten Armee. Der König war heiter und

gegen alle gnädig. Als er den Herzog von Augustenburg sah, frug er den Kronprinzen: „Wer ist dieser baierische General?“ Auf die Antwort stutzte er einen Augenblick, dann trat er zu dem Herzog und sprach wenige Worte; beide befangen.

Da ich nicht zu der Staffel des Herzogs und nicht zu seinen Vertrauten gehörte, so sah ich ihn selten. Als wir aber während der Schlacht von Sedan am Rande des Höhenvorsprunges bei Donchery auf dem Boden saßen und nach den letzten Kämpfen der siegreichen Schlacht ausspähten, hörte ich plötzlich neben mir die Stimme des Augustenburgers, der zu mir gewandt in tiefer Bewegung sagte: „Eine solche Stunde ändert die Gedanken des Menschen und legt neue Pflicht auf.“ Es war zu verstehen, was der Herzog meinte. Im Jahre 1867, während des Reichstags, war im Auswärtigen Amt guter Wille gewesen, die Differenzen, welche nach dem Erwerb von Schleswig-Holstein mit dem Herzog bestanden, auszugleichen, und ich war veranlaßt worden, darüber und über mögliche Bewilligungen dem Herzog von Gotha eine Mittheilung zu machen, und diesen zu ersuchen, daß er die Vermittlung übernehme. Damals hatte der Herzog von Augustenburg sehr bestimmt Alles abgewiesen. Jetzt wurden die Sinnesänderung des Herzogs und die bedeutsamen Worte durch einen Bekannten an die geeignete Stelle im großen Hauptquartier getragen, damit dieser große Tag auch den Kronprinzen und den Herzog von Augustenburg aus unbequemen Verhältnissen befreie. Doch das Auswärtige Amt war jetzt nicht in der Lage, die frühere Bereitwilligkeit zu zeigen, und die Versöhnung, welche vielleicht der König, mehr noch der Kronprinz zu wünschen Ursache hatten, vollzog sich erst später. Dem redlichen Herrn aber, welcher von seinem guten Recht gegenüber Preußen fest überzeugt war und sich als Opfer einer selbstsüchtigen Politik betrachtete, soll hier zum Angedenken nachgesagt sein, daß es nicht berechnende Klugheit war, welche ihm den Verzicht auf das eingab, was er für sein höchstes, von

den Ahnen empfangenes Recht hielt, sondern die Begeisterung eines treuen Deutschen über den Sieg seiner Landsleute und der Gedanke, daß an diesem großen Tage auch er für Deutschland sein Liebstes zum Opfer bringen müsse.

3. Bis Reims.

Bazaine war in Metz eingeschlossen, der Kronprinz unserem größeren Heere voran auf der geraden Straße nach Paris, Mac Mahon, wie wir meinten, ebendahin im Rückzuge. Da kam am 24. August Mittags nach Ligny, gerade als der Kronprinz die Ankunft des Königs erwartete, von Chalons die Nachricht, daß der Marschall die Stellung bei Chalons verlassen habe und nordwärts ziehe. Bald gaben aufgefangene Briefe und zuverlässige Nachrichten Gewißheit, daß Mac Mahon vom Norden her zu Bazaine durchzudringen suche. Sofort wurden die deutschen Heere neu gerichtet. Prinz Friedrich Karl hielt Metz eingeschlossen. Unter dem Oberbefehl des Königs zog das übrige Heer gegen Norden, der Kronprinz mit dem sechsten, fünften, elften Corps, den Baiern und Würtembergern als linker Flügel und Centrum, der Kronprinz von Sachsen mit der Garde, dem zwölften und vierten Corps als rechter Flügel. Durch diese Anordnungen wurde nur ein Tag Aufenthalt verursacht, Alles ward mit wundervoller Schnelligkeit entworfen und ausgeführt, und dennoch war zu besorgen, daß Mac Mahon einen Vorsprung gewonnen habe, der seine Umstellung vereiteln werde. Es wurde marschirt, wie nie ein großes Heer auf der Verfolgung marschirt ist, die Verpflegung war auf das Aeußerste erschwert, die Truppen eilten aus einem Biwak in kalten Nächten zum andern, den Tag vier bis sechs Meilen bald im Regen, bald im weißen Kalkstaub der übrigens meist vortrefflichen Wege. Alles drängte mit größter Spannung vorwärts.

Am 28. August stießen unsere Vortruppen bei Vougiers wieder auf den Feind. Dieser wich jedoch und überließ eine

Position nach der andern. Bei Stonne-Beaumont und Mouzon hielt er am 30. in starker Stellung und schien den Kampf aufnehmen zu wollen, auch hier wich er nach ernstem Gefecht nordwärts. Der gerade Weg nach Paris war ihm versperrt, statt westwärts auszuweichen, zog er hinter die Linie der Maas, seine letzte Position, im Rücken bereits die belgische Grenze.

Am 31. August sahen Offiziere unseres Hauptquartiers auf den Höhen hinter Sedan elf mächtige Biwaklager, die Rast eines großen Heeres, und Erbprinz Leopold von Hohenzollern brachte eine Aufzeichnung derselben, die er auf gutem Beobachtungspunkt gezeichnet, in unser Hauptquartier. Am Tage zuvor hatte ein Landmann, der uns im Freien begegnete, erzählt, daß er den Kaiser auf der Höhe von Stonne neben Mac Mahon gesehen habe. Die Entscheidung stand bevor.

Das Hauptquartier des Kronprinzen war am 31. August zu Chemery. Im Morgengrau des 1. September begann der Vormarsch unseres Heeres über die Maas, die Baiern hatten das Centrum, voran ihr erstes Corps v. d. Tann, links von ihnen zog das elfte und fünfte Corps zur Schlacht, die Würtemberger noch weiter links zur Seite. Auf dem rechten Flügel zunächst dem Feinde die Sachsen, daneben die Garde, auf ihrer Seite das vierte Corps als Reserve. Weiter zurück nach Westen stand als allgemeiner Armeerückhalt das tapfere sechste Corps, unzufrieden, daß es noch nicht im ersten Gefecht gewesen war.

Ein dichter Nebel lag über der Erde. Der graue Dampf barg die Bewegungen der Truppen, deren endlose Reihen gleich riesigen Schlangenleibern im Dämmer nordwärts zogen. Um hohe Baumgruppen und das Gehölz auf den Hügeln hing im ersten Frühschein zerrissenes Nebelgespinnst, auf den Tiefen lag der Nebel dick und wirbelte aufwärts. Ueberall am Wege schimmerten die verlassenen Biwakfeuer, in der Ferne Glühwürmern ähnlich durch Dampf und Rauch sichtbar. Wie Lastzüge unsichtbarer Eisenbahnen schütterten und dröhnten die

Colonnen auf den Heerstraßen, aber Fußvolk, Reiter und Geschütz tauchten erst nahe dem Beschauer aus dem Dampf hervor und schwanden wieder dahin, vom Dunst umhüllt. Auch die aufsteigende Sonne warf nur ein mattes Licht über eine verschleierte Landschaft, man sah hier hellere Häusergruppen neben spitzen Kirchthürmen, einen dunklen Bergwald, eine alte Warte und die weißen Linien der Landstraßen, welche zur Maas führten.

Nach einem Wege von einer Meile hatte der Kronprinz den nördlichen Vorsprung eines langen Waldhügels erreicht, welcher ziemlich steil gegenüber Donchery zur Maas abfällt, dort nahm er auf einem Vorsprung Stellung, seinen Theil der Schlacht zu leiten; etwa tausend Schritt östlich auf dem nächsten Vorsprung desselben Hügels war der Standpunkt des Königs und des großen Hauptquartiers. Wer von diesen Höhen nordwärts umschaute, der fand sich vor dem anmuthigen Bild einer reichbebauten Hügellandschaft, im milden Morgenscheine lag sie da mit ihren Flußkrümmungen, sanft geschwungenen Höhenzügen, Gehölz und Wiesenflächen, wie eine fröhliche Malerarbeit. Vorn unten die Maas, welche gerade vor dem Beschauer in einem langgezogenen parabolischen Bogen nach Norden ausbiegt, nach Süden zurückkehrt, um westwärts weiter zu fließen, dahinter, fast vor den Füßen des Beschauers, die Schieferdächer, der spitze Thurm und einige Fabrikgebäude des Städtchens Donchery, und zur Seite rechts die kleine alte Festung Sedan, beide Städte durch den Wiesengrund einer langen Landzunge geschieden, welche von jener Einbuchtung der Maas gebildet wird. Hinter Sedan hebt sich der Ardennerwald in mehren Höhenzügen bis zu der belgischen Grenze. Oestlich von Sedan streichen die Höhen weiter südwärts bis zur Maas herab, welche von Südosten her auf Sedan zufließt.

Um 5 Uhr früh eröffneten die Sachsen auf dem rechten Flügel den Angriff. Fast zu gleicher Zeit die Garde und noch vor ihnen das erste Corps der Baiern. Die Sachsen

hatten langen Weg und harten Kampf, auch die Baiern verwendeten Bataillon auf Bataillon in grimmigem Dorfgefecht. Die Hauptstellung der Franzosen war nördlich von Sedan in dem waldigen Hügelgelände, welches durch die Dörfer Floing Illy, La Chapelle und Villers begrenzt, in der Mitte durch die Thalsenkung des Dorfes Givonne geschnitten wird. Die Kämme und Abhänge dieses Bergreviers waren durch ihre Geschütze besetzt. Während Sachsen, Garde und Baiern den linken Flügel dieser Stellung angriffen, Batterien gegen Batterien setzten, nach überlegener Feuerwirkung den Feind im Infanteriegefecht drängten und sich langsam, in harter Arbeit und, wie sie selbst meinten, lange mit unsicherem Erfolg in den Thälern vorwärts schoben, waren das elfte und fünfte Corps und die Würtemberger westlich von Doncherty über die Maas gegangen sie zogen ihre Schlangenlinien um die rechte Seite der französischen Stellung, das elfte zunächst am Feinde, das fünfte in weiterem Bogen, um von hinten zu umfassen. Der Nebel deckte günstig ihren Zug. Die Absicht dieser Bewegungen war, die rechte wie die linke Flanke der feindlichen Stellung einzudrücken, und die Franzosen entweder nordwärts über die belgische Grenze zu drängen, oder nach Sedan zu treiben, dort einzuhegen, und in dem unhaltbaren Platz zur Uebergabe zu zwingen.

Die Sonne hatte den Nebelschleier verdünnt, aber er lag bis gegen Mittag wie ein leichter Dunst über dem Schlachtfeld. Von der Höhe von Doncherty folgte man mit einer Spannung, welche fast den Athem benahm, den Bewegungen der preußischen Colonnen in der Tiefe, welche hinter Hügeln und Häusergruppen dahinzogen. Unterdeß paukte und dröhnte ostwärts der Kanonendonner unaufhörlich, weiße Dampfballen zeigten den Standort der Batterien, Gewehrsalven bald näher, bald ferner den Angriff der Bataillone, aus den Thälern stieg der Rauch, und sein langsamer Fortschritt nach Norden oder sein Beharren auf denselben Stellen der Höhe ließen erkennen,

ob der Feind wich oder Stand hielt. Von Zeit zu Zeit eilte ein Offizier mit Meldungen heran über Ereignisse und über Fortschritte der einzelnen Truppen, dann lauschte, wer in Hörnähe stand, angestrengt nach dem Inhalt seines athemlosen Berichtes, um gleich darauf wieder das Fernglas am Auge nach den entfernten Höhen zu spähen. Es war gegen 9 Uhr, als das elfte Corps bei St. Menges an dem nördlichsten Punkt jener Flußkrümmung mit dem Feinde zusammenstieß. Von da begann auf unserer Seite der Kampf. Auch den Kronprinzen ergriff jetzt die Unruhe; er erhob sich und forderte, daß man näher heran reite, und Blumenthal mußte mit Bestimmtheit erklären, daß gerade dieser Standort der günstigste sei. Der General selbst, der gemächlich mit beneidenswerther Ruhe die wechselnden Bilder des Kampfes und die Meldungen aufnahm, trat nur einmal aus der vorsichtigen Haltung, als ein Adjutant v. d. Tann's nach 10 Uhr meldete, daß Bazeilles zwar im Besitz der Baiern, daß aber das erste baierische Corps für diesen Tag verbraucht sei. Da stand General v. Blumenthal schnell auf und rief: „Das habe ich so nicht befohlen!" Die Baiern hatten in dem furchtbaren Dorfgefecht, das sie mit großer Tapferkeit und unter starken Verlusten durchführten, sich wohl zu heftig eingesetzt und waren nicht im Stande gewesen, das Gefecht abzubrechen oder hinzuhalten.

Mächtiger dröhnte der Geschützkampf, lange Reihen von Batterien krachten, der eigenthümlich schwirrende Ton der Granaten, die weißen Rauchwölkchen der platzenden französischen, die Qualmwolke am Boden, wo eine eingeschlagen, das fünfundzwanzigmalige Knattern des Mitrailleusenschusses, dazwischen ein dumpfes Dröhnen der Fahrzeuge, wildes Rufen, aufsteigende Rauchwolken brennender Gebäude, und der lodernde Feuerschein, der sich zwischen den Häusern und über die Bäume erhob, dies schreckvolle Beiwerk des Kampfes, beschäftigte Auge und Ohr, doch nicht die ganze Seele, denn über Allem flog stolz

und befreiend die stille Hoffnung auf guten Erfolg, Freude und Begeisterung über die Menschenkraft, welche durch solchen wilden Qualm zum Siege durchrang. Wo der Deutsche hintrat, durfte der Franzose nicht stehen.

Bis über Mittag tobte die Schlacht vor unseren Augen mit unverminderter Gewalt. Der Nebel war gefallen, die Landschaft lag hell im heißen Licht der Sonne. Hinter dem elften Corps hatte sich das fünfte herumgeschoben, schon gegen 11 Uhr krachten seine Geschütze fast in den Rücken des Feindes, von der anderen Seite drang das Gardecorps zur Vereinigung. Bald nach Mittag schlossen sich hinter den Franzosen die beiden deutschen Flügel zusammen. Das Wild war umstellt, der Ausweg nach Norden abgeschnitten. In dem dunkeln Bergwald drängte sich die französische Infanterie zusammen und versuchte in verzweifelten Vorstößen den stählernen Reif zu durchbrechen, Schnellfeuer begegnete dem Vorsturm, auch rechts im Vordergrund fuhren preußische und baierische Batterien auf und feuerten in die engen Aufstellungen der Franzosen. Da that die französische Kavallerie ruhmvoll ihre letzte Heldenarbeit; als die Infanterie versagte, stürmten ihre Regimenter gegen preußische Infanterie und Geschütze, um nach Westen einen Ausweg zu bahnen. Vergebens. Reihenweise sanken die Braven, wieder und wieder ritten sie an, den lichten Fleck vor dem Walde sah man durch das Fernrohr bedeckt mit den Leibern der Männer und Pferde. — Aus den Waldhügeln hinter Sedan begann der Rückzug des Feindes auf die Stadt. In hellen Haufen kam das Fußvolk heraus, viele ohne Waffen.

Und jetzt schwieg der Geschützdonner fast plötzlich. Es war als ob die heiße Sonnenglut auch den Kämpfenden die Kraft nehme. Aber es war nur die Vorbereitung zu neuen Gefechtstellungen der Truppen und Geschütze. Noch enger wurde jener waldige Hügelrücken, um welchen die Feinde gedrängt waren, von drei Seiten umstellt. Dann begann wieder

die Todesarbeit: Donner der Geschütze, Geknatter der Ausschwärmenden, dann Massenfeuer und auffliegende Munitionswagen; die deutschen Compagnien drangen in den Wald und auf die Hochebene der französischen Stellung und trieben die Franzosen der Stadt zu. In Massen, in flüchtigem Roßlauf kamen diese herab: Fußvolk, Reiter, Wagenzüge, dahinter lange Haufen von Gefangenen.

Nach etwa einer Stunde, gegen 4 Uhr, war die Schlacht beendet, das Feld außerhalb Sedan in unseren Händen, das Heer der Franzosen, soweit es nicht auf dem Boden lag oder gefangen fortgetrieben wurde, innerhalb des Geschützbereichs von Sedan zusammengedrückt. Etwa 90,000 drängten sich um die Festung, ein kleiner Theil floh zersprengt in die Wälder und zog der belgischen Grenze zu. Um 5 Uhr kam den Baiern und den Würtembergern der Befehl, mit ihrer Artillerie die Stadt zu beschießen. Nach den ersten Schüssen stieg eine ungeheuere Rauchwolke zur Höhe, dicht geballt stand sie wie unbeweglich über den Häusern und warf ihren dunklen Schatten weit hin auf das Leichenfeld. Eine halbe Stunde darauf wurde eine weiße Fahne aufgesteckt. Die Baiern waren der Festung so nahe gekommen, daß ihre Infanterie bereits in den Palisaden riß.

Es war gegen 7 Uhr, als General Reille — er war im Jahre 1867 dem Kronprinzen in Paris zugeordnet gewesen — vor dem König von Preußen erschien. Auf der Säbeltasche eines Husarenlieutenants wurde der eigenhändige Brief geschrieben, welchen der Herzog von Gramont vor acht Wochen gefordert hatte, damit Frankreich sich den Frieden gefallen lasse.

Wer das Walten der ewigen Vernunft auf einem Schlachtfelde geschaut hat, wie das von Sedan ist, der wird ein frommer Mann, und ich hoffe, ein fester Mann. Die furchtbarste und gewaltigste Kraftentfaltung zweier Nationen, die blutige Arbeit der kämpfenden Massen, ein Chaos von Ereignissen, die sich in den Raum weniger Stunden zusammen-

drängen, und doch der Sieg zuletzt die Folge eines einfachen Gedankens unserer Feldherren! Ihre planvolle Thätigkeit, welche Hunderttausende durch gehäuften Tod zum wohlbedachten Ziele führte, ist ein Triumph deutscher Kraft geworden und ein Fortschritt unseres Volkes, größer und folgenschwerer, als ihn die kühnste Phantasie ahnte. Das sind die erhebenden Betrachtungen, welche über dem Pulverdampf und den Leichenhügeln dieser Schlacht aufsteigen. So arbeitet unser Gott durch die Kriegsheere, den Siegern im Kampfe Preise austheilend: ein großes Erdendasein und neue Aufgaben; auch die Besiegten durch die Niederlage selbst aus ihrem inneren Verderben erhebend.

Am Abend ging ich allein mit meinen Gedanken nach Chemery zurück, dort den Kronprinzen zu erwarten. Als er um 9 Uhr eintraf, von hellem Jubelrufe empfangen, und als er bei der Tafel in gehobener Stimmung dem tapferen Heere Heil trank, kam ich mir vor wie Till Eulenspiegel, der während der fröhlichen Thalfahrt durch die Sorge um den nächsten Berg beschwert wird. Unser Sieg war so groß, daß Niemand in Frankreich übrig blieb, der Frieden mit uns schließen konnte.

Den 4. September. Die Herren vom Generalstab sind über die Armeeführung des Kronprinzen von Sachsen des Lobes voll. So widerlegt das Schicksal den Parteieifer der Menschen. Vier Jahre sind es her, da erwarteten wir eifrigen Preußen von der Ordnung der sächsischen Verhältnisse nach dem Kriege von 1866 und von einer Rückkehr der königlichen Familie nach Dresden wenig Heilsames. Ich hatte in jener Zeit, wo meine Landsleute und Anverwandten Kugel um Kugel den Sachsen gegenüber standen, eine Flugschrift geschrieben: „Was wird aus Sachsen", in welcher ich sehr scharfsinnig alle Bedenken auseinandersetzte, welche dem Haus der Albertiner und den Deutschen aus der Erhaltung des Königreichs Sachsen erwachsen müßten. Wie war jetzt Alles so ganz anders ge-

kommen, und wie gründlich war, was vor wenigen Jahren für wahrscheinlich gelten konnte, durch die Ereignisse widerlegt! Dergleichen Erfahrungen machen bescheiden. Wer weiter zurückdenkt, findet überall ähnlichen Grund, sich über die Kurzsichtigkeit menschlicher Annahmen zu verwundern. Jene Verdoppelung des Heeres, welche die ersten Regierungsjahre König Wilhelm's so schwierig machte, und der großen Mehrzahl der Preußen, wenigstens in der Art und Weise, wie sie ins Leben trat, so leidig war, ist die Grundlage für alle Erfolge dieses Krieges gewesen, nur durch sie wurde der Tag von Wörth, die Schlachten vor Metz, der Sieg von Sedan möglich, und Alles, woran jetzt die wärmsten Hoffnungen der Deutschen hängen. Solche Erfahrungen sollen nicht die Wucht des Handelns und der politischen Forderungen vermindern, aber sie mahnen zu sorgfältiger Würdigung entgegenstehender Ansichten, und daß man den Streit für die Sache, welche dem Kämpfenden für die gute gilt, mit Bescheidenheit und Schonung der Gegner führe, damit man in dem Fall, wo höhere Gewalten die Beschränktheit der Parteinahme erweisen, das eigene Selbstgefühl nicht allzusehr gemindert finde. Daß Nützliches schnell schädlich werden kann, und daß Anderes, was mit Grund für gemeinschädlich gilt, sich vielleicht noch in demselben Menschenalter als größter Fortschritt erweist, ist eine Lehre, die zwar durch die Geschichte jeder Zeit verkündet wird, deren Bedeutung man aber nur in den Kämpfen, welche man selbst mit leidenschaftlicher Theilnahme ausficht, völlig würdigen lernt.

Als ich am 8. September mich zu Reims vom Kronprinzen verabschiedete, um nach Deutschland zurückzukehren, war die letzte Aeußerung desselben noch Sorge seines freundlichen Herzens für einen deutschen Gelehrten. Theodor Mommsen hatte bekümmert nach dem Schicksal seines jungen Freundes Bormann gefragt, eines Mitarbeiters an dem großen Inschriftenwerke, der in den Schlachten vor Metz durch den Mund geschossen war. Als der Kronprinz in warmem Mit-

gefühl das Schicksal des hoffnungsvollen Gelehrten bedauerte, dessen Tod ein Verlust für die Alterthumswissenschaft werden mußte, gab General v. Blumenthal guten Trost, weil Schüsse durch den Mund durchaus nicht immer tödtliche Wunden verursachten. Da trug der Kronprinz mir auf, in Pont-à-Mousson vor den Lazarethen anzuhalten, Erkundigungen nach Bormann einzuziehen, und wenn es gelänge ihn zu finden, demselben seine Theilnahme auszusprechen und zu erkunden, ob der Kronprinz irgend etwas für ihn thun könne. Am späten Abend fuhr ich mit dem Feldjäger des großen Hauptquartiers auf der leeren Landstraße heimwärts. Es war eine seltsame Fahrt, wie durch ein ausgestorbenes Land, kein Arbeiter, kein Stück Vieh auf den Feldern, kein Wagen, kein Fußgänger meilenweit auf den Straßen. Nur ein oder zweimal jagten wir ausweichend an langen Colonnenzügen vorüber. In den Dörfern zuweilen Anruf der Posten, auf den Wechselstellen Anhalt vor dem Hause des Kommandanten, bei dem durch vorausgesandte Drahtmeldung ein neues Fuhrwerk bestellt war. Der befehlende Landwehroffizier empfing zuvorkommend und bot Rothwein, aber ein Wagen war nie zu beschaffen gewesen. Dann ging der Feldjäger allein in die Höfe, darnach zu suchen, und brachte immer nach kurzer Frist den Wagen. Nur einmal stand das Gefährt bereit, an dem Orte hatte ein Unteroffizier den Befehl. Auf dem geholten Wagen ging es wieder hinaus in die einsame Landschaft, zuweilen wurde der Kutscher vom Bock auf ein Hinterbrett gewiesen und der Feldjäger führte selbst die Zügel. Wenn er über die Richtung des Weges in der Finsterniß unsicher wurde, stieg er am Kreuzwege ab und suchte nach den Zeichen. So ging es bis in die zweite Nacht in schnellem Laufe vorwärts. In Pont-à-Mousson schied ich vor dem Stadthause von meinem Begleiter, der seine schnelle Fahrt über Remilly fortsetzte. Im Frühlicht des Morgens begann ich die überfüllten Lazarethe zu durchsuchen, trübselige Besuche, die lange vergeblich waren, endlich hatte ich die Freude aus

den geführten Listen zu ersehen, daß Dr. Bormann am Leben und mit einem Krankenzuge kurz zuvor auf deutschen Boden geschafft war. Da ich Briefe nach Homburg zu besorgen hatte, mußte ich auf der Verbindungslinie der dritten Armee die elsässische Eisenbahn benutzen. Bei Nancy begrüßten große Haufen von Gesindel, die sich längs der Bahn aufgepflanzt hatten, unseren Zug mit dem unablässigen Geschrei: à bas les Prussiens. Mitten unter den Schreiern stand ein preußischer Landwehrmann, rauchte aus seiner kurzen Pfeife und hörte in stillem Behagen dem aufgeregten Völklein zu, dessen Toben ihm wie das Schreien der Frösche im Weiher klang. Endlich im Elsaß warteten auf den Bahnhöfen zuweilen auch deutsche Frauen in wohlthätiger Absicht, um den Verwundeten Lebensmittel zu spenden. Die Bahnfahrt bis Homburg dauerte wieder zwei Tage und eine Nacht, für die Verwundeten unseres Zuges eine schmerzvolle Zeit. Das Glück, in der Heimat zu sein, fühlten Kranke und Gesunde. Dem Kronprinzen aber konnte bald die Nachricht zugehen, daß der deutsche Gelehrte außer Gefahr und in der Genesung sei.

Nach dem Kriege.

Der Kronprinz war vierzig Jahre alt, da er als siegreicher Feldherr aus dem Kriege heimkehrte. Nach seiner Erscheinung die glänzendste Heldengestalt, welche je unter einem deutschen Helme geschritten ist, dem Heere als einer seiner großen Kriegsfürsten theuer, in der Auffassung des Volkes ein erprobter, fester Mann, nach jeder Richtung berufen, Nachfolger seines bejahrten Vaters zu werden, ein aufsteigender Stern für viele patriotische Wünsche und Hoffnungen, denen die Gegenwart völlige Erfüllung nicht bieten wollte. Kaum war ein schöneres und mehr Glück verheißendes Dasein zu

denken, als das seine nach allgemeiner Meinung war. Aber nie sind durch das Geschick irdische Hoffnungen in gleich schmerzvoller Weise als eitel erwiesen worden. Für die Nation waren die siebzehn Friedensjahre, in welchen Kaiser Wilhelm uns noch erhalten blieb, eine Zeit des friedlichen Gedeihens, für den neuen Staat, im Ganzen betrachtet, eine glückliche Periode des allmählichen Einlebens in die Seelen und Gewohnheiten der Deutschen. Der Sohn und Thronerbe wurde das Opfer. Er allein hatte dafür den höchsten Preis zu zahlen, sein Glück, vielleicht sein Leben. Das ist ein Geschick, tragischer und furchtbarer, als die kühnste Erfindung sich einzubilden und zu schildern vermag. Das Wesen des alten Kaisers, welcher die Macht liebte, aber, wo es sich um Ernstes handelte, den Schein gering achtete, der durchaus nicht bereitwillig die Kaiserkrone auf sein Haupt genommen hatte, der von den angeborenen Rechten der deutschen Fürsten hoch dachte, und dieselben, wo er irgend konnte, sorgfältig zu berücksichtigen bestrebt war, dies ruhige, maßvolle Wesen eines bejahrten Herrn, der schon durch sein Alter vielen der Anspruchsvollen Ehrfurcht einflößte, war wie von der Vorsehung zuertheilt, um den deutschen Landesherren den Uebergang in das neue Wesen möglichst schmerzlos zu machen. Auch im Volke standen die Parteien unter dem Zauber dieser greisen Gestalt, die immer ehrwürdiger wurde, zuletzt wie ein Wunder erschien, und berechtigte wie unberechtigte Ansprüche allein durch ihre Dauer auf die Zukunft verwies. Aber der ihm am nächsten stand in Ehren und in der Zuneigung des Volkes, verlebte diese Zeit der Einrichtung eines neuen Lebens, die Feststellung des Kaiserreichs, das gerade er so heiß ersehnt hatte, zur Seite stehend, in thatlosem Harren. Er fühlte die Leere, eine gewisse Ermüdung trat ein, Verstimmung überkam ihn, welche immer größer wurde.

Daß die Einwirkung dieser Zeit den Kronprinzen so sehr niederdrückte, lag zum großen Theil in seiner Natur, deren Liebenswürdigkeit und Adel sich bei dem Verarbeiten starker

Eindrücke kund gab, welche ihm das Leben entgegenbrachte, die aber durchaus nicht aktiv war. Wäre er mit rüstiger Thatkraft ausgestattet gewesen, so würde er trotz mancher Hindernisse eine Betheiligung an der Staatsregierung auf allen Gebieten durchgesetzt haben, welche dem Vater nicht vorzugsweise am Herzen lagen. Doch er besaß zwar den Fleiß und die Pflichttreue der Hohenzollern in Erfüllung einer gestellten Aufgabe, aber nicht die Unternehmungslust und Schaffensfreude, und auf den wichtigsten Gebieten der Verwaltung wohl auch nicht das Geschick zu befehlen, wie etwas werden sollte. Es wäre für ihn heilsam gewesen, in den ersten Jahren nach seiner Vermählung, wo Berlin ihm zuweilen ein unbehaglicher Aufenthalt wurde, als Gutsherr auf dem Lande niederzusitzen, dort mit einem tüchtigen Inspektor selbst Landbau zu treiben und dabei die Verwaltung in den Kreisen, die Bedürfnisse und Ansprüche des kleinen Mannes, die Interessen der Landwirthschaft aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Aber dieser Gedanke, der ihm wohl einmal nahe trat, erschien damals wegen des Mangels an eigenem Vermögen nicht durchführbar. Was der Kaiser nach dem Jahre 1870 that, um ihm eine bestimmte Thätigkeit zuzutheilen, das reichte nicht aus. Der Kronprinz erhielt die Inspektion über die süddeutschen Armeecorps, er reiste mit Blumenthal alljährlich einmal dorthin und übte durch sein Erscheinen und sein vertrautes Feldherrnbild, das den Offizieren und der Mannschaft das Herz warm machte, in der That eine sehr wohlthätige Einwirkung aus, aber diese Thätigkeit war doch nicht viel Anderes als fürstliche Repräsentation. Er wurde zum Protektor der Museen, der Kunstangelegenheiten ernannt, was ihm wohl mehr nach dem Herzen war. Er wurde nach dem Beispiel seiner Gemahlin auch ein warmer Beförderer des Kunsthandwerks, er hat in diesen Richtungen und bei zahlreichen, gelegentlichen Ehrenvorsitzen durch seine warme Beistimmung und zuweilen durch seine Einwirkung auf die Regierung allerlei Förderliches

gethan, und wer genau zusieht, vermöchte darüber vieles Rühmliche zu berichten, aber solche Thätigkeit auf Seitenpfaden war zuletzt doch für einen großen Fürsten nur Zeitvertreib und Spiel. Der Sohn eines Gutsherrn, welcher mit seinem Hausstand in einem Nebengebäude der väterlichen Besitzung wohnt, mit jedem Thaler seiner Ausgaben auf die Einnahmen angewiesen ist, die ihm der Vater für das Jahr ausgesetzt hat, dessen Kinder sogar von dem Großvater das erhalten, was sie brauchen, und dem als Beschäftigung vielleicht die Aufsicht über die Parkanlagen des Gutes zugewiesen wird, der würde, wenn er als Mann von fünfzig Jahren noch ein solches Abhängigkeitsverhältniß zu ertragen hätte, für ganz besonders unselbstständig und unglücklich gehalten werden. Und doch ist die Lage des deutschen Kronprinzen eine ähnliche nach Hausgesetz und alter Ordnung, und die Persönlichkeit der Fürsten vermag darin nichts zu ändern. Eine solche eiserne Abhängigkeit von dem regierenden Herrn, in Preußen altherkömmlich, übt im Großen und Kleinen Einfluß auf das Verhältniß der Söhne zum Vater, auf die gesammte Auffassung der Familienrechte und Pflichten. Wie gut die Menschen sein mögen, wie schön das Familienverhältniß sich darstelle, der Druck solcher Unfreiheit lastet auf den Seelen der Abhängigen und dieser Druck wird in höheren Mannesjahren stets schmerzlicher gefühlt. Es fehlte auch in der Zeit des Harrens nicht an Erhebungen. Er selbst rühmte als einen Gewinn das herzliche Verhältniß, in welches er zum Könige von Sachsen gekommen war. Er empfand mit Selbstgefühl die Anerkennung, welche sein Wesen bei wiederholtem Aufenthalt in Italien erworben hatte und die freundschaftliche Verbindung zu dem italienischen Königshaus. Er beschäftigte sich fortdauernd mit den Denkwürdigkeiten seiner Zeit und seines eigenen Lebens, und legte sich Sammlungen an, auch von den Urtheilen der Presse über ihn selbst. Längere Zeit beschäftigte ihn der Nachlaß der Königin Elisabeth, den er zu ordnen hatte. Er fand darin

merkwürdige Schriftstücke und Briefe, welche ihm unzweifelhaft machten, daß man in Preußen sowohl die politische Haltung, als auch die kirchliche Gesinnung dieser hohen Frau unrichtig beurtheilt hatte, und er trug sich mit dem Gedanken, diese Papiere später der Oeffentlichkeit zu übergeben, damit dem Andenken der Königin die gerechte Würdigung zu Theil werde, welche sie während ihres Lebens entbehrt hatte. Er freute sich innig der reichen Erwerbungen für die Museen, die unter seiner Leitung geglückt waren, er beschäftigte sich gern mit Bauplänen für die Zeit seiner Regierung, zumal mit großen Bauten auf der Museumsinsel. Noch einmal hob sich seine Kraft, als er im Jahre 1878 nach der Verwundung des Kaisers zur Stellvertretung berufen wurde. Die gehäufte Arbeit, die Verantwortung, das hohe Amt gaben ihm eine Zeit lang Spannung und seinem Geist neue Schwingen, zur Freude und Ueberraschung seiner Umgebung. Aber mit dieser verantwortlichen Thätigkeit entwich wieder der Lebensmuth. — Lange hatte der Kronprinz das Glück gehabt in seiner nächsten Umgebung zwei Männer nacheinander zu besitzen, die beide ungewöhnlich begabt, nach Bildung und Charakter des höchsten Vertrauens werth waren. Ernst von Stockmar erkrankte bald und blieb von 1864 bis zu seinem Tode der bescheidene Vertraute des kronprinzlichen Paares. Durch ihn empfohlen, übernahm Karl von Normann das Kabinet, und dieser blieb durch zwanzig Jahre, in der Zeit, wo der Kronprinz die großen Erfolge seiner Mannesjahre zu verzeichnen hatte, in seiner Nähe. Seit Normann im Jahre 1884 in den auswärtigen Dienst zu treten veranlaßt wurde, war der Kronprinz da vereinsamt, wo ihm ein treuer Beirath am nothwendigsten war. Seine nächste männliche Umgebung war eine militärische, welche wechselte. Er gab sich mit Vorliebe trüben Gedanken und pessimistischen Stimmungen hin, er trug sich zuweilen mit der Idee, im Falle eines Thronwechsels dem Thron zu entsagen und dem Sohne die Regierung zu überlassen. Sogar die Zu-

reden der Kronprinzeß vermochten diesen Trübsinn nicht auf die Dauer zu bannen. Er kümmerte sich noch in seiner Weise um Staatsangelegenheiten, forderte Vorträge und Denkschriften und erhielt reichlicher solche, die er nicht gefordert hatte. Er sah zuweilen zu vertraulichem Gespräch Mitglieder der freisinnigen Partei und sprach dann wohl seine Unzufriedenheit mit Maßnahmen der Regierung aus, aber die Zunahme der Ermattung in seinem Wesen wurde Solchen, die ihn in seiner Jugend gekannt hatten, zu bitterem Leid bemerkbar. Er begann an Geist und Leib zu altern, und schon lange bevor die furchtbare Krankheit an ihm zu Tage kam, durfte man trauernd sagen, daß sein Lebensmuth nicht mehr der eines Mannes war, welcher demnächst für seine Nation die Kaiserkrone tragen sollte.

Als die Krankheit zerstörend an sein Leben trat, verklärte sich nach dem langen Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung die Eigenart seiner Natur, die Lauterkeit seiner Seele und die Herzensfreundlichkeit und Milde. Er, der im Kriegsgetümmel seinem Heere als ein furchtloser Eroberer erschienen war, sollte als stiller Dulder in dem Gemüth der Zeitgenossen fortleben. Ein banges, langes Dahinsterben war sein Kaiserschicksal; die Krone, welche er einst so heiß für sein Geschlecht und sich ersehnt, sank nur wie der Lichtschein im Bilde den Märtyrer krönt, auf sein Haupt. Es blieb ihm erspart Antwort auf die dringenden Fragen zu geben, welche die Nation an die Person seines Herrschers richtet, und die höchste Ehrenwürde, die Machtfülle des Gebietenden, wurde ihm nur als ein Traumbild zu Theil, während der Leib an das Lager gebannt kraftlos lag.

Solchem Schicksal gegenüber ist es vermessen zu streiten, wie er als Herrscher geworden wäre. Die auf ihn hofften, wollten an ihm sehen, was sie am meisten begehrten, und die besorgt sein Wesen abschätzten, vermochten nicht zu beurtheilen, was das Amt und die Herrschaft in einem gesunden Herrn an Kräften und Neigungen entwickelt hätten. Er war ein

offener, redlicher Mann von lauterem Sinn und warmem Gemüth, mit einem Herzen voll Menschenliebe, mit der Fähigkeit, sich über alles Gute und Große innig zu freuen. Er war so menschenfreundlich und gegenüber einem Leidenden so voll von Empfindung, daß auch die zahllosen bitteren Erfahrungen, welche die Großen der Erde über Unwerth der Hilfesuchenden machen, ihm nicht den Antheil an dem einzelnen Fall beeinträchtigten. Gegen Solche, welche er persönlich näher kannte, war er von der zartesten Aufmerksamkeit, er fühlte alles Widerwärtige, das sie traf, als treuer Freund in inniger Theilnahme mit. Er war im Grund seiner Seele weich und leicht erregt, ein Mensch von seltener Reinheit und Innigkeit.

Er war ein warmer Protestant, in allen religiösen Fragen von einziger Duldsamkeit und zu seinen stärksten Abneigungen gehörte die gegen engherzige Pfaffen. In der Staatsverwaltung widerstrebte ihm Polizeiherrschaft und Bevormundung, den Gemeinden wünschte er ausgedehntes Selbstregiment, jeder ehrlichen Thätigkeit die freieste Bewegung. Das aber waren bei ihm Stimmungen, denen die Kenntniß der Zustände im Volke nicht ganz entsprach, und es wäre ihm schwer geworden seinen Willen gegenüber gewandten Einwürfen aufrecht zu erhalten. Denn er war kein Geschäftsmann, sein Urtheil war in großen Angelegenheiten nicht geprüft und auch wo er einmal lebhaft wollte, war er in der Ausführung abhängig und unsicher, zuweilen wehrlos gegenüber den Hindernissen, nach dieser Richtung war er mehr gemacht geleitet zu werden, als Andere zu führen. Er war sehr geneigt, die Selbstständigkeit eines Anderen anzuerkennen und man durfte ihm gegenüber eine Ueberzeugung mit dem größten Freimuth aussprechen, auch wenn sie seine eigenen Gedanken angriff. Er war aber auch geneigt da, wo er behaglich erscheinen wollte, in Scherz und Ausdruck sich gehen zu lassen und es begegnete ihm, daß sein scherzhaftes Wesen auf Andere nicht wohlthuend wirkte, vielleicht deshalb, weil der Grundzug seines Wesens ernst war und er

sich zu der guten Laune zuweilen nöthigen mußte. Und er selbst war sehr empfindlich gegen jeden Verstoß Anderer in der Form und verlangte auch in Kleinigkeiten Beachtung seiner Würde. Wenn er aber in sich selbst nicht fand, was ihn aus der Verstimmung oder aus kleinlichen Anschauungen heraushob, so war seine Seele um so empfänglicher für jeden Eindruck von Außen, der schön und groß war, und für alle Anregung des Lebens, die in ihm selbst ernste Gedanken weckte. Er wurde unablässig als schöne Heldengestalt gefeiert und er selbst war wohl deshalb geneigt, seiner Erscheinung große Bedeutung zuzuschreiben und sich dieselbe je nach der Situation und der Aufgabe, die er zu lösen hatte, zurecht zu legen. Aber das Gemachte in Antlitz, Blick und Geberde schwand dahin, sobald eine hohe Empfindung ihm in die Seele trat, dann strahlte sein Auge, eine bezaubernde Heiterkeit flog über die zurechtgelegte Miene und in solchen Augenblicken war er in der That von hinreißender Schönheit.

Längere Zeit war sein Begehren, eine beherrschende Stellung über den Standesgenossen zu erhalten, und in dieser Grundstimmung war er zuweilen wenig geneigt, die historischen Rechte der deutschen Fürsten und ihre Ansprüche auf Gleichheit des Ranges zu beachten. Aber gerade was er so eifrig wollte, die Erhöhung seines Hauses durch die Kaiserkrone, das wurde vor Allem eine Sicherung der erhabenen Stellungen deutscher Landesherren, ja in Vielem auch eine Vergrößerung ihres Einflusses. Jetzt erst wurde ihre Landeshoheit im Reiche durch eine gesetzliche Uebereinkunft zwischen den Fürsten und der gesammten Nation befestigt. Und ihnen vor Anderen kam die neue Richtung des kaiserlichen Staatswesens auf vornehme Darstellung zu Gute. Bei der Uebernahme der Kaiserwürde durch Wilhelm II. erhielten unsere Landesgebieter völlig und reichlich Gelegenheit, ihre Bedeutung vor der Welt zu erweisen, und sie haben dies mit Vaterlandsliebe und mit richtigem Verständniß ihres eigenen Vortheils in ausgezeichneter

Weise gethan. Ihnen blieb erspart die Erhebung eines ihrer Standesgenossen an heiliger Stelle unter ihrer demüthigenden, passiven Mitwirkung, und uns das Gepränge einer Kaiserkrönung mit deren leerem Ceremoniell.

Aber der Tod des Sohnes, der so schnell auf den des Vaters folgte, hat nach anderer Richtung unserer höchsten Staatsleitung eine Besonderheit zugetheilt. Daß an den Großvater sich fast unmittelbar der Enkel reihte, hat Etwas von der geistigen und gemüthlichen Eigenart des älteren lebenden Geschlechts dem Throne ferngehalten. Denn wie verschieden die Natur, Anlage und Charakter der einzelnen Herrscher sei, jeder stellt in seinem Wesen Vieles von dem eigenthümlichen Inhalt der Jahre dar, aus welchen er in frischer Jugend Eindrücke, Ansichten, Bildung am reichlichsten erhielt. Und jeder Herrscher, auch der größte und trefflichste, ist als Kind seiner Zeit mit einer Einseitigkeit behaftet, gegen welche ein jüngeres Geschlecht und im Bunde mit diesem die Persönlichkeit des nachfolgenden Sohnes bewußt oder unbewußt protestirt. So war das Verhältniß aller Könige von Preußen zu ihren Vorgängern: Friedrich Wilhelms I. zu seinem Vater Friedrich I., Friedrichs des Großen zu seinem Vater und so fort bis in unsere Zeit. Mit jedem Nachfolger trat eine Ergänzungsfarbe zu dem Wesen des Vorgängers hervor, wohl oder übel, zum Heil oder Unheil, aber nicht zufällig, sondern nach einem hohen Lebensgesetz. Auch in den Brüdern Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. gelangten entgegengesetzte Ausstrahlungen ihrer Zeitbildung zur Herrschaft: Schelling und Herbart, Tieck und E. M. Arndt, Radowitz und Moltke, Manteuffel und Bismarck. Diesmal aber ist den Deutschen die Ergänzungsfarbe ausgefallen. Eine Fürstenseele ist geschwunden, welche nach Aufhebung der Censur, nach 1848 heraufwuchs, in einer Zeit des Widerspruchs gegen engherzige Beamtenherrschaft, in Jahrzehnten, wo nicht die Kraft des Heeres, sondern die leidenschaftliche Bewegung des Volkes die Fortschritte des Staates

bewirkte; geschwunden der Sproß einer langen Friedenszeit, in welcher die Arbeit der Wissenschaft und schönen Kunst dem deutschen Gemüth oft das beste Selbstgefühl, den reichsten Inhalt gegeben hatte, ein Gemüth, in dem der Drang nach Freiheit und schöner Entfaltung der Volkskraft lebendiger war als der nach Zucht durch das Heer und den Staat. — Denn von diesen Einwirkungen und von Anderem, was von 1848 bis 1864 auf dem deutschen Grunde erblüht war, bewahrte die Seele des Kronprinzen, wie die seiner meisten Altersgenossen, Inhalt und Farbe, die ihm eigenartig waren, ungleich dem Wesen seines Vaters, und ungleich den maßgebenden Neigungen im Gemüth seines Sohnes, der seit der Kaiserzeit unter dem Helm erwachsen war.

Wer vermöchte zu sagen, ob das Ausfallen dieser eigenthümlichen Mischung von Bildungselementen einen Einfluß auf die nationale Entwickelung haben wird? Denn solche Zeitfärbung des Herrschers ist ja nur eine von den Eigenschaften, welche seinen Inhalt ausmachen, und es giebt viele andere, welche bedeutsamer sein mögen. Aber auf die Thatsache dürfen wir hinweisen, auch wenn wir den guten Geistern unseres Lebens fröhlich vertrauen.

Die Hohen der Erde, zu denen ein ganzes Volk aufschaut, sind noch heut in ähnlicher Lage wie in jenen alten Zeiten, in denen die Heldensage die volksthümliche Form geschichtlicher Ueberlieferung war. Nach ihrer Erscheinung und nach einzelnen Lebensäußerungen, welche in weiten Kreisen bekannt werden, formen die Mitlebenden sich das Bild derselben. Immer sind bei solcher Arbeit gemüthliche Stimmungen des Volkes thätig, Liebe oder Abneigung, dazu die geheime Sehnsucht, eine Gestalt zu besitzen, welche den Wünschen der Lebenden entspricht. Vor jedem Menschen, der uns nahe tritt, ist unsere Gestaltungskraft in ähnlicher Weise thätig und in diesen Sinne sind auch die Bilder vertrauter Angehöriger und Freunde stets Idealbilder, welche Vieles und Bedeutendes aus dem fremden Leben

zusammenschließen, bei Jedem eigenthümlich und etwas anders geformt, je nach der Persönlichkeit des Auffassenden und nach seinem Verhältniß zu dem Andern. Aber die Gestalten der Höchsten auf Erden, wie sie von den Zeitgenossen aufgefaßt werden, unterscheiden sich von anderen vertrauten Menschenbildern schon dadurch, daß die Beobachtung ihres inneren Lebens, die doch nur Wenigen möglich ist, nicht reichlich das Urtheil der Millionen beeinflußt, dagegen wirkt unaufhörlich und in Fülle die Beobachtung ihrer Darstellungen nach außen. Ferner müssen die meisten Aeußerungen einer hohen Persönlichkeit, welche der Nation bekannt werden, wohl überlegte und für die Oeffentlichkeit zugerichtete sein. Außerdem aber ist in vielen Fällen jene Sehnsucht des Herzens übermächtig, in der Gestalt wiederzufinden, was das Gemüth der Zeitgenossen ersehnt.

An den idealen Bildern der Fürsten arbeitet die öffentliche Meinung, die Presse und die Beobachtung Einzelner, oft wandeln sich die Bilder lange, je nach dem Maße der Bewunderung oder Abneigung. Allmählich gewinnen sie Festigkeit und Bedeutung, werden durch Lehre und Schrift Andern vermittelt und durch neue Anekdoten und Zusätze, welche zu den Grundlinien des Bildes sich fügen wollen, bereichert. Alle diese volksmäßigen Vorstellungen enthalten in unserer Zeit viel Wahres, zuweilen empfindet das Volk, mehr ahnend als verstehend, die Wesenheit besser als die zerlegende Kritik. In anderen Fällen ist das wirkliche Leben der Großen, ja auch das Tüchtige in ihrem Wirken, in Vielem anders beschaffen, als die Entferntstehenden sich einbilden. Man braucht nicht weit nach Beispielen zu suchen. Der alte Fritz, dem Gemüthe der Preußen eine so vertraute Gestalt, ist etwas Anderes als der alternde Friedrich II. in Wirklichkeit war; Friedrich Wilhelm III., wie er in den Herzen des älteren Geschlechts fortlebt, ist wesentlich verschieden von dem hohen Herrn, der im Jahre 1813 so mißtrauisch auf die kriegerische Erhebung seiner Preußen sah und im Jahre 1839 den wackeren Arndt noch

als eine Art Hochverräther betrachtete. Auch das gegenwärtige Geschlecht hat bei dem Einbilden seiner Helden dieselbe Treuherzigkeit erwiesen. Prinz Friedrich Karl z. B. lebt in der Erinnerung des Heeres fort als ein stürmischer, jugendlicher Held, wie er sich darstellte, wenn er als rother Husar über das Manöverfeld jagte, und doch war derselbe im Kriege selbst, zuweilen wo Eile noth that, mit einer pedantischen Neigung zu langsamem Verfahren behaftet (Einmarsch in Böhmen, Vormarsch am 18. August, Zug gegen Orleans), ein anderesmal mit vorschneller Unruhe (St. Privat). Auch Kaiser Friedrich III. ist nach Auffassung des Volkes der starke Schlachtensieger und doch war ihm das militärische Wesen nicht recht nach dem Herzen, das Befehlen auf dem Uebungsfeld durchaus nicht geläufig, und im Kriege führte er die militärischen Aufgaben eines Feldherrn nur deshalb vortrefflich durch, weil er seinem Generalstabschef durchaus vertraute und die fürstliche Schaustellung, sowie die Verantwortung sehr bereitwillig auf sich nahm; und wer sagen wollte, er ist zum berühmten Feldherrn geworden ohne daß er ein tüchtiger Soldat war, der würde dem geliebten Toten kein Unrecht thun.

Freilich fehlt auch mißgünstige Auffassung hoher Herren nicht. Abgeneigte Stellung derselben zu leidenschaftlichen Forderungen der Gegenwart macht ebenso leicht ungerecht gegen sie; dann wird behend das Gesammtbild ihres Wesens verzogen, Nachtheiliges ohne Prüfung geglaubt und gern verbreitet. Der Prinz von Preußen im Jahre 1848 und Kaiser Wilhelm im Jahre 1888, der Gehaßte und der Vergötterte waren derselbe Mann, und es bedurfte ein halbes Menschenalter, bevor die Nation ihre Auffassung dieses Fürsten so umwandelte, wie geschehen ist. Denn die Deutschen sind eifrig in Allem, was sie thun. Haben sie einmal begonnen, an ihren Helden abfällige Kritik zu üben, so werden sie leicht mürrisch, kratzbürstig und argwöhnisch im Uebermaß. Aber ihnen selbst ist währenddem gar nicht wohl zu Muthe, sie empfinden es

als eine Erquickung, wenn ihnen Gelegenheit geboten wird, sich von diesen Gemüthsstimmungen zu befreien, und als ein hohes Glück, wenn sie thun können, was am meisten nach ihrer Natur ist: aus vollem Herzen zu lieben und zu verehren. Die deutsche Gefolgetreue ist noch vorhanden, und noch eben so stark, wie sie in der Urzeit war.

Die Zeitungen geben täglich den Lesern reichliche Gelegenheit, sich mit der Person hoher Herrschaften zu beschäftigen. Es giebt auch im Tagesleben derselben kaum eine Kleinigkeit, die aus der Ferne beobachtet werden kann, welche nicht sofort Millionen berichtet wird. Daß sie ausgefahren sind, daß sie in einem Laden Einkäufe gemacht haben, wann sie eine Schaustellung besucht, wen sie zu Tische geladen, ja in welchem Rock sie erscheinen, wird Gemeingut der Leser. Ob solch unablässiges Vorführen der Fürsten den Zeitungslesern vortheilhaft ist, soll hier nicht untersucht werden, für die Fürsten selbst wird diese Geschwätzigkeit zuweilen Belästigung, jedenfalls ein Zwang, der ihr ganzes Wesen beeinflußt. Wenn sie schon als Kinder merken, daß jedes Wort, alles Thun ein Gegenstand des Interesses für die versammelten Zuschauer ist, so wird solche Ueberzeugung sehr früh dazu beitragen, ihnen Haltung, Vorsicht und größere Aufmerksamkeit auf Rede und Thun zu geben, aber sie werden auch sehr früh veranlaßt sich wirksam darzustellen und ihre Rolle zu spielen. — Denn die äußere Erscheinung des Fürsten: Uniform, Miene, Geberde, das gesprochene Wort sollen wirken. Je umfangreicher die Repräsentation, um so größer wird der Zwang der Selbstbeobachtung. Da der Fürst weiß, daß jede Aeußerung, die er in der Unterhaltung fallen läßt, belauscht, erwogen, weiter erzählt wird, so muß er doch seine Rede darnach bemessen. Ist vollends ein Herr in der Lage, öffentlich zu sprechen, so wird jeder Satz seiner Rede nach dem unvermeidlichen Druck derselben von Millionen als bedeutungsvoll begutachtet. Es ist daher ganz in der Ordnung, wenn der vielbeschäftigte und zerstreute Herr sich die

Rede von einem vertrauten Manne niederschreiben läßt und sich dieselbe einprägt. Sie wird dadurch, daß er sie spricht, die seine, denn er übernimmt die Verantwortung; aber er gewöhnt sich dabei auch fremden Geist als den seinen auszugeben und muß sich gefallen lassen, vielleicht mit Behagen, daß seine eigene Auffassung, seine Bildung und sein Verständniß nach den wohlerwogenen und gescheidten Worten des Andern geschätzt wird.

Das deutsche Treugefühl, die holde Tugend der Germanen, ist seit der Urzeit bis zur Gegenwart in unverminderter Stärke geschäftig, die Bilder der höchsten Herren unseres Volkes zu formen. Es gestaltet Millionen das Verhältniß zu ihren Fürsten herzlich und anmuthig. Sogar dem gelehrten Geschichtsforscher schwebt es um den Arbeitstisch, mehrt die Freude an der Arbeit, hilft ihm Vergangenes deuten und die überlieferten Züge werther Fürsten zu verständlichen Charakteren bilden. Wie groß seine Gewissenhaftigkeit, wie sicher sein Urtheil sei, die Zuneigung hebt ihm die Vorzüge der Helden, die seine Arbeit zu schildern hat, und mildert die Schatten, welche er, um wahr zu sein, von seinen Gebilden nicht fern halten darf. Aber wie jede Art von Herzenswärme, birgt diese gemüthvolle Ergebenheit eine Gefahr, und es bedarf für den Deutschen der Wachsamkeit, damit er in der Hingabe nicht das ehrliche Urtheil verliere. Diese Gefahr bedroht den Fürsten wie das Volk, welches treu an ihm hängt. Wir sehen leicht, was wir finden wollen; jede Lebensäußerung des Herrn, der durch seine Stellung und Lebensaufgabe der Nation werth ist, erscheint bedeutsam und werthvoll, während sie an einem Andern unbeachtet bliebe; in gleichgültige Worte wird ein besonderer Sinn gelegt, der gewöhnliche Scherz wird als geistvoll gerühmt, auch ein mattes Interesse des Helden, das in anderen Menschen für selbstverständlich gelten würde, wird gefeiert. Und wenn das Volk jahrelang seine Fürsten an solche Bewunderung gewöhnt hat, wie darf es Wunder nehmen, daß diese selbst eine

große Meinung von dem erhalten, was sie reden und thun, auch wenn es nicht ungewöhnlich ist? Wenn die kleinste Beachtung, welche der Fürst einem Menschen gönnt, diesen erhebt und glücklich macht, so gehört für den Fürsten eine außerordentliche Bescheidenheit dazu, damit er nicht eine hohe Meinung von seiner Erhabenheit über Andere erhalte, und in diesem Sinne darf man sagen, die Nation verzieht unablässig ihre Gebieter, am meisten die, welche sie am meisten liebt. Vielleicht ist die höchste der Tugenden, welche an einem vollendeten Fürstenleben zu rühmen sind, daß der Herr bis an das Ende seiner Tage sich richtige Selbsterkenntniß, den maßvollen Sinn und die bereitwillige Anerkennung fremdes Werthes bewahrt habe.

Beilagen.

Die Reise des Kronprinzen nach dem Orient.

(Grenzboten 1870, Nr. 3.)

Der Kronprinz von Preußen ist nach fast dreimonatlicher Abwesenheit aus den Küstenlandschaften des hintern Mittelmeers zur Heimat gekehrt. Ihm war nur verhältnißmäßig kurze Zeit und für Vieles nur ein flüchtiger Besuch vergönnt, aber freilich ist solchem Herrn auch möglich, die Zeit aufs beste auszunutzen; denn die schnellsten Transportmittel, die besten Führer standen ihm zu Diensten, selbst in unwirthlicher Landschaft durch die Gastlichkeit der Landesgebieter jede erreichbare Bequemlichkeit; sodaß die Fülle der Eindrücke, welche die Fremde bot, zuweilen fast überwältigend gewesen sein muß. Er begann die Reise mit kurzem Aufenthalte in Wien, durchzog Italien auf der Hin- und Rückreise, besuchte die griechische Königsfamilie, sah von der Türkei Constantinopel, Jerusalem und Damaskus, wohnte den Feierlichkeiten zur Eröffnung des

Suezcanals bei, fuhr den Nil hinauf und nahm bei der Rückkehr noch kurzen Aufenthalt in Frankreich. Der Orient hat die meiste Zeit in Anspruch genommen und die Bedeutung der Reise sowie ihre Erfolge sind in dem Besuche der muhamedanischen Welt durch den künftigen Schirmherrn der protestantischen Kirche und des norddeutschen Bundes zu suchen.

Der Aufenthalt in Wien hat die Presse am meisten beschäftigt, weil man in ihm das erste sichtbare Zeichen einer Annäherung Preußens an Oestreich sah, und weil man neugierig war, wie die beiderseitige Begegnung der Fürsten sein würde, welche vor Kurzem im erbitterten Kampf um die Macht gegeneinander gekriegt hatten. Für die Entwickelung der deutschen Verhältnisse, ja selbst für die diplomatischen Beziehungen konnte der Besuch keine Bedeutung haben. Er war überhaupt nur möglich, weil man in Wien so gut als in Berlin erkannt hatte, daß die Folgen des Jahres 1866 sich nicht mehr rückgängig machen lassen und daß die Regierenden sich der Nachwirkung von Thatsachen nicht entziehen dürfen, welche bereits in dem Leben der Nationen tiefe Wurzel geschlagen haben. So ist denn auch, wie bei vornehmen Herren anzunehmen war, die Begegnung in Wien offenherzig und ohne Zwang gewesen. Nachdem beim ersten Zusammentreffen die vergangenen Ereignisse freimüthig berührt worden waren, haben die Herren sich gegenseitig wie alte Freunde gefühlt und ebenso verkehrt Weder in den Zusammenkünften mit dem Kaiser und den Mitgliedern des Kaiserhauses, noch in der Unterhaltung mit einem Andern ist ein Mißton gehört worden, vielfach das gerade Gegentheil. Politische Aufgaben aber löst man in unserer Zeit sehr selten durch Fürstenbesuch, und die Begleitung des Kronprinzen hatte durchaus keinen politischen Charakter. — In Italien, wo der Kronprinz im vorigen Jahre einen wahren Triumphzug hielt, hat er diesmal ohne jeden höfischen Zwang verweilt, hat aber doch viele bedeutende Menschen gesprochen und Gelegenheit gehabt zu erkennen, wie kräftigend ein freies

Verfassungsleben auf ein Volk wirkt. Denn wenn auch Vieles in Italien noch unsicher und übel geordnet ist und manches Jahr vorübergehen wird, ehe das geeinte Italien sichere Grundlagen für ein starkes Aufblühen gewinnt, so muß doch Jeder fühlen, der sich dort als Besuchender um Politik kümmert, wie sehr der gesetzliche Kampf um den freien Staat die Charaktere bildet, Willenskraft und Interessen steigert, und damit den Staat selbst. Schon jetzt konnte, wer aus Italien nach Frankreich reiste, den Unterschied in Stimmung, Freudigkeit und frischer Energie der Menschen zwischen dem neuen Verfassungsstaat Italien und dem bevormundenden System des Kaiserreiches erkennen.

Zur Fahrt nach dem Orient bestieg der Kronprinz ein norddeutsches Kriegsschiff; und damit er die neue deutsche Macht würdig darstelle, war ihm ein ganzes Geschwader beigegeben; zum erstenmal seit fünfhundert Jahren, seit der Blüthezeit der Hansafahrer, sah das Morgenland eine deutsche Flotte.

Es waren nicht viele Schiffe; drei Corvetten und einige Kanonenboote, aber diese Schiffe fielen in den Häfen des Orients, zuletzt in Port Said am Eingang des Suezcanals, wohin fast alle seefahrende Völker Kriegsboote gesandt hatten, durch Bau, Ausrüstung und Bemannung vortheilhaft auf. Sie konnten sich unter den besten mit Ehren sehen lassen. Eine stattliche Schaustellung des deutschen Bundes in den Häfen des Orients und bei den Machthabern der muhamedanischen Welt war längst wünschenswerth geworden. Die Kunde von einer großen Umwälzung in Deutschland ist bis tief in den Osten zu Türken und Arabern gedrungen, in den Häfen des innern Mittelmeeres weht die norddeutsche Flagge häufig von den Masten der Schiffe und den Consulatgebäuden des norddeutschen Bundes, und Auswanderer und Geschäftsleute aus dem deutschen Norden und Süden bedürfen überall Schutz gegen die Willkür der fremden Beamten und die Eifer-

sucht anderer Völker des Abendlandes. Es gehört aber zu den Eigenthümlichkeiten der Orientalen, daß sie eine Machtentfaltung sehen und im Guten oder Bösen fühlen müssen, um daran zu glauben. Dort gilt die Persönlichkeit Alles, moderner Vertrag und Gesetzparagraphen wenig, der malerische, dramatische Eindruck der Stunde wirkt lange nach: nur was gefällt oder Furcht einflößt, gewinnt Bedeutung. — Nicht geringer war die Einwirkung der Reise auf die Deutschen im Orient, auch sie wurden sich fröhlich bewußt, daß sie seit dem Jahre 1866 Bürger eines Staates geworden sind, der in der Fremde geachtet ist, weil er sich Berücksichtigung erzwingen kann. Ueberall wurden die Besucher von den deutschen Colonisten mit besonderer Begeisterung empfangen, der deutsche Thronerbe, umgeben von einem schönen Geschwader streitbarer Schiffe, erschien ihnen als glänzender und ruhmvoller Vertreter ihrer Heimat, sie hoben sich plötzlich ab von der Masse, in der sie gelebt, und sie empfanden alle Huldigungen und Artigkeiten, welche dem heimischen Fürsten erwiesen wurden, als Gewinn und Ehre, die ihnen selbst zu Theil wurden. Denn auch der Fremde wird dort nur so weit geachtet, als das Vaterland, dem er angehört, ihn stützt und trägt. Die große Mehrzahl der Deutschen im Orient sind Süddeutsche und Protestanten. Sie Alle erkennen, durch die starken Beweggründe der Vaterlandsliebe und des eigenen Nutzens getrieben, die Einigung Deutschlands und das Haus der Hohenzollern als einen Segen für ihr Dasein und stützen sich aus ganzem Herzen auf die Einrichtungen des norddeutschen Bundes. Die Besucher aus dem Heimatlande aber beobachteten mit warmem Antheil, welche Aufregung die Erscheinung des Prinzen, die Kanonen seiner Fahrzeuge und die vielbeleumdete Pickelhaube seines kriegerischen Gefolges hervorbrachten. Es gab nicht nur lauten Ruf begeisterten Grußes, zuweilen auch Freudenthränen.

In Athen, wo der Kronprinz zuerst anfuhr, ist die Zahl der Deutschen nur gering, das neue Hellas ist kein reichlich

producirendes Land und der Grieche selbst ist ein zu guter Kaufmann und Geldmann, um dem Fremden ein großes Wirkungsfeld zu lassen. Der Besuch dort war die Idylle der Reise, ein kurzes freundliches Zusammensein mit der königlichen Familie und ein Versenken in die großen Erinnerungen der Landschaft und die Trümmer alter Kunstherrlichkeit, an deren Erforschung deutsche Gelehrte und die Geldmittel, welche von dem Könige von Preußen zur Verwendung gestellt wurden, namhaften Antheil haben. Anders zeigte sich Constantinopel. In dieser Weltstation des Handels ist für alle strebsamen Kräfte Raum und Gelegenheit zu lohnender Thätigkeit, und Söhne aller Nationen tummeln sich hier im regen Verkehr. Dort war auch der Empfang des Kronprinzen durch die Deutschen massenhafter. In gedrängter Schaar hatten sie einen Lloyddampfer gemiethet und kamen unter norddeutscher Flagge, das Schiff mit allen deutschen Wimpeln und Flaggen geschmückt, dem Herrn bei seiner Anfahrt entgegen. Und derselben norddeutschen Flagge gehörte fast jedes dritte Schiff, das vorübersegelte oder im Hafen lag.

Auf den Handelsschiffen und unter den deutschen Colonisten fühlte man ebenso wie auf der Corvette, die den Prinzen trug, was diese Entfaltung deutscher Macht zu bedeuten hatte. Auch der Osmane merkte, daß die neuen schwarzweißrothen Farben, die er überall wehen sah, für sein Land von Wichtigkeit sein könnten. — Da die Könige von Preußen seit alter Zeit zu den Pflichten ihres Berufes die gezählt haben, das evangelische Bekenntniß zu schützen, so war selbstverständlich, daß der Kronprinz vor Allem die protestantischen Anstalten in Constantinopel: Kirche, Schule und Krankenhaus besuchte und ihnen materielle Hilfe zukommen ließ. Er hat auch Vertreter der Protestanten von türkischer Abkunft empfangen und ihnen Muth zugesprochen. Es ist dies nämlich eine geringe Zahl zerstreut wohnender Türken, meist aus den niederen Classen, welche vorzugsweise durch amerikanische Missionäre

zum Christenthum bekehrt worden sind und ihre Duldung nur dem Schutze verdanken, den ihnen unsere Vertretung zu Theil werden läßt. Es ist nur ein sehr kleiner Anfang freierer christlicher Ordnung unter den Türken selbst, dennoch verdienen diese Leute unsere Beachtung und ihre warm geäußerte und neu bestärkte Anlehnung an das deutsche Fürstenhaus mitten in der muselmännischen Bevölkerung mag für die Zukunft nicht ganz ohne Folgen sein. Auch die Deutschen in Constantinopel durften sich sagen, daß dieser fürstliche Besuch für sie nicht werthlos war. Die orientalische Frage tritt ihrer Lösung unaufhaltsam näher, die Herrschaft des Halbmondes wird unsicherer und die Stimme der Großmächte bei der Pforte gewichtiger. Lange galt Preußen dort nur für eine friedfertige Macht im entfernten Norden, es hatte höchstens eine beruhigende, keine leitende Stimme bei der hohen Pforte. Die persönliche Begrüßung mit dem Sultan und der Verkehr mit seinen gescheidten Ministern haben dort, wie es scheint, einige sehr lebhafte Eindrücke hervorgerufen. Die Preußen erwiesen sich als anständige und vornehme Leute, die für sich nichts Unbilliges von der bedrängten Pforte begehren. Deutschland aber hat die Aufgabe, den in der Türkei gewonnenen Einfluß gegen andere Mächte in die Wagschale zu werfen. Hier ist seit der Zeit Friedrichs des Großen Manches verloren worden, was jetzt wiedererlangt werden kann.

Der Kronprinz fuhr von Constantinopel nach Jaffa, von da nach Jerusalem. Jaffa ist ein unbedeutender Ort und soll kein besonders guter Hafen sein. Trotzdem hat sich hier eine deutsche Landsmannschaft angesiedelt, fast ausschließlich protestantische Sectirer aus Würtemberg. Sie haben eine amerikanische Anpflanzung von Orangenbäumen übernommen und streben danach, eine regelmäßige Verbindung Jerusalems mit Jaffa herzustellen. Da aber Jerusalem nichts weiter ist als ein Wallfahrtsort mit allem Mangel an Erwerbskraft, der solchen heiligen Stätten eigen zu sein pflegt, so wird dieser

Versuch schwerlich lohnen. Die Anwesenheit des Kronprinzen, welcher die Colonisten aufsuchte, soll diesen bei den türkischen Behörden einige Berücksichtigung verschaffen, welche ihnen am Ende, wie wir besorgen, sehr nöthig sein wird.

Jerusalem lebt zum großen Theil von den Spenden, welche seine Anstalten und Einwohner aus Europa erhalten. Die griechische, armenische und lateinische Kirche haben dort große Hospize und Klöster, wo die gläubigen Wanderer Aufnahme finden, Gebete verrichten, Opfer bringen. Die englische Kirche hat ein Gotteshaus, große Schule u. s. w. gebaut und sendet sehr bedeutende Mittel, um Kinder zu erziehen, Cultur und Christenthum zu verbreiten. Von den Juden wandern immer noch zahlreiche Fromme in alten Tagen dorthin, um in der Nähe der Tempelstätte zu sterben, welche am jüngsten Tage die Stätte der Auferstehung für alle Juden sein soll. Ihre Glaubensgenossen haben dort geräumige Häuser zur Aufnahme der Pilger errichtet, und regelmäßig fließen beträchtliche Summen hin. Nur der deutsche Protestantismus entbehrte die gesellige und religiöse Vereinigung, obgleich die deutschen Protestanten die Mehrzahl unter den Fremden ausmachen, welche dort selbständig durch ihren eigenen Erwerb, d. h. außerhalb jener Anstalten leben. Sie haben zunächst keine eigene Kirche. Seit langen Jahren wird dieser Mangel gefühlt. Friedrich Wilhelm IV. hat zwar, wie bekannt, in Gemeinschaft mit England ein evangelisches Bisthum gestiftet und den deutschen Protestanten einen Mitgebrauch der englischen Kirche gesichert, aber die Deutschen sind fast nur geduldet, nur am Nachmittag dürfen sie eigenen Gottesdienst halten, und sie müssen, wenn sie ganz an der Kirche Theil nehmen wollen, mehr oder weniger ihre Muttersprache aufgeben, da das Englische ihre Kirch- und Schulsprache wird. Daher kommt es häufig genug vor, daß deutsche Kinder die Heimatsprache gar nicht mehr lernen. Hier war die Aufgabe des neuen deutschen Staates, eine Gemeinde zu gründen und dem Kronprinzen

wurde die angenehme Pflicht, persönlich dafür zu wirken. Die freien Plätze in Jerusalem gehören der türkischen Regierung, diese also mußte um einen Bauplatz angegangen werden. Da die Plätze Trümmerhaufen und an sich werthlos sind, konnte die Ueberlassung nur eine Schenkung sein. Die russische Regierung hatte vor einigen Jahren eine solche Schenkung erlangt, die preußische war trotz wiederholter Versuche zu keinem Ziel gekommen. Dem Kronprinzen überwies man auf den ersten ausgesprochenen Wunsch die Ruinen des alten Johanniterconventes, welche in der Mitte der Stadt und in der Nähe des heiligen Grabes liegen. Auf dieser Stätte, an welcher zahlreiche geschichtliche Erinnerungen aus den Kreuzzügen haften, sollen folgende Gebäude der deutschen Colonie errichtet werden: eine protestantische Kirche zur Vereinigung aller deutschen Protestanten, welche, nebenbei bemerkt, wieder meist Süddeutsche sind, dann eine von Diakonissinnen aus Kaiserswerth gegründete Schule für 200—300 Kinder der Eingeborenen, eine von Herrn Scheller zur Zeit der Maroniten-Ermordung gestiftete Waisenanstalt für 80 Knaben, ein Krankenhaus und ein Hospiz des preußischen Johanniterordens, endlich das norddeutsche Generalconsulat. Vorläufig hat, wie wir hören, der Johanniterorden sich bereit erklärt, mit allen seinen Mitteln zur Förderung des Werkes beizutragen. Diese Neubauten, für welche der Kronprinz an Ort und Stelle eifrig bemüht war, sollen den deutschen Landsleuten Zusammenhang, Kraft und Einfluß bringen.

Aus Jerusalem kehrte der Kronprinz nach Jaffa zurück, von dort segelte er mit dem Geschwader nach Beirut. In diesem Hafenplatz von Damaskus vereinigt sich der Handel des Libanon und der Verkehr Syriens und Persiens nach dem mittelländischen Meer. Die günstige Lage hat Beirut zu einem aufblühenden Platze gemacht, überall sieht man reges Leben, kräftigen Fortschritt und viel Wohlstand. Jeder Zuwachs an Cultur im Hinterlande kommt alsbald dieser Stadt zu Gute.

Und es ist merkwürdig, welche unerwartete Folgen die bekannte gräuliche Ermordung der Maroniten für den Libanon gehabt hat. Wie einst der Brand von Hamburg eine neue großartige Entfaltung der Stadtkraft zur Folge hatte, so hat auch dem Libanon das plötzliche große Elend die Theilnahme und die Kräfte Europas zugelenkt. Nicht nur Geld, auch Menschen sind hingewandert. Gläubige Seelen eilten herzu, um die Waisen zu retten, christliche Schulen und Krankenanstalten wurden gebaut, um Geist und Leib jener bis dahin vergessenen und versunkenen Stämme wurde warmherzig gesorgt. Und wenn auch hier und da zu viel und nicht in der richtigen Weise gebessert worden ist, der ausgestreute Same fiel doch nicht ganz unter Dornen. Das Land gedeiht jetzt und scheint eine Zukunft zu haben. In Beirut haben deutsche Protestanten, Johanniter und Diakonissinnen ein Krankenhaus und eine Schule errichtet. Zwar ist die deutsche Colonie nur klein, doch ist hier vielleicht der günstigste Ort der Levante, wo die deutschen Tugenden: Fleiß und Ausdauer in Handel und Ackerbau, reiche Ernte zu gewinnen vermögen. Die türkische Oberhoheit ist für Fremde, welche mächtigen Staaten angehören, aus naheliegenden Gründen in vieler Hinsicht die freieste und bequemste, welche man finden kann.

Der Kronprinz verwerthete jede Gelegenheit, den Deutschen in Beirut zu nützen. Von dort unternahm er einen Ausflug nach dem Libanon und nach Damaskus. Ueberall wurde ihm ein Empfang, welcher bewies, daß die Macht, welche er darstellte, sich Achtung verschafft habe.

Gleicher Empfang wurde ihm, als er nach Egypten kam. In diesem Lande von unzerstörbaren Hilfsquellen wird der Ackerbau wohl stets den Eingeborenen gehören, Handel und Gewerbe aber stehen allen Fremden offen und gewähren um so reicheren Lohn, je mehr die fruchtbringende Kraft des Bodens sich entfaltet. Wer darf leugnen, daß es dort seit Mehemed Ali trotz aller Gewaltherrschaft schnell vorwärts gegangen ist?

Das Nilthal zeigt bis an den Rand der Wüste überall die Spuren europäischer Bildung, Kairo ist fast eine europäische Stadt geworden, und Alexandrien hat das Aussehen eines Welthandelsplatzes. Der Kronprinz fand in Kairo eine deutsche Landsmannschaft von mehren hundert Köpfen. Fackelzug und Lied huldigten ihm nach deutscher Weise am Abende nach seiner Ankunft und es war für alle Anwesenden ein fröhlicher Eindruck, bei dieser Gelegenheit im Lande der Pharaonen, der Pyramiden und Palmen deutsche Weisen eines kräftigen Männerchors zu hören. Am folgenden Tage legte der Herr den Grundstein zur ersten protestantischen Kirche in Kairo und gewährte im Namen seines Vaters die Mittel, mit dem Baue sofort zu beginnen. — In Alexandrien ist im Vergleich zu der großen Zahl von 50,000 Fremden die deutsche Landsmannschaft klein, sie zählt nur nach Hunderten. Doch auch diese, welchem Einzelstaate sie angehören mochten, thaten sich zusammen, um den Besuch des preußischen Thronerben mit Lied und Fackelzug zu feiern, in ihm die Idee der deutschen Einheit. Und wir dürfen rühmen, daß auch in Egypten die Vertretung des deutschen Staates eine würdige und bedeutungsvolle geworden ist. Ueber die Feierlichkeiten bei Eröffnung des Suezcanals haben die Zeitungen zur Genüge berichtet. Besonders ergötzlich war für die Deutschen der Verkehr an zwei orientalischen Höfen und die Haltung der beiden Herrscher, des Sultans und des Khedive. Kaum war ein größerer Gegensatz denkbar als zwischen den Hofhaltungen von Constantinopel und Egypten. In Constantinopel bei allem Fremdartigen und bei der fast märchenhaften Pracht des alten Orientes ein stolzes Selbstgefühl und die vornehme Höflichkeit eines großen Hofes, würdige Formen der Dienstthuenden und eine Erhabenheit des Herrschers, welche zwar dem hohen Gaste ritterliche Artigkeit erwies, seinen Begleitern aber nicht wenig von dem Hochmuth eines morgenländischen Fürsten zu fühlen gab. In Egypten dagegen unter ausgesuchter modischer Pracht, die eifrige

Bethulichkeit eines Aufstrebenden, welchem vornehme Haltung und Sicherheit des Selbstgefühls durchaus nicht zu Gebote stand; dort der große Herr, hier der reich gewordene Bankier.

Bei der Eröffnung des Suezcanals war die norddeutsche Kriegscorvette Hertha das erste größere Kriegsschiff, welches die neue Weltstraße befuhr. Möge dies ein gutes Vorzeichen für unsere Marine, wie für das großartige Werk des Canals sein. Unsere Flotte wie der Canal sind noch im Werden, beide werden noch viel Geld kosten, ehe sie fertig sind, aber für wirkliche Bedürfnisse der Menschheit hat es auf die Länge nie an Gelde gefehlt. Nicht weniger als die Flotte gefiel in Egypten die kräftige Gestalt des Thronerben im frischen Glanze des Feldherrnruhmes. Wie der Orient dergleichen auffaßt, zeigt folgender Zug. Als der Kronprinz drei Wochen nach dem Kaiser von Oestreich die Pyramiden besuchte, frug einer von den Wüstenhäuptlingen, welche herangeritten waren: „Ist das der, welcher den Kaiser geschlagen hat?“ „Ja.“ Der Araber sah nach dem Prinzen: „Er sieht darnach aus, aber so groß, wie man erzählte, ist er doch nicht; er sollte zehn Ellen hoch sein.“

So war die Reise des Kronprinzen, welche ihm selbst einen Reichthum neuer, prachtvoller Anschauungen und lehrreicher Beobachtungen gewährt hat, auch nicht ganz ohne Nutzen für unseren Staat, denn sie hat wesentlich die Einheit und das Selbstgefühl der Deutschen im Orient gekräftigt und unserem Volksthum bei den Fremden achtungsvolle Scheu erweckt.

Der Kronprinz hat den Grundstein zu einer protestantischen Kirche in Kairo gelegt. Doch sei mit geziemender Bescheidenheit noch ein anderes Erinnerungszeichen vorgeschlagen, welches der hohe Herr in derselben Stadt errichten könnte. Dort gehen trotz lohnender Arbeit viele wackere Deutsche zu Grunde, weil sie bei einer Erkrankung kein deutsches Asyl

haben. Es wäre ein schöner Denkstein seiner Anwesenheit in Egypten, wenn er Einfluß und Thätigkeit der **Ausstattung eines deutschen Krankenhauses in Kairo** zuwenden wollte.

Die Kaiserkrone.

Preuße und Schwabe.

(„Im Neuen Reich“ 1871, Nr. 1.)

Schwabe.

Woher, Geselle?

Preuße.

Heimwärts aus blutgetränktem Feld.
Im Sturm zerflogen sah ich der Feinde Heergezelt;
Das Größte lebt' ich: Siegruf und todverachtend Sterben,
Ein Reich, das neidisch arge, geschlagen in hundert Scherben.

Schwabe.

Auch uns daheim bescherte die Zeit ersehntes Glück;
Verlorne Reichsgenossen warb unser Schwert zurück,
Die Herzen der Deutschen schlagen einträchtig jetzt zusammen,
Verbrannt sind kleine Fehden in hellen Kriegesflammen,
Geschirrt an éinen Wagen Germaniens edle Rosse.

Preuße.

Sie schnauben hart gebändigt im großen Heerestrosse.
Ungleich sind die Geschirre; 's ist schnelle Lagermache,
Der Sattler war in Eile.

Schwabe

Zu bessern sei die Sache
Des Volkes und des Lenkers auf hocherhöhter Bank.

Preuße.

Hui, ich versteh! Ihr Knaben erhebt den Festgesang:
Kiffhäuser heißt ein Hügel in Schwarzburg-Rudolstadt,
Dort haust in Spinneweben die Kaisermajestat.

Schwabe.

Sei ernsthaft. Alt Verblichnes lebt auf in schönrem Glanz,
Die Krone liegt in Arbeit.

Preuße.

So eifrig hatte man's?

Schwabe.

Wir stehn in alter Reichsstadt; gewandelt siehst du heut
Den Bilderschmuck der Straße, der sich den Käufern beut.
Vor Kurzem wart ihr Preußen ein gern entbehrter Schatz,
Heut prangt das Bild des Königs an jedem Ehrenplatz.
Schau hier die beiden Helden, den Vater und den Sohn,
Die Kraftgestalten fügen sich gut zum höchsten Thron! —

Preuße.

Ich grüß' euch, hohe Herren! Ihr führt als Königschmuck
Den Helm von hartem Leder; ihr trugt ihn stolz genug.
Jetzt haben die Fürsten Deutschlands den Kaiserreif gebracht,
Sie haben widerwillig das eigne Heil bedacht,
Durch sie nur und mit ihnen hat Kaiserwürde Sinn.
Jetzt seid ihr gesellt den andern, als erste, wohl, weithin
Vom Niemen bis zur Mosel! — Bisher doch wart ihr mehr:
Heerkönige des Volkes, den Fremden starke Beschwer,
Unheimlich, stets verdächtig, wie dunkle Wetterwolke. —
Blutbrüderschaft verbindet euch Jedem aus eurem Volke
Zum Leben wie zum Tode. Das Amt die höchste Ehr',
Sehr streng die Zucht, die Arbeit, die zugemeßne, schwer,
Gering oft das Behagen im engen Haus! Und doch
Hingab' und Treu' im Dienen. Es sieht der Kleinste noch
Ehrfürchtig und vertraulich nach eurem Haupte hin,
Das schwere Amt des Königs liegt immer in seinem Sinn;
Ihr dient, wie er, für Alle, Werkmeister in eurem Staat.
Und schlagt ihr an den Heerschild, dann weicht zu blut'ger Thay

Von Weib und Kind der Vater, er zieht in euren Streit
Nicht opferfroh, nicht eitel, 's ist seine Schuldigkeit,
Wie eure. Ob hinten im Rücken sein kleiner Acker versande,
Die Liebsten darben und sterben, er gehört zuerst dem Lande,
Wie ihr. Und liegt am Abend zu Tode getroffen der Mann,
Dann reitet ihr über die Walstatt im Donner der Schlacht heran,
Walküren des Todes und Sieges. Der Wunde rafft sich empor
Und ruft sein schwaches Hurrah euch grüßend an das Ohr.
Ihr schwingt vom Roß zum Boden und beugt euch über ihn her,
Zwei Preußen sehn sich ins Antlitz, — ihr seid bereit, wie er.
Der starke Zwang des Staates, das ist der Preußen Ruhm,
Die Brüderschaft im Heere der Zollern Königthum!
Viel Großes sah ich bei Fremden, so stolze Krone nicht,
Viel Schönes gedeiht dort besser, doch nirgend so hohe Pflicht.

Schwabe.

Und meinst du, daß neuer Name so feste Treue bricht?

Preuße.

Wir sind als Königsleute zu rühmlichem Volk geworden,
Wir haben alle Deutsche geladen in unsern Orden
Durch Brudergruß und Waffen: wir halten im Eisenring
Die deutschen Völker zusammen, der goldne gilt gering.
Soll unser König von Fürsten verliehene Krone tragen?
Beim Geist des großen Friedrich, das will uns nicht behagen.

Schwabe.

Die Fürsten bringen die Krone, sie küren auch sich den Herrn,
Dem Volk den höchsten Walter; nicht jeder fügt sich gern.
Die alten Herrengeschlechter bewahren stolzen Muth,
Gleich schätzt sich jeder dem andern in deutschem Fürstenhut,
Sie wissen, daß sie ein Opfer gemeinem Wohl gebracht.

Preuße.

Nicht goldnen Schein, das Wesen begehren wir der Macht

Schwabe.

Doch wenn der Herrschaft Wesen zugleich am Scheine hängt?
Wenn Kaiserwille fester die Seelen im Volke lenkt?
Gewaltig schallt der Name des Kaisers über den Main,
Er läutet wie Kirchenglocken euch den Gehorsam ein;
Der Goldring macht zum Erben uralter Herrlichkeit,
Daß Herrschaft herrlich werde, war Wunsch zu jeder Zeit;
Euch Preußen vermochten lange die Fürsten zu widerstehen,
Doch nimmer dem deutschen Kaiser.

Preuße.

Sie haben sich vorgesehen,
Verbrieft sind ihre Rechte.

Schwabe.

Doch auch die Kaisermacht;
Daß ihr euch der Macht enthaltet, das hat wohl Niemand gedacht.

Preuße.

Verständig mahnst du. Dennoch bleibt stille Sorge zurück,
Wir kleinen Leute bedenken der Herren eignes Glück.
Um Thron und Krone schweben neidmuthig finstre Gewalten,
Wir möchten die Zucht der Zollern auch spätem Geschlecht erhalten,
Ob sie gesund uns dauern, das ist's, was am tiefsten härmt.
Ich sah ein Volk der Bienen, das ohne Weisel schwärmt,
Das Haus der alten Gebieter ist drüben im Keltenland
Verfürstet und verdorben, vom Grund der Väter gebannt;
Jetzt wählen sie und verscheuchen durch tönendes Wort im Saal,
Durch Bürgerkrieg auf den Gassen, wohl lange währt die Qual.
Was wahrte den Hohenzollern die starke Jugendkraft?
Sie stehn mit den deutschen Völkern in Bundgenossenschaft,

Mit uns — nicht gegen die Fürsten, wenn diese unser gedacht,
Doch gegen eitles Begehren und hohe Niedertracht.
Das hat die Fürstenwillkür stets unsern Herren gebändigt,
Das hat in gutem Frieden stets innern Zwist beendigt,
Thatlustig hob es den Greisen, dem Tapfern mehrt' es die Tugend,
Daß sie um Deutschland warben, schuf ihnen die holde Jugend.

Schwabe.

Gewandelt ist das Kampffeld, es bleibt der alte Streit,
Jetzt hält das deutsche Banner der Kaiser im Waffenkleid.

Preuße.

Du sagst es. Nur besorg' ich, der alte Cäsarenname
Erregt ein graulich Gewölke vom staubigen Trödelkrame.
Der Herold schon enthebt sich dem Grab und sinnt zur Stelle
Wie er dem Preußensilber das Kaisergelb geselle,
Und kratzt auf jeden Eckstein sein kaiser-königlich.
Die Stufenleiter der Edeln steilt hoch und höher sich,
Erz-alte Würden erstehen gehüllt in Puppenkleider
Von neuer Prachterfindung der Tapezier' und Schneider.
Wir werden für junge Prinzen die hohe Fürstenschule,
Ein jeder rückt sein Stühlchen zum sammtnen Kaiserstuhle,
'S wird modisch, daß höchster Adel in Waffen zu Hofe geh',
Breit lagert in Heer und Hallen der Cötus A und B.
Manch tapferer Knabe darunter, manch einer vom besten Schlag,
Die meisten Nippesarbeit, zu fein für den Werkeltag.
Wir haben an Prinz-Generälen und hohen Orden genug,
Den Zuwachs heranzulächeln vermeidet der Preuße mit Fug.
Volkshüter nennst du den Kaiser? er wird auch Fürstenwirth,
Der trotzige Bankgenossen durch edle Spenden kirrt. —
Das alles ist einzeln wenig, im Schwarme wird es Fluch,
Es drängt sich in jede Stunde, es füllt das Pflichtenbuch

Des Tages, es legt sich als Nebel inzwischen Volk und Herrn.
Den alten Cäsarenfrevel hält deutsche Ordnung fern,
Nicht mehr das Ungeheure verstört den Fürsten die Tage,
Das thut das Kleine, Gemeine: die ewige Hatz, die Plage
Des prächtigen Scheins, die Sorge nie Einem zu schaffen Leid,
Die wirkungsfrohe Verschwendung der Liebenswürdigkeit.
Sieh, darum ist mir leidig das rostige Kaiserschwert,
Weil es geliebten Herren Gefahr des Amtes mehrt.
Die als geprüfte Männer jetzt unter Krone gehn,
Sie mögen allem Bedrängniß der Würde widerstehn,
Doch Andre kommen.

Schwabe.

Es fordert sich jede Zeit den Mann,
Das Volk selbst zieht sich die Fürsten, ob gut, ob arg heran;
Was Sehnsucht Vieler gewesen im letztvergangnen Geschlecht,
Zum Throne steigt es im nächsten und fordert sich Herrenrecht,
Lieb oder leid dem Volke; was Fehler des Volkes war,
Das wird wie im Gegenlichte durch That der Fürsten klar,
Denn Sklavensinn der Diener macht Fürstennacken steif,
Geschmeidig Fügen des Volkes beschwerlich den Kronenreif.
Drum sinnen wir nicht um Jene, nur daß wir selbst bestehn,
Wenn unsere Söhn' einst prüfend auf Arbeit der Väter sehn:
Ehrbare Zucht im Hause, Muth freier Männer im Staat;
Und sonst schafft jede Zukunft sich selber den besten Rath.

Preuße.

Zu guter Stunde mahnst du. Indem wir Zeichen deuten
Verkündet den Deutschen ihr Neujahr vom Thurm das Glockenläuten.
Und so den lieben Häuptern der Fürsten zugewandt,
Erfleh' ich Heil und Segen dem großen Vaterland:
Nach harter Schlachtenarbeit sei heißersehnter Frieden,
Die alte Königstreue sei neuem Reich beschieden.

Verzeichniß der Aufsätze Gustav Freytags[1].

Grenzboten.

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in[2] Bd.	S.
1848	2	345—350	22	Brief a. d. Bauer Mich. Mroß I	1	3—11
	3	27—34	27	Oestreichs Zukunft. Ein Brief a. d. k. k. Staatsminister Freiherrn v. Pillersdorf . . .		
	3	80—82	28	Der Vladika von Montenegro		
	3	93—95	28	Aus Prag		
	3	100	28	Ein Blick ins Ausland . .		
	3	113—116	29	Humorist. Cassenanweisungen		
	3	141—154	30	Die Kunst, ein dauerhafter Minister zu werden	1	11—31
	3	181—189	31	Preußens Stellung z. Frankfurt	1	32—44
	3	221—230	32	Die preußischen Finanzen und ihr Minister	1	44—59
	3	341—351	35	Die Entwicklung der demokratischen Partei in Breslau .		
	3	499—500	38	Aus Leipzig. Der Schauspieler Aug. Wohlbrück	Erinnerungen[3]	
	4	1—9	40	Eine Predigt auf d. Ferdinandsbrücke I	1	101—113

1) Aus Freytags Nachlaß. Die Ziffern sind mit den „Grenzboten" 2c. verglichen und z. T. darnach berichtigt, Freiheiten in der Wiedergabe der Titel sind beibehalten worden.

2) Bd. 1 der „Aufsätze" = Bd. 15 der „Werke"; Bd. 2 der „Aufsätze" = Bd. 16 der „Werke"; Bd. 3 ist erschienen u. d. T.: Vermischte Aufsätze aus den Jahren 1848—1894 von Gustav Freytag. Herausgegeben von Ernst Elster. Erster Band. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1901; Bd. 4 ist der vorliegende.

3) Verwerthet in den „Erinnerungen aus meinem Leben" (Werke, Bd. 1, S. 127—129).

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1848	4	57—72	41	Die freie Organisation der Gemeinden I		
	4	87—96	42	Die freie Organisation der Gemeinden II		
	4	209—217	45	Offener Brief. An die Siebenbürger	1	113—127
	4	273—277	46	Wieder auf der Ferdinandsbrücke II.	1	127—133
	4	285—294	47	An den Bauer Mich. Mroß II	1	59—73
	4	470—474	51. 52	Wenzel Messenhauser . . .	2	3—9
1849	1	41—46	2	Von der Ferdinandsbrücke III		
	1	46—48	2	Tod und Leben beim Jahreswechsel	1	73—77
	1	78—80	2	Catlin		
	1	81—89	3	Trauerspiele in Schlesien . .	4	319—332
	1	113—120	3	Kleine Briefe der Grenzboten: Adlig u. bürg.; Der Förster Jobs und der Teufel . .	1	133—137
	1	128—136	4	Zur Geschichte des Theaters (Devrient)	3	283—287
	1	170—174	5	Das Goldland Californien .		
	1	208—215	6	Preußen und Deutschland . .	1	77—87
	1	241—252	7	Graf Waldemar. Schauspiel, Akt I	Werke, Bd. 2	
	1	281—295	8	Graf Waldemar. Akt II	"	
	1	313—320	8	Die Oestreichische Note . .	1	137—147
	1	321—332	9	Graf Waldemar. Akt III . .	Werke, Bd. 2	
	1	332—337	9	Geheimnisse der Tuilerien . .		
	1	361—380	10	Graf Waldemar. Akt IV u. V	Werke, Bd. 2	
	1	385—389	10	Die Russen in Siebenbürgen .	1	147—155
	1	394—395	10	Palackys größtes Wort . . .		
	1	401—405	11	Petition der Zigeuner an das k. k. Gesammtministerium .	1	155—162
	1	409—412	11	Belagerungszustand von Wien		
	1	412—422	11	Deutsche Kunst und Künstler		
	1	454—456	12	An das Ministerium Stadion-Schwarzenberg		
	1	490—491	13	Ueber litterarische Portraits .	1	97—100

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1849	1	491—496	13	Deutsche Gemüthlichkeit in Kriegszeiten	1	162—170
	1	502—504	13	Aus Kremsier		
	2	25—30	14	Das neue Preßgesetz . . .		
	2	40	14	Für unsere Correspondenten in Oestreich		
	2	105—108	16	Der Sieg bei Eckernförde . .		
	2	113—114	16	Aus Wien II		
	2	154—156	17	Politische Wochenschau . . .		
	2	264—268	20	Aus Leipzig	1	87—93
	2	278—282	21	Die Physiognomie von Breslau	4	332—339
	2	283—290	21	Unsere Partei		
	2	381—388	23	Kleine Briefe. (Leipz. Theater) an Marr, an unsern Correspondenten	3	299 308
	2	401—417	24	Die conservative Kraft d. Ackerbaues	3	445—469
	2	485—488	26	Von der Ferdinandsbrücke IV		
	2	496—498	26	Ungarn		
	2	506—508	26	Die Cholera in Breslau . .		
	3	11—22	27	Die Technik des Dramas . .	Technik	
	3	39—40	27	Das neue Wahlgesetz z. Breslau		
	3	55—57	28	Die Versammlung in Gotha		
	3	57—60	28	Zwei Sängerinnen	2	247—251
	3	100—104	29	Aus Breslau I		
	3	144—149	30	Die Juden in Breslau . .	4	339—347
	3	181—186	31	Die Dichter des Details und Leop. Kompert	3	97—106
	3	194—200	31	Zu: Bilder von der Armee des Banus		
	3	215—221	32	Schleswig-Holstein u. Preußen		
	3	221—226	32	Die Einkommensteuer in Preußen		
	3	226—231	32	Zu: Aus Prag		
	3	263—270	33	Zu Rye		
	3	277—279	33	Laube, das deutsche Parlament		
	3	279—280	33	Nachdruck, d. deutsch. Reform		
	3	281—298	34	Die Bosnier und ihr Aufstand		
	3	313—318	34	Pillersdorf, Rückblicke . . .		

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1849	3	354—358	35	Die Grenzboten über Ungarn	1	170—176
	3	391—396	36	Zu Bildern von der Armee des Banus		
	3	396—400	36	Bemerkungen über Goethe . .	3	50—56
	3	422—425	37	Australien		
	3	429—432	37	Russen und Oestreicher . . .		
	3	440	37	Der Friedenscongreß . . .		
	3	475—480	38	Bilder v. d. Armee des Banus		
	3	501—503	39	Bemerkungen zu Oestreichs Zukunft		
	4	25—29	40	Die Wintersaison der deutschen Kunst		
	4	30—34	40	Zu: Preußische Loyalität auf der Eisenbahn		
	4	161—164	44	Die neue Centralgewalt . .		
	4	164—167	44	Der Verwaltungsrath . . .		
	4	167—168	44	Biedermanns Erinnerungen .		
	4	180—184	44	Verkehr u. Geld an der Grenze		
	4	192—195	44	Klapka u. Memoiren (z. Hälfte)		
	4	201—204	45	Der Verwaltungsrath . . .		
	4	204—208	45	Die conservat. Kraft Preußens		
	4	208—212	45	Die ministeriellen Zeitungen .		
	4	240	45	Notiz		
	4	259—261	46	Der Verwaltungsrath gegen die sächsische Regierung . .		
	4	317—320	47	Litteratur. Deutsche Fahrten, und: Dalmatien u. Montenegro		
	4	359—360	48	Litteratur. Emanuel Schell u. Kalender des Kladderadatsch		
	4	389—392	49	Ein Blick auf Algerien . .		
	4	392—395	49	Preußen und der Bundesstaat		
	4	399—400	49	Damen als ungarische Soldaten		
	4	400	49	Ein Buch u. eine Preisaufgabe		
	4	443—446	50	Der Waldeck'sche Prozeß . .		
	4	449—454	51	Die Noten zwischen Oestreich und Preußen		
	4	499—509	52	Zu: Der Handel in Rußland		
1850	4	528	52	Redaktionsbemerkung . . .		

Jahr	Bd.	S.	Nr		Abgedruckt in Bd.	S.
1850	1	1—5	1	Zum 1. Januar 1850 . . .		
	1	37—39	1	Wir Kleindeutschen		
	1	132—136	4	Neue dramatische Dichter . .		
	1	148—154	4	Zu: Edelleute und Bauern .		
	1	177—186 u. 186—194	5	Zu: Ein galizisches Dorf u. die Katastrophe in Ungarn . .		
	1	195—199	5	Der Erbförster, Tragödie von O. Ludwig . . . . vgl.	2	20
	1	219—226 u. 226—229	6	Zu: Bauernhochzeit, Görgey .		
	1	239 – 240	6	Aus Brünn und Notizen . .		
	1	251 – 259	7	Bodenstedt. Tausend und ein Tag		
	1	293—296	8	Der Genius u. die Gesellschaft		
	1	334—343	9	Zu: Geheime Polizei . . .		
	1	355 – 358	9	Zu: Fürst Windischgrätz . .		
	1	382—387 u. 391—396	10	Zu: Hendrik Consciencen und ein Tag in Hamburg . .		
	1	421 – 426	11	Der Czar und die Südslaven. Von der Save		
	1	433—435	11	Das Landes-Oeconomie-Collegium		
	1	435 – 436	11	Aus Wien		
	1	437 – 439	11	Die 85. Sitzung des Verwaltungsraths		
	1	499—504	13	Preußen und der Bundesstaat		
	1	504—507	13	Kurt von Schlözer		
	1	507—513	13	Die Hinrichtungen d. Ungarn		
	1	513—516	13	Ein deutscher Bart		
	2	13 - 16	14	Das Parlament der Union .		
	2	28—34	14	Die Kämpfe des Ministeriums		
	2	34—35	14	Die Momken bei den Serben		
	2	54—56	15	Das provisorische Oestreich .		
	2	56—62	15	Zu: Bilder a. d. Slovakenland		
	2	70—77	15	Zu: Panslavismus		
	2	77—80	15	Zu: Eine kräftige Rede . .		
	2	99—100	16	Das Parlament in Erfurt		

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1850	2	101–104	16	Die Gleichberechtigung der Nationalitäten		
	2	105—113	16	Zu: Bilder aus der Slovakei		
	2	135—136	17	Die Rede des Ministers . .		
	2	137—146	17	Zu: Bilder aus d. Slovakei		
	2	150—156	17	Aus Ungarn. Von M. Schlesinger		
	2	187—192	18	Geschichten aus Siebenbürgen		
	2	200	18	Ausgesetzte Preise		
	2	219—225	19	Geschichten aus Siebenbürgen		
	2	225—229	19	Andrianis Programm . . .		
	2	230–233	19	Die Grenzboten u. die kaiserliche Regierung		
	2	252—259	20	Zu: Jüten und Zigeuner . .		
	2	263—269	20	Geschichten aus Siebenbürgen		
	2	303—313	21	Geschichten aus Siebenbürgen		
	2	329—338	22	Geschichten aus Siebenbürgen		
	3	1—7	27	Die Zollconferenz		
	3	7—12	27	Englische Grobheit		
	3	24—29	27	Pfaff vom Kahlenberg. Von Anast. Grün	3	201—209
	3	41—46	28	Der Dramatiker Karl Malß .	3	70—78
	3	47—48	28	Die Union und die Liga . .		
	3	49—58 u. 59—66	28	Zu: Dänische Revolution und russische Findlinge . . .		
	3	81—88	29	Politische Wochenschau . . .		
	3	89—95 u. 96—106	29	Zu: Kleine Reisebilder und Theaterbildung		
	3	114—120	29	Litteraturblatt		
	3	126–128	30	Die Krisis in Frankfurt . .		
	3	129–140	30	Bilder aus Serbien, 1 und 2		
	3	161—170	31	Vom Annaberg		
	3	235—236	32	Quellen z. serbischen Geschichte		
	3	343—348	35	Serbische Gedichte		
	3	408—414	37	Rachel	2	256—265
	4	699—702	44	Bosnische Haiduken		
	4	703—713	44	Anlage deutscher Capitalien .		

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1850	4	733—736	45	Agnes Franz	Erinnerungen[1]	
	4	750—752	45	Kriegsgerüchte		
	4	792–797	46	Preußens Politik		
	4	837—838	47	Das neue Centralblatt		
	4	868—874	48	Aus Petersburg		
	4	877–880	48	Neue Schriften		
	4	911–914	49	Recension von Rückert's Annalen		
	4	921–929	50	Das Tagewerk eines Adjutanten (v. Wickede)		
	4	935—940	50	Geschichte der deutschen Städte		
	4	960	50	Bemerkung		
	4	997—1000	51	Das Auslieferungscartell		
	4	1001—1006	52	Oestreich und die freien Conferenzen		
	4	1006—1010	52	Schlesische Gedichte von Holtei	2	157—160
	4	1032—1037	52	Die projectirte Sonntagsfeier		
1851	1	1—3	1	Zum neuen Jahr		
	1	3–9	1	Aus Wien zum Sylvesterabend		
	1	33–36	1	Gedichte von Jeanne Marie		
	1	41–45	2	Die politische Stimmung		
	1	57–63	2	Zu: Das Ghetto in Prag		
	1	81–90	3	Zu: Das k. k. östreichische Heer		
	1	90—94	3	Zu: Ein Gespräch		
	1	99—107	3	Zu: Amerika von Andree		
	1	110—111	3	Zu: Germania (Neue Schriften über deutsche Interessen)		
	1	134—142	4	Der Hafen von Cattaro		
	1	142—155	4	Preußen und der Zollverein		
	1	157—158	4	Die neuesten englischen Expeditionen zur Auffindung Franklins		
	1	188—192	5	Zu: Handelsverhältnisse in Schlesien		
	1	192	5	Der preußische Kriegsminister in der letzten Krisis		

1) Verwerthet in den „Erinnerungen aus meinem Leben" (Werke, Bd. 1, S. 113–117).

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1851	1	200	5	Die Nibelungen in England .		
	1	201—211	6	Zu: Das stille Leben in den polnischen Wäldern I . .		
	1	248—253	7	Revolutionen i. d. Pflanzenwelt		
	1	261—271	7	Zu: Das stille Leben in den polnischen Wäldern II . .		
	1	350 353	9	Zu: Der Tscherkessenproceß in Bromberg		
	1	353—355	9	Die politische Lage		
	1	358—359	9	Bilder aus Oestreich (v. Kaufmann)		
	1	385—390	10	Zu: Heinrich Gagern a. Schleswig-Holstein'scher Officier .		
	1	398 399	10	Elegante Ausgaben v. Volksliedern		
	1	401—404	11	W. Alexis, Der Zauberer Virgil	3	110—115
	1	434—437	11	Zu: Ein Brief und eine neue Oper von H. Marschner . .		
	1	437—440	11	Kleine Geschichten a. Warschau		
	1	449—452	12	Ein tatarischer Dichter (1001 Tag im Orient v. Bodenstedt)		
	1	464 - 467	12	Offne amerikanische Erbschaften für Deutsche		
	1	468—470	12	Der Winterschlaf Preußens .		
	1	472, 474 u. 476—478	12	Bücher: Deutsche Frühlingslitteratur, Verfassung d. Zollvereins, das rote Italien .		
	1	519	13	Spanien und die Spanier. Buch von Cuendias . . .		
	2	81—93	16	Zu: Polnische Dörfer . . .		
	2	136—145	17	Zu: Polnische Dörfer . . .		
	4	81—95	42	Der Tabak und die Cigarren der Havanna	3	422—445
	4	130 141	43	Die Einrichtung von Hausgärten	3	405—422
	4	197—200	44	Kohl, Reise nach Istrien . .		
	4	223—225	45	Die conservative Opposition in Preußen		

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1851	4	237—240	45	Briefwechsel zwischen d. Grafen Mirabeau und dem Fürsten von Arenberg		
	4	264—266	46	Hackländer, namenl. Geschichten	3	106—110
	4	275—280	46	Deutsche Bücher		
	4	281—288	47	Ein Leiden Thüringens . .		
	4	319	47	Bücher: Aktenstücke d. Grafen von Fürstenberg		
	4	319 320	47	Geschichte der deutschen Kunst von Förster und des Städtewesens von Barthold . .		
	4	320	47	Englische Revol. v. Zimmermann		
	4	357—360	48	Bücherrecensionen		
	4	427—431	50	Louis Buonaparte u. d. öffentliche Meinung	1	187—192
	4	435—440	50	Recensionen von Büchern . .		
	4	493—497	52	Die Vagabunden, Roman von Holtei	2	160—163
	4	515—520	52	Wochenschau der Litteratur .		
1852	1	1—3	1	Zum neuen Jahr		
	1	4—8	1	Styl und Schriftsprache der Deutschen	3	18—25
	1	18—25	1	Zu: Ein deutscher Gelehrter als Farmer		
	1	25—38	1	Der Ungarwein		
	1	25—38	1			
	1	38—40	1	Der neue preußische Orden .		
	1	40	1	Recensionen		
	1	41—47	2	Eine Nacht auf Polizeistation		
	1	47—53	2	Zu: Der verstorbene Bladyka		
	1	95—102	3	Deutsche Romane. Neues Leben von Auerbach	3	115—127
	1	117—119	3	Oestreichs Isolierung . . .		
	1	121—126	4	Preußens gegenwärtige Physiognomie		
	1	127—128	4	Armin, Trauersp. v. H. Grimm		
	1	197—200	5	Bücheranzeigen		
	1	223—227	6	Der Colonisationsverein zu Hamburg		

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1852	1	239	6	Bücherrecensionen. Aennchen in Tharau u. Sagen d. Spessarts		
	1	241—259	7	Zu: Die Zigeuner		
	1	267—269	7	Deutscher Trost	1	193—197
	1	281—284	8	Die preußischen Pairs . . .		
	1	309—315	8	Der Constablerismus . . .	1	197—206
	1	315—317	8	Austin von Marschner . . .		
	1	321—324	9	Robert Reinick	2	179—185
	1	358—360	9	Für Dr. Gutzkow u. H. Brockhaus I		
	1	399—400	10	Recensionen. Gartenbuch von Geyer		
	1	409—418	11	Die Zigeuner u. ihre Sprache		
	1	437—440	11	Für Dr. Gutzkow u. H. Brockhaus II		
	1	460—470	12	Die Mode in den Blumen .		
	1	493—501	13	Die Zigeuner u. ihre Sprache		
	1	510—514	13	Deutschland: Not, Zollverein, Flotte		
	1	518—520	13	Für Dr. Gutzkow u. H. Brockhaus III		
	2	1—4	14	Deutsches Wörterb. d. Brüder Grimm, vgl. 1854, Nr. 8; 1855, Nr. 35; 1856, Nr. 28; 1857, Nr. 45; 1859, Nr. 21; 1860, Nr. 41.		
	2	25—27	14	Aus Wien		
	2	38—40	14	Recensionen		
	2	68—72	15	Schottische Balladen von Dönniges		
	2	81—89	16	Das deutsche Volksmärchen u. seine Litteratur	3	343—355
	2	102—109	16	Die Anlage v. Hausbibliotheken	3	469—479
	2	120	16	Der Tod d. Fürsten Schwarzenberg		
	2	145—148	17	Czechische Volkslieder, übersetzt von Ida von Düringsfeld .		
	2	159—160	17	Theater		
	2	196—197	18	Deutschland und Preußen . .		

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1852	2	197—200	18	Theater, Litteratur		
	2	232—233	19	Der Zollcongreß in Berlin .		
	2	273—276	20	Theater		
	3	201—209	32	Vor 200 Jahren und jetzt .		
	3	235—240	32	Litteratur		
	3	321—330	35	Eine Operngesellschaft in Afrika		
	4	237—240	45	Theater, Litteratur		
	4	277—278	46	Theater		
	4	303—311	47	Adelbert von Chamisso . . .	2	167—179
	4	331—340	48	Zu: Die Verschönerung d. Landschaft durch den Menschen .		
	4	426—429	50	Christian Lammfell, Roman v. Holtei	2	163—167
	4	475—480	51	Litteratur, Theater		
	4	520	52	Weihnachtsbücher		
1853	1	1—3	1	Zum neuen Jahre		
	1	4—11	1	Die Makkabäer	2	29—38
	1	67—69	2	Ueber Australien u. s. Missionen		
	1	77—80	2	Litteratur. Deutsche Romane I		
	1	108—109	3	Die Hoffnungen f. d. Zollverein		
	1	142—147	4	Politische Stimmung in deutschen Städten		
	1	157—160	4	Litteratur. Deutsche Romane II		
	1	196—198 u. 199—200	5	Theater, Litteratur		
	1	235—236 u. 239—240	6	Theater, Litteratur		
	1	241—245	7	Goethe und der Scharfrichter Huß zu Eger	3	56—62
	1	277—280	7	Tannhäuser, Litteratur . . .	3	268—273
	1	281—285	8	Die deutschen Theater und die Bühnendichter		
	1	295—298	8	Eine geheimnisvolle Erscheinung auf dem Geldmarkte .		
	1	316—320	8	Theater, Litteratur		
	1	356—360	9	Theater pp.		
	1	437—440	11	Theater, Litteratur		
	1	462—464	12	Eine Ergänzung z. Beethovens Fidelio	3	257—261

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1853	1	481—488	13	Die preußische Politik in der letzten Woche		
	1	518—519	13	Litteratur		
	2	81—88	16	Hippolyt von Bunsen . . .		
	2	117—119	16	Neue Hilfsbücher zum Studium der deutschen Litteratur . .		
	2	121—128	17	Neue deutsche Romane. Mügge		
	2	158—160	17	Litteratur		
	2	161—166	18	Ehre und Geld von Ponsard	2	265—274
	2	200	18	Litteratur		
	2	276—278	20	Theater		
	2	313—318	21	Litteratur		
	2	358—359	22	Theater		
	3	54—61	28	Das germanische Museum und die Veste Coburg		
	4	297—305	47	Oestreich u. d. türkischen Slaven		
	4	319—320	47	Zu: Deutsche Litteratur . .		
	4	356—358	48	Theater		
	4	361—368	49	Friedrich Bodenstedt	3	209—220
	4	465—468	51	Aus Paris; die Fusion . .		
	4	477—480	51	Litteratur		
	4	513—515	52	Aus Berlin. Die Amerikaner und die Pforte		
	4	518—520	52	Theater, Musik, Litteratur. .		
1854	1	1—8 u. 19—24	1	Zu: Die Königin v. Victoria und Bilder von der Nordküste Irlands		
	1	63—65	2	Schwarzer und grüner Thee .		
	1	71—76	2	Aus Berlin. Radowitz, Die Hauspolitik der Koburger .		
	1	119—120	3	Vehse. Kreuzzeitung. Ein Angriff		
	1	201—214	6	Zu: Ein deutsches Bundesarmeecorps im Kriege . .		
	1	277—280	7	Litteratur		
	1	321—328	9	Isegrimm v. W. Alexis . .	2	185—196
	1	355—358	9	Aus Berlin: Die deutschen Großmächte und ihre Politik . .		
	1	396—400	10	Litteratur		

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1854	1	438—440	11	Litteratur		
	3	12—15	27	Gustav Adolf und die Kurfürsten v. Sachsen, v. Helbig		
	3	226—228	32	Das Welfenlied		
	4	464	51	Der Sundzoll		
1855	1	198—200	5	Zu: Aus Frankfurt a. M. .		
	1	230—237	6	Der Fechter v. Ravenna v. Halm	2	274—285
	1	237—239	6	Zu: Aus Berlin		
	1	280	7	Ueber Leipzigs Buchhandel .		
	1	304—306	8	Deutsches Wörterbuch v. Grimm		
	1	359—360	9	Vom Rhein		
	1	361—373	10	Hoher Adel, Ebenbürtigkeit und Mißheirathen		
	1	422—431	11	Zu: Das irische Landvolk . .		
	1	476—478	12	Aus Berlin		
	1	494—502	13	Die deutsche Landwirthschaft u. der Zucker		
	1	506—512	13	Der Schauspieler Bogumil Dawison	2	308—316
	2	78—80	15	Militärische Broschüren . . .		
	2	137—142	17	Neue Bücher über bildende Kunst		
	2	197—199	18	Verein für historische Kunst .		
	2	359—360	22	Gerstäcker, nach Amerika . .		
	2	374—382	23	Verfall d. deutschen Stadttheater	3	308—319
	2	382—389	23	Bilder aus der deutschen Vergangenheit: Der Reitersmann im schwarzen Bär zu Jena .	Bilder 2, 2	
	2	396—397	23	Neue Bücher		
	2	415—430	24	Bilder a. d. V.: Leb. d. Gaishirten	Bilder 2, 2	
	2	440	24	Neue Bücher		
	2	477—478	25	Die Rinder der Schweiz . .		
	2	503—518	26	Die Schlacht zur Zeit Friedrich des Großen und jetzt .	4	157—178
	3	241—254	33	Der Kampf der Gelehrten um den heiligen Hippolyt . .		
	3	357—360	35	Litteratur		
	4	161—169	44	Die Küstenländer d. schwarzen Meeres		

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1855	4	189—196	44	Rußland und Deutschland		
	4	201—215	45	Bilder a. d. V.: Badeleben in alter Zeit		
	4	241—248	46	Laurenz Hannibal Fischer		
	4	269—272	46	Theuerung u. Noth d. Arbeiter		
	4	281—286	47	Die deutsche Glasmalerei	4	254 - 262
	4	317—319	47	Litteratur		
	4	330—348	48	Bilder a. d. V.: Braut und Bräutigam	Bilder 2, 2	
	4	420—431	50	Bilder a. d. V.: Fahrende Schüler	Bilder 2, 2	
	4	441—448	51	Kaiser Napoleon III und sein Schicksal		
	4	473—477	51	Litteratur		
1856	1	11—27	1	Bilder a. d. V.: Der Wasunger Krieg	Bilder 4	
	1	77—80	2	Litteratur		
	1	97—113	3	Bilder a. d. V.: Ein preußischer Deserteur	Bilder 4	
	1	119—120	3	Litteratur		
	1	160	4	Litteratur		
	1	199—200	5	Die Friedenshoffnungen		
	1	201—210	5	Bilder a. d. V.: Stillleben eines deutschen Studenten	Bilder 2, 2	
	1	241—254	7	Heinrich v. Sybel, Geschichte d. Revolutionszeit	4	222—233
	1	278—280	7	Der falsche Uranios u. d. Grieche Simonides	2	379—385
	1	281—288	8	Neue epische Poesien	2	210—217
	1	359—360	9	Litteratur (Boas)	3	63—66
	1	440	11	Eine Warnung		
	1	479—480	12	Litteratur		
	2	293—301	21	Bilder a. d. V.: Seelenkämpfe eines Jünglings	Bilder 2, 2	
	3	55—63	28	Die neuen Geldinstitute in Deutschland		
	3	64—68	28	Ein Reisewerk für Frankreich (Stark)		
	3	72—73	28	Grimms Wörterbuch		
	3	470—473	38	Der Ministerwechsel i. Portugal		

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1856	4	1—7	40	Zu: Schleswig-Holstein'sche Briefe		
	4	7—23	40	Bilder a. d. V.: Helene Kotanner	Bilder 2,	1
	4	41—51	41	Bilder a. d. V.: Die Schlesier u. ihr toller Herzog Heinrich	Bilder 2,	2
	4	81—94	42	Das Leben Wilhelm v. Humboldt's von Haym . . .		
	4	106—118	42	Bilder a. d. V.: Die Schlesier u. ihr toller Herzog Heinrich	Bilder 2,	2
	4	121—126	43	Zwischen Himmel und Erde von Otto Ludwig	2	42—45
	4	161—172	44	Zu: Fritz v. Gagern u. Nicolaus		
	4	185—196	44	Bilder a. d. V.: Aus den Hussitenkriegen	Bilder 2,	2
	4	199—200	44	Simonides	2	382—384
	4	261—268	46	Ein satirischer Brief von Fritz v. Gagern		
	4	319—320	47	Zu: Noch einmal Fritz v. Gagern		
	4	334—343	48	Zu: Die Ehrenpromotionen .		
	4	344—352	48	Bilder a. d. V.: Briefe eines Hamburger Bürgermeisters	Bilder 3	
	4	478—480	51	Litteratur		
	4	514—517	52	Weihnachtslitteratur		
1857	1	39—40	1	Litteratur (Lotze, Mikrokosmos)		
	1	74—80	2	Die Neuenburger Frage . .		
	1	104—113	3	Zu: Die Gefangenschaft einer Königin		
	1	121—126	4	Zu: Goethe als Theaterdirektor		
	1	192—196	5	Ein Bürgerhaus v. 600 Jahren		
	1	228—239	6	Bilder a. d. V.: Ein junger Arzt	Bilder 2,	2
	1	257—262	7	Zu: Goethe als Theaterdirektor		
	1	279—280	7	Litteratur		
	1	318—320	8	Litteratur		
	1	345—348	9	Eine Sängerin: Aus d. Leben einer Künstlerin von Agnese Schebest . . . :	2	251—256
	1	352—357	9	Neuigkeiten d. deutschen Sprachwissenschaft		

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1857	1	397—400	10	Litteratur		
	1	441—455	12	Das deutsche Volkslied . . .	3	155—176
	1	506—519	13	Bilder a. d. V.: Gaukler und Abenteurer	Bilder 3	
	2	36—38	14	Litteratur		
	2	361—368	23	Die Zukunft der Donaufürstenthümer		
	2	386—390	23	Ein Stück alte Leinwand . .		
	2	441—446	25	Rußland in Asien		
	3	1—21	27	Bilder a. d. V.: Eine Familie von aufsteigender Lebenskraft	Bilder 2, 2	
	3	161—167	31	Napoleon III. auf der Höhe seiner Macht	1	206—216
	3	201—210	32	Das neue deutsche Geld . .		
	3	281—296	34	Bilder a. d. V.: Kipper und Wipper im 30jähr. Krieg .	Bilder 3	
	3	321—324	35	Der Streit um die Donaufürstenthümer		
	4	238—240	45	Grimms Wörterbuch . . .		
	4	321—326	48	Die Pläne des Kaisers Napoleon III.		
	4	400	49	Litteratur		
	4	438—440	50	Litteratur		
	4	481—488	52	Preußen und die Handelskrisis		
1858	1	1—2	1	Zum 1. Januar		
	1	3—21	1	Bilder a. d. V.: Die Dörfer u. ihre Geistlichen im 30j. Kriege	Bilder 3	
	1	50—65	2	Bilder a. d. V.: Mart. Bötzinger	Bilder 3	
	1	157—158	4	Litteratur		
	1	281—298	8	Bilder a. d. V.: Deutsche Fürsten auf dem Reichstage . . .	Bilder 2, 2	
	1	361—365	10	Lord Palmerstons Fall . . .		
	1	380—400	10	Bilder a. d. V.: Deutscher Adel im 16. Jahrhundert . . .	Bilder 2	
	1	420—425	11	Die südslavische Bewegung .		
	1	437—440	11	Litteratur		
	1	476—479	12	Litteratur (Neidhart)	3	399—404
	2	78—80	15	Litteratur		
	2	117—120	16	Litteratur		

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1858	2	197—200	18	Die Folgen d. Proc. Bernard		
	2	238—240	19	Litteratur. Deutsche Vergangenh.		
	2	253—261	20	Die Lage Italiens		
	2	276—279	20	Granius Licinianus		
	2	361—386	23	Bilder a. d. V.: Der Teufel im 16. Jahrhundert	Bilder 2,	2
	4	321—328	48	Neue Geschichtswerke . . .		
	4	441—460	51	Bilder a. d. V.: Jesuiten und Judenkinder	Bilder 3	
	4	477—478	51	Weihnachtslitteratur		
1859	1	1—4	1	Zum neuen Jahr		
	1	92—96	3	Zur Litteratur des deutschen Gaunerthums		
	1	120	3	Litteratur :		
	2	319—320	21	Grimms Wörterbuch		
	2	361—370	23	Napoleon III. u. die italienische Frage	1	216—229
	2	401—408	24	Die Kriegsfrage für Preußen und Deutschland		
	2	465—471	25	Keine Garantie		
	3	121—142	30	Bilder a. d. V.: Soldaten des 30jährigen Krieges I . .	Bilder 3	
	3	186—199	31	Bilder a. d. V.: Soldaten des 30jährigen Krieges II . .	Bilder 3	
	3	225—234	32	Bilder a. d. V.: Soldaten des 30jährigen Krieges III . .	Bilder 3	
	3	313 317	34	Die Zukunft Preußens . . .		
1860	1	1—8	1	Die Hoffähigkeit		
	1	81—86	3	Die Schweiz und der neutralisirte Theil von Savoyen .		
	1	161—169	5	Der Streit um d. Dappenthal		
	2	81—88	16	Napoleon III. und die Stimmung in Deutschland . .		
	2	329—348	22	Bilder a. d. V.: Fortüne eines Bürgerlichen nach d. 30jähr. Kriege		
	2	513—516	26	Bädekers Reisebücher . . .		
	3	1—26	27	Bilder a. d. V.: Krippenreiter und Pfeffersäcke		

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in S.	Bd.
1860	3	33—40	27	Die Fürstenzusammenkunft in Baden I		
	3	74—78	28	Die Fürstenzusammenkunft in Baden II		
	3	115—120	29	Die preußische Politik . . .		
	4	66—76	41	Litteratur der deutschen Alterthumswissenschaft	3	355—370
	4	114—119	42	Die preußische Politik . . .		
	4	379—386	49	Preußens Politik		
	4	386—389	49	So sprach ein Fürst		
	4	516—518	52	Weihnachtslitteratur		
1861	1	16—24	1	Der Schillerpreis und die projectirten Statuen in Berlin		
	1	81—85	3	Die Bundesfestung Ulm . .		
	1	232—236	6	Die preußische Marine gegen die dänische		
	1	281—289	8	Die preußische Adreßdebatte .		
	1	441—444	12	Biographisches üb. Fritz Reuter		
	2	136—147	17	Das Schaffen des dramatischen Dichters I		
	2	180—190	18	Das Schaffen des dramatischen Dichters II	Technik des Dramas	
	2	219—230	19	Das Schaffen des dramatischen Dichters III		
	4	81—91	42	Polen und Deutsche		
	4	441—445	51	Die preußischen Wahlen . .		
	4	481—500	52	Ein Lützow'scher Reiter, von Mühlenfels		
	4	507—511	52	Der Tod des Prinz-Gemahls von England	1	235—241
	4	515—517	52	Litteratur		
1862	1	1—6	1	Die Preußen u. Kaiser Napoleon		
	1	40	1	Litteratur		
	1	67—75	1	Eduard Devrients Geschichte der deutschen Schauspielkunst .	3	287—299
	1	161—176	5	Ein Deutscher in Posen 1848 (Kuhne)		
	1	229—234	6	Historische Litteratur (Sybel) .	4	233—242

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1862	1	251—255	7	Deutsche Dorfgeschichten (Kern, Haberfeldtreiber)		
	1	321—326	9	Preußen u. die deutsche Frage		
	1	390—396	10	Neue Litteratur der deutschen Geschichte und Alterthumswissenschaft	4	272—283
	1	401—406	11	Zu: Das preußische Abgeordnetenhaus und die deutsche Frage		
	1	429—433	11	Denkwürdigkeiten Varnhagens	4	199—204
	1	439—440	11	Litteratur		
	1	478—480	12	Die Auflösung des preußischen Abgeordnetenhauses . . .		
	1	521—524	13	Der Ministerwechsel in Preußen		
	2	116—120	16	Die Stimmungen d. preußischen Partei in Deutschland . .		
	2	140—147	17	Neue Litteratur der deutschen Geschichte und Altertumswissenschaft	4	288—298
	2	195—196	18	Die Wahlbewegung in Preußen		
	2	227—233	19	Neue Litteratur der deutschen Geschichte	4	268—272
	2	234—235	19	Der Tag der Wahlen . . .		
	2	350—353	22	Die letzte Woche in Preußen		
	2	515—520	26	Zusammenkunft deutscher Abgeordneter in Frankfurt . .		
	3	27—36	27	Minister und Volksvertreter in Preußen		
	3	55—62	28	Deutsche Geschichte v. Souchay	4	137—148
	3	77—80	28	Ein Brief des Königs v. Siam		
	3	241—248	33	Die Frankfurter Schützen und d. preußischen Abgeordneten		
	3	248—273	33	Ludwig von Mühlenfels . .		
	3	312—320	34	Neue Litteratur u. d. deutsche Alterthumswissenschaft . .	4	299—311
	3	351—355	35	Die Stellung preußischer Offiziere zum Volk		
	4	26—32	40	Das preußische Abgeordnetenhaus und die Militärfrage .	1	241—249

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1862	4	153—157	43	Die letzte Woche des preußischen Abgeordnetenhauses . . .		
	4	469—477	51	Die Zustände in Preußen . .		
	4	481—487	52	Preußen und der Bund . .		
	4	519—520	52	Litteratur		
1863	1	1—5	1	Die Preußen u. der Nationalverein		
	1	116—120	3	Die Eröffnung des Landtags in Preußen		
	1	281—286	8	Das preußische Abgeordnetenhaus und die Zukunft . .		
	1	347—357	9	Die Polen und die preußische Regierung		
	1	423—427	11	Klopstock und die Schulpforta	3	13—50
	1	428—431	11	Zur Situation in Preußen .		
	2	81—93	16	Einige ungedr. Briefe Goethes		
	2	149—154	17	Die Parteibewegung d. letzten Wochen		
	2	321—327	22	Das preußische Abgeordnetenhaus und die Regierung .		
	2	391—394	23	Die Entlassung d. preußischen Abgeordnetenhauses . . .		
	2	431—434	24	Die neuesten Oktroyirungen in Preußen		
	2	472—476	25	Die Fortschritte des inneren Kampfes in Preußen . . .		
	2	515—516	26	Zur Situation in Preußen .		
	3	35—39	27	Die Theilnahme d. Kronprinzen an dem Verfassungsstreit .		
	3	77—80	28	Oestreichs Pläne für Lösung der deutschen Frage . . .		
	3	118—120	29	Preußen und Polen		
	3	161—175	31	Christian Friedrich Baron von Stockmar	2	66—88
	3	234—238	32	Deutsche Feste u. Kriegsgefahr		
	3	274—278	33	Der Fürstentag in Frankfurt .		
	3	315—318	34	Die Fürstenwoche in Frankfurt		
	3	355—359	35	Der östreichische Reformplan u. die Deutschen	1	249—255

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1863	3	397—400	36	Der alte und der neue Bund		
	3	437—440	37	Die Auflösung des preußischen Abgeordnetenhauses . . .		
	3	468—471	38	Oestreich und die öffentliche Meinung		
	3	509—512	Die	Aussichten eines preußischen Bundesreformplans . . .		
	4	149—152	43	Eine Betrachtung		
	4	183—187	44	Die preußischen Wahlen . .		
	4	277—280	46	Die Woche der Thronreden .		
	4	301—305	47	Ueber ein Denkmal f. J. Grimm		
	4	349—352	48	Der neue Herzog von Schleswig-Holstein		
	4	441—446	51	Preußen u. Schleswig-Holstein		
	4	516—517	52	Die letzte Woche f. Schleswig-Holstein		
1864	1	34—37	1	Für Schleswig-Holstein . .		
	1	77—80	2	Schleswig-Holstein u. Preußen		
	1	116—118	3	Für Schleswig-Holstein . .		
	1	160	4	Zur Situation		
	1	195—198	5	Die letzte Woche		
	1	237—241	6	Die Haltung der Holsteiner in den letzten Wochen . .		
	1	281—284	7	Die europäische Lage . . .		
	1	356—360	9	Die preußische Politik . . .		
	1	399—402	10	Gedichte der Gräfin Auguste Egloffstein		
	1	480—484	12	Die letzte Woche		
	1	517—520	13	Frankreich und England in der deutschen Frage		
	2	81—89	16	Die Reden des Prinz-Gemahls von England		
	2	172—191	48	Aus alter Zeit. Theologische Disputirer im Volke . . .	2	471—498
	2	201—220	19	Der Werth alt. Ueberlieferungen aus d. Dörfern Thüringens	3	371—399
	2	336—348	22	Aus alter Zeit. 2. Ein Luftballon aus Nürnberg . .	Bilder 4	
	2	476—480	25	Die Wochen der Conferenz .		

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1864	3	36—40	27	Der Großherzog von Oldenburg a. Prätendent f. Schleswig-Holstein		
	3	197—200	31	Die neuen Friedensaussichten		
	3	368—371	36	Die preußische Politik in den Herzogthümern		
	4	148—152	43	Die letzten Wochen deutscher Politik		
1865	1	1—8	1	Heinrich von Treitschke . . .	4	211—222
	1	77—80	2	Annexion oder Anschluß der Herzogthümer		
	1	117—118	3	Litteratur		
	1	195—200	5	Regierung und Abgeordnetenhaus in Preußen		
	1	239—240	6	Kleine Artigkeiten u. Anzeigen		
	1	317—320	8	Die Trias und Frankreich. .		
	1	357—360	9	Das preußische Abgeordnetenhaus und die Bankfrage .		
	1	435—438	11	Poesie der Trias		
	2	30—37	14	Preußen u. Schlesw.-Holstein		
	2	59—69	15	Römische Geschichte v. Theodor Mommsen	4	80—94
	2	201—220	19	Geschichte Julius Cäsars von Napoleon	4	108—137
	3	121—136	30	Molière übersetzt durch Graf Baudissin	3	229—252
	3	193—199	31	Politische Correspondenz . .		
	3	274—279	33	„ „ . .		
	3	395—400	36	„ „ . .		
	4	561—577	41	Briefe eines deutschen Offiziers an seine Frau I		
	4	619—631	42	Briefe eines deutschen Offiziers an seine Frau II		
	4	658—668	43	Briefe eines deutschen Offiziers an seine Frau III . . .		
	4	893—897	49	Neue Romane. Doppelleben von Wilhelmine von Hillern	3	133—138
	4	955—960	50	Vermischte Litteratur . . .		
	4	998—1000	51	Vermischte Litteratur . . .		

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1865	4	1024—1030	52	Nach dem Tode des Königs Leopold		
	4	1031—1034	52	Kleinere Schriften v. J. Grimm	3	338 - 343
1866	1	20—22	1	Ein ungedruckter Brief Gellerts	3	39 - 43
	1	23—33	1	Das historische Volkslied der Deutschen	3	176—192
	1	34—36	1	Fürst und Künstler	2	316—320
	1	41—56	2	Aus dem Arbeitszimmer des Dichters Otto Ludwig . .	2	20—66
	1	57 - 69	2	Zu: Das Reihergelübde (Anm.)		
	1	69—73	2	Brief eines Fürsten		
	1	73—75	2	Geschichte der Revolutionszeit von Sybel		
	1	103—108	3	Schwimmkunst in alter Zeit .	2	463—470
	1	109—120	3	Zwei deutsche Naturdichter .	2	224—239
	1	133—146	4	Ein Pfarrhaus im Kriege . .		
	1	154—156	4	Zur preußischen Thronrede .		
	1	241—247	7	Geschichte d. deutschen Litteratur von Julian Schmidt . . .	3	26—34
	1	401—413	11	Die Pflichten eines Mitglieds der liberalen preuß. Partei .	1	262—279
	2	64—67	15	Krieg oder Frieden		
	2	156—158	17	Die neuen Aussichten auf Bundesreform		
	2	316—320	21	Die politische Lage		
	2	321—328	22	" " "		
	2	381—387	23	Zu: Briefe eines deutschen Dichters		
	2	394—397	23	Die politische Lage		
	2	401—405	24	Partei oder Vaterland? . .		
	3	439—440	24	Die politische Lage		
	2	441—444	25	Die Schwüle der Erwartung .	1	280—284
	2	485—492	26	Eine Stadt vor dem Kriege .	1	285—295
	2	492—496	26	Stimmung in Preußen . .	1	296—300
	2	518—520	26	Neues Handbuch f. Diplomaten		
	3	4—8	27	Der Einmarsch d. Hannoveraner im Herzogthum Gotha . .		
	3	68—73	28	Die Capitulation des hannöverischen Heeres		

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1866	3	76—80	28	Die Siege der Preußen in Böhmen	1	300—304
	3	81—88	29	Die Abtretung Venetiens an Napoleon	1	304—313
	3	161—168	31	Die Friedensverhandlungen .		
	3	169 177	31	Zu: Abseit der Heerstraße .		
	3	199—200	31	Kurze Nachrichten		
	3	201—208	32	Die Stimmung vor d. Frieden		
	3	241—248	33	Die Zukunft des Königreichs Sachsen		
	3	272 274	33	Aus Berlin		
	3	278—280	33	Zu: Kleine Lesefrüchte a. Dresd.		
	3	281—286	34	Preußen und Frankreich . .		
	3	321—328	35	Die Annexionen		
	3	356 - 360	35	Zu: Kosten der Heere u. Höfe des neuen Bundesstaates .		
	3	391—394	36	Dörchläuchting v. Fritz Reuter	2	201—205
	3	394—399	36	Der Friede und Sachsen . .		
	3	401—402	37	Der Friedensvertrag m. Oestreich		
	3	438—440	37	Proben deutscher Friedenspoesie von 1763		
	3	441—448	38	Die Annexion und die Universitäten		
	3	481—488	39	Noch einmal d. sächsische Frage		
	4	1—8	40	Friedliche Herbstbetrachtungen im Bundesstaate	1	314—324
	4	81—88	42	Sachsen und Süddeutschland .		
	4	121—128	43	Die Großmächte u. Deutschland		
	4	161—168	44	Zu: Hannoveraner u. Kurhessen		
	4	269—273	46	Zu: Project der Militärhoheit Sachsens über Thüringen 1848		
	4	351—356	48	Zu: Das Ministerium Varnbüller und Prof. Pauli . .		
	4	401—406	50	Zu: Die Stimmung in Oestreich		
	4	441—448	51	Die Wochen unsicherer Erwartung		

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1866	4	513—517	52	Die Souveräne als Pairs im Bundesstaate		
	4	517—519	52	Weihnachtslitteratur . . .		
1867	1	1—4	1	Das preuß. Abgeordnetenhaus		
	1	60—69 u. 73—76	2	Zu: Der Einjährig Freiwillige u. Aus d. Provinz Preußen		
	1	77—79	2	Briefe aus Wien		
	1	155—159	4	Vor den Reichstagswahlen .		
	1	192—196	5	Während der Wahlbewegung		
	1	236—239	6	Wochenbetrachtung		
	1	321—326	9	Vor Eröffnung d. Reichstages		
	1	402—404	10	Kleine Chronik v. Reichstage 1		
	2	37—40	14	" " " " 2		
	2	76—78	15	" " " " 3		
	2	161—172	18	Der Reichstag und die Kriegsverfassung des Bundes . .		
	2	172—175	18	Zu den Kriegsartikeln d. deutschen Verfassungsentwurfes .		
	2	175—176	18	Der Streit um Luxemburg .		
	2	234—237	19	Luxemburg und die Mainlinie		
	2	241—245	20	Conferenz und Landtag . .		
	2	281—285	21	Die Bedeutung des Luxemburgischen Handels f. Deutschland		
	2	285—288	21	Geschichte Kaiser Heinrich VI. von Th. Toeche	4	148—153
	2	289—308	21	Zu: Die Unzufriedenen in der Schiller-Goethe-Zeit . . .		
	2	405—408	24	Paris und der Main . . .		
	4	279—282	46	Napoleon und der norddeutsche Bund		
	4	387—389	49	Julian Schmidts Litteraturgesch.	3	35—38
	4	434—438	50	Die Uebersetzg. Molières durch Baudissin	3	252—257
	4	504—508	52	Herder über Leopold II. . .		
1868	1	1—8	1	Die Ertheilung des Adels an Bürgerliche	1	324—334
	1	27—30	1	Aus Leipzig		

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1868	1	308—313	8	Der Nordbund u. d. Südstaaten		
	1	361—376	10	Karl Mathy	Erinnerungen[1])	
	1	477—480	12	Der norddeutsche Bund und Prinz Napoleon		
	1	510—516	13	Der Veredelung d. Handwerks		
	1	517—520	13	Litteratur		
	2	30—34	14	Der großdeutsche Mythus vom Treffen bei Langensalza . .		
	2	114—116	16	Die Errichtung einer Nuntiatur in Berlin		
	2	161—165	18	Ein Gruß an d. Süddeutschen		
	2	181—184	18	Reiterleben in der Verwandtschaft Ulrich von Huttens .	4	283—288
	2	196—200	18	Litteratur		
	2	241—245	20	Die Rüstungen des Kaisers Napoleon		
	2	409—421	24	Das neue Stadttheater i. Leipzig	2	331—347
	2	435—437	24	Frankreich und der Friede . .		
	3	503—506	39	Der Besuch des Königs in den Nordprovinzen		
	4	68—72	41	Hermann Baumgartens Geschichte von Spanien . . .	4	247—253
	4	125—134	43	Die czechische Frage		
	4	154—160	43	Das Kieler Alterthumsmuseum		
	4	241—244	46	Ein neues Buch v. Otto Jahn	3	333—338
	4	382—387	49	Ed. Devrient üb. Mendelssohn	3	262—268
	4	437—439	50	Die Regierung und die liberale Partei in Baden		
1869	1	1—16	1	Die beiden Generalstabswerke über den Krieg von 1866 .		
	1	154—160	4	Vor d. Treffen v. Langensalza		
	1	161—168	5	Sophonisbe, Tragödie v. Emanuel Geibel	2	285—296
	1	201—204	6	Heinr. Laube üb. d. Burgtheater	3	319—325
	1	457—472	12	Ein kaiserlicher Diplomat in schwedischer Gefangenschaft .		

1) Verwerthet in den „Erinnerungen aus meinem Leben" (Werke, Bd. 1, S. 230—231).

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1870	2	118—120	16	Die officiöse Presse u. die nationale Partei		
	2	121—124	17	Die Verlegenheit Oestreichs .	1	337—342
	2	161—168	18	Zu: Ed. Devrient als Theaterdirektor	2	354—364
		200	18	Litteratur		
	2	231—236	19	Zu: Das älteste Denkmal in Buchstabenschrift	2	390—397
	2	237—240	19	Die politische Lage		
	2	275—280	20	Die politische Lage	1	342—355
	2	280	20	Litteratur		
	[illegible]	81–9[illegible]	3	Die Reise d. Kronprinzen nach dem Orient	4	405—416
	2	310—320	21	Neue Werke d. deutschen Localgeschichte		
	2	320	22	Vom Reichstage		
	2	321—326	22	Zur letzten Woche des Reichstages		
	2	370 – 388	23	Zu: Ungedruckte Briefe Schillers an seinen Verleger Göschen		
	2	399—400	23	Die politische Lage		
	2	401—402	24	Practischer Rath für Lyriker von Goethe		
	2	402—407	24	Erinnerung an Dahlmann .	4	205—211
	2	438—440	24	Neue Werke über Heer u. Krieg		
	2	463—466	25	Ein Urtheil J. Grimms über deutsche Schriftstellerinnen .		
	2	481—484	26	Ein Dank für Charles Dickens	2	239—244
	3	39—40	27	Litteratur		
	3	41—51	28	Das Oberammergauer Spiel .		
	3	81—86	29	Der Kriegslärm in Frankreich	1	355—362
	3	220—227	32	Ein Brief an die Redaktion .	1	362—370
	3	315—324	34	Kriegsbericht d. Grenzboten. 1 u. 2	1	362—381
	3	364—368	35	Kriegsbericht von der Höhe der Vogesen	1	382 – 387
	3	501 – 510	39	Kriegsbericht. Militärische und politische Erfolge der Septemberkämpfe. Napoleon u. die Pariser	1	387—404

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1870	4	1—10	40	Kriegsbericht. Die Regenten in Frankreich und die Friedensbedingungen	1	404—416
	4	74—79	41	Kriegsbericht. Franz. Volksbewaffnung	1	423—429
	4	115—120	42	Kriegsbericht. Die Verpflegung des Heeres	1	416 - 423
	4	196 - 200	44	Kriegsbericht. Schwarzweißrot	1	429—433
	4	233—236	45	Kriegsbericht. Metz u. Bazaine	1	433—437
	4	271—274	46	Ein schön neu Lied von der Stadt Metz		
	4	274—276	46	Kriegsbericht		
	4	357—360	48	Kriegsbericht. Die Aussicht auf Frieden	1	437—439
	4	392—397	49	Kriegsbericht. Die Stellung der Heere	1	439—444
	4	433—435	50	Kriegsbericht	1	444—446
	4	474—477	51	Die Beschießung von Paris .	1	447—451

Im neuen Reich.

1871	1	6—9	1	Kleine Kriegsbilder in Versen. Die Kaiserkrone	4	416—421
	1	17—20	1	Neue historische Dramen . .	3	89—94
	1	25—26	1	Der Feldzug		
	1	65—70	2	Neue histor. Dramen. Wullenwewer	2	296—304
	1	70—72	2	Der Feldzug		
	1	73—76	3	Kriegstimmungen im deutschen Volk und Heer	1	457—462
	1	77—80	3	Der Feldzug	1	463—468
	1	148—150	4	Der Feldzug	1	468 - 471
	1	181—183	5	Der Feldzug u. die Friedensstimmungen	1	471—475

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1871	1	202—212	6	Das „Retten“ und „Rollen“. Bitte an das Heer . . .	1	475—488
	1	258—260	7	Der Feldzug. Nach d. Uebergabe	1	488—492
	1	300—302	8	Der Feldzug		
	1	305—307	9	Der Friede	1	496—500
	1	369—372	10	Der Feldzug. Die Schmähreden der Franzosen . . .	1	492—496
	1	449—450	12	Die Heimfahrt im Kaiserzug .	1	500—503
	1	456	12	Das Zerreißen d. Elsaß. Eine Anfrage		
	1	457—463	13	Neues und altes Kaiserceremoniell	1	521—530
	1	489—492	13	Unsere Aufgabe in Frankreich		
	1	570—574	15	Unser Heer in Frankreich . .	1	506—509
	1	611—613	16	Unser Heer in Frankreich . .		
	1	803—806	21	Die Lage in Frankreich u. unser Gewinn	1	503—506
	1	844—846	22	Der Kampf in Paris u. seine Folgen	1	509—512
	1	863—870	23	Schlachtenmuth der Deutschen sonst und jetzt	1	512—521
	1	920—922	24	Die Rückkehr der Bourbonen und der Friede		
	1	994—1000	26	Das deutsche Reich als Großmacht		
	2	6—16	27	Deutsche Ansiedler im schlesisch. Grenzwald I	2	419—430
	2	55—65	28	Deutsche Ansiedler im schlesisch. Grenzwald II	2	430—448
	2	94—104	29	Deutsche Ansiedler im schlesisch. Grenzwald III	2	448—463
	2	145—150	30	Die allgemeine Dienstpflicht in Elsaß-Lothringen		
	2	203—207	31	Die deutsche u. die französische Armee		
	2	348—352	35	Ein Jahr nach Sedan . . .		
	2	558—560	40	Unsere Stellung zu Oestreich .		
	2	670—676	43	Jac. Kaufmann. Ein Nachruf	2	9—20

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1871	2	779—783	46	Die Theaterbrände	2	348—354
	2	946—952	50	Die Heeresleitung des Grafen Moltke im letzten Kriege .		
	2	969—971	51u.52	Ein Weihnachtsgruß für W. Alexis	2	197—201
	2	972—980	52	Reformen i. uns. Kriegsmarine		
1872	1	18—23	1	Fürst Bismarck und J. Favre über den preuß. Landsturm		
	1	66—70	2	Für junge Novellendichter . .	2	217—223
	1	198—200	5	Franz Grillparzer	2	326—331
	1	262—267	7	Die deutsche Südarmee unter General von Manteuffel .		
	1	295—300	8	Die letzte Reckenburgerin. Roman von Luise v. François	3	139—147
	1	393—396	10	Betrachtungen eines Altpreußen über d. Schulaufsichtsgesetz .		
	1	489—493	13	Eine Forderung für unsere Kriegsmarine		
	1	578—581	15	Karoline Bauer	3	325—329
	1	593—611	16	Nicolaus von der Flüe I . .	4	3—29
	1	633—639	17	Zu: Die Zukunft der Berliner Museen		
	1	639—659	17	Nicolaus von der Flüe II .	4	29—59
	1	670—672	17	Der Aufruf z. Gründung einer Straßburger Stadtbibliothek		
	1	913—922	24	Theodor Mommsen und sein römisches Staatsrecht . .	4	94—108
	1	993—1007	26	Die Tragödie von Thorn im Jahre 1724	4	59—79
	2	69—74	28	Frankreich und der Friede . .		
	2	237—242	32	Zur Erinnerung an Christian Friedrich von Stockmar . .	2	66—88
	2	318—320	34	Emil Devrient	2	304—307
	2	331—337	35	Der große Generalstab über den letzten Krieg		
	2	951—953	50	Der Pairsschub in Preußen .		
1873	2	1001—1005	52	Eine patriotische Weihnachtsbetrachtung		
	1	26—27	1	Privatwohlthätigkeit b. großen Unglücksfällen		

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1873	1	77—79	2	Die Enthüllungen des Herzogs von Gramont		
	1	79—80	2	Die preußische Ministerkrisis .		
	1	121—126	4	Tod des Kaisers Napoleon .	1	538—546
	1	303—305	8	Ein Brief Blüchers aus Versailles		
	1	314—319	8	Berichte aus dem Reich u. dem Auslande		
	1	394—396	10	Frankreich u. seine Prätendenten		
	1	436—438	11	Litteratur. Werke üb. d. deutsch-französischen Krieg . . .	4	153—157
	1	518—520	13	Werke Friedrichs des Großen in neuer Uebersetzung . .		
	1	556—558	14	Vom Reichstage		
	1	898—906	23	Die Entwickelung der deutschen Kriegsmarine		
	1	918—920	23	Die Krisis in Frankreich . .		
	1	970—972	25	Die Stellung der Deutschen z. neuen Regierung Frankreichs		
	2	33—38	27	Die Poesie in der Schlacht .	3	221—229
	2	288—298	34	Kriegslitteratur a. d. deutschen Generalstabe		
	2	305—309	34	Die Abberufung des Kapitän Werner		
	2	343—346	35	Drei Jahre nach der Schlacht von Sedan		
	2	385—389	36	Der Preuße aus d. Jahre 1813 vor der Siegessäule . . .	1	546—552
	2	419—421	37	Die Ausgrabungen des Herrn Schliemann in der Gegend des alten Troja		
	2	425—428	37	Der Staat und die Bischöfe .		
	2	985—989	52	Bazaine und die Belagerung von Metz		
1874	1	11—16	1	Die Novellen von Bret Harte	3	147—155
	1	121—124	4	Die Wahlen zum Reichstag .		
	1	289—291	8	Die Reichs-Ober-Seebehörde .		
	1	347—354	9	Moriz Haupt	2	99—111
	2	158—160	30	Ein Nachruf für Fritz Reuter	2	205—209

Jahr	Bd.	S.	Nr.		Abgedruckt in Bd.	S.
1874	2	998—1000	51	Litteratur: Zwei dramat. Dichtungen v. François Coppée	3	94—97
1875	1	1—4	1	Frankreich und der Friede . .		
	1	546—549	14	Sybels Geschichte und der Rastatter Gesandtenmord .	4	242—247
1876	1	421—438	14	Ein Conflikt mit der Berliner Polizei: Einleitung . . .		
	1	580	14	Erklärung		
1877						
1878						
1879				Vacat		
1880	1	45—61	2	Wolf Graf Baudissin I . .		
	1	85—98	3	Wolf Graf Baudissin II . .	2	111—154
	1	405—411	11	Die Denkschrift über Untergang der Panzerfregatte „Großer Kurfürst“ vor dem Reichstage		
	1	962—964	24	Baudissin und die Shakespeare-Uebersetzer	2	364—370
1881				Vacat		

Neue Freie Presse.

1893	21. Mai.	Eine Pfingstbetrachtung . .	4	311—318

Zur Behandlung des Textes.

Offenbare Druckfehler der Vorlagen wurden stillschweigend berichtigt. Nur einige abweichende Lesarten, sowie Druck-Eigenthümlichkeiten und Nebenbemerkungen der Originalartikel seien hier angeführt (wobei *G* auf den Druck der „Grenzboten“, *R* auf den in der Zeitschrift „Im neuen Reich“, *K* auf die Schrift „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“ und *P* auf die „Neue freie Presse“ verweist).

S. 4, Z. 33 erhalten] enthalten *R* — S. 20, Z. 31 Vermannung *R* — S. 29, Z. 17 Unterzeichnet: G. F. *R* — S. 59, Z. 4 Unterschrift: G. Freytag. *R*. Ebenso S. 79, Z. 30. — S. 71, Z. 34 Rößer

R — S. 76, Z. 7 Vertrag] Vortrag *R* — S. 86, Z. 34 die Guten wie die Schlechten *G* — S. 95, Z. 10 patriotischem *R* — S. 101, Z. 20 Triumpfen *R* — S. 108, Z. 7 Unterzeichnet: ? *R* — S. 108, Z. 28 Geschichtsschreiber *G* — S. 122, Z. 4 unstätt *G* — S. 123, Z. 17—29 Vgl. Cicero, Pro M. Caelio V, 12. — S. 126, Z 10—11 vertrauungslustige *G* — S. 137, Z. 22 Unterzeichnet: ? *G* — S. 138, Z. 4 Geschichtsschreiber *G*. Ebenso Z. 14, S. 142, Z. 34 — S. 143, Z. 1 und S. 143, Z. 20. — S. 138, Z. 9 Geschichtsschreibung *G*. Ebenso S. 140, Z. 26, 32 und 33, S. 141, Z. 8 und 22. — S. 143, Z. 5 aber] oder *G* — S. 148, Z. 17 Unterzeichnet: ? *G* — S. 157, Z. 12 Unterzeichnet: G. F. *R* — S. 158, Z. 23—25 Die Ziffern stimmen nicht. — S. 176, Z. 24 Handels *G* — S. 177, Z. 11 hangen *G* — S. 183, Z. 5 seiner] einer *R* — Z. 32 Schmuz *G* — S. 186, Z. 23 „Alle Züge etc. Haym, S. 65f. — Z. 24 in seiner ersten Jugendschrift] in diesem ersten jugendlichen Erguß, *Haym* — S. 187, Z. 4—5 uns in dieser Schrift Humboldt, *Haym* — Z. 17 sehen] sahen *Haym* — Z. 23 eigenen *Haym* — S. 187, Z. 30 bis S. 189, Z. 18 bei Haym S. 249—251. — S. 187, Z. 30—32 Humboldts bis Art.] Diese Anhänglichkeit an deutsches Wesen nichtsdestoweniger war von ganz eigener Art. *Haym* — S. 188, Z. 1 mit der krankhaften Sehnsucht, *Haym* — S. 189, Z. 3 gerade *Haym* — Z 15 Nach hervorzubringen. folgt noch ein Satz von 7 Zeilen *Haym* — S. 189, Z. 18 — S. 190, Z. 8 bei Haym S. 253. — S. 190, Z. 9 — S. 191, Z. 33 bei Haym S. 258—259. — S. 191, Z. 11 gediegener *Haym* — Z. 12—13 der früher bis besiegt in Verse abgesetzt *Haym* — S. 193, Z. 24 — S. 194, Z. 16 bei Haym S. 623—624 Mitte. — S. 194, Z. 16 — S. 195, Z. 10 bis haben. bei Haym S. 625. — S. 194, 20 mehrere *Haym* — S. 195, Z. 6 zu eigen] eigen *G* — S. 195, Z. 10—23 bei Haym S. 626. — S. 195, Z. 10 Gerade *Haym* — S. 211, Z. 7 Unterzeichnet: G. F. *G* — S 216, Z. 31 italischer *G* — S. 222, Z. 4 Vor Heinrich v. Sybel. weitere Überschrift: Deutsche Geschichtschreiber. *G* — S. 222, Z. 5 Die Ziffer 1. vor Geschichte fehlt *G* — S. 229, Z. 33 Kämpfe] Krämpfe *G* — S. 233, Z. 11 Nach Kraft hatten. — folgt: Die Schilderung Polens am Ende des vorigen Jahrhunderts soll mit den Worten des Verfassers (Band 2, S. 219) hier folgen. Für die Mitarbeiter d. Bl., welche dieselbe Auffassung zu vertreten bemüht sind, war der betreffende Abschnitt bei Sybel eine sozusagen persönliche Freude. Hierauf Sybels Darstellung bis S. 227 abgedruckt *G* — S. 233, Z. 12 Überschrift: Historische Literatur. *G*. Die Ziffer 2. vor Die deutsche fehlt *G* — S. 242, Z. 5 Die Ziffer 3. fehlt *R* — Z. 6 Nach dem Titel: Von Gustav Freytag. *R* — S. 243, Z. 16 österreichischen *R*, gegen Freytags Brauch. Ebenso S. 244, Z. 2, 10, 21; S. 245,

Z. 28; S. 246, Z. 14, 24, 32; entsprechend: S. 244, Z. 5 Oesterreichers und S. 244, Z. 18 österreichische (ebenso S. 245, Z. 1 und 20). — S. 253, Z. 10 Unterzeichnet: ♀ *G* — S. 256, Z. 19 romantischen *G* — S. 268, Z. 16 Überschrift: Neue Literatur der deutschen Geschichte und Alterthumskunde. Hierauf: 3. *G*. Auf die Besprechung des Buches von Alwin Schultz folgt noch, unmittelbar angeschlossen, eine solche von Schades „Altdeutschem Lesebuch", W. Wackernagels „Altdeutschem Handwörterbuch" und Eduard Bürgers Übersetzung des Nibelungenliedes. Das Ganze unterzeichnet: ♀ *G* — S. 271, Z. 34 Styles. *G* — S. 272, Z. 12 Überschrift: Neue Literatur der deutschen Geschichte und Alterthumskunde. Hierauf: 1. Geschichte des etc. *G* — Z. 20 mehrere *G* — 287, Z. 20 nit] mit *G* — S. 288, Z. 12 Überschrift: Neue Literatur der deutschen Geschichte und Alterthumskunde. 2. Der dreißigjährige etc. *G* — Z. 17 mehrere *G* — S. 292, Z. 27 mehreren *G* — S. 298, Z. 22 Unterzeichnet: ♀ *G* — S. 298, Z. 23 Überschrift: Neue Literatur der deutschen Alterthumswissenschaft. Frankfurter etc. *G* — Z. 28 Geschichtsschreibung *G*. Ebenso S. 301, Z. 32; S. 302, Z. 27. — S. 299, Z. 7 Geschichtsschreiber *G*. Ebenso S. 304, Z. 6. — S. 299, Z. 28 Geschichtsschreibern *G*. Ebenso S. 301, Z. 15. — S. 311, Z. 6 Unterzeichnet: ♀ *G* — Z. 7 Nach der Überschrift: Von Gustav Freytag. *P* — S. 315, Z. 6 diese als] dieselben *P* — Z. 32 Oesterreich. *P* — S. 316, Z. 22 erkennen. In *P* — S. 320, Z. 34 mehrere *G*. Ebenso S. 325, Z. 27; S. 333, Z. 11; S. 342, Z. 25 und S. 343, Z. 14. — S. 335, Z. 33 redigirt] regiert *G* — S. 339, Z. 24 Unterzeichnet: A. *G* — S. 340, Z. 34 Schmuz *G* — S. 341, Z. 6 seinem *G* — S. 345, Z. 32 mehreren *G*. Ebenso S. 380, Z. 29 *K* und S. 414, Z. 5 *K* — S. 348 ff. Die Schrift Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone. Erinnerungsblätter von Gustav Freytag. erschien 1889 im Verlag von S. Hirzel zu Leipzig in 10 genau übereinstimmenden Auflagen und umfasst 126 S. kl. 8°. Von den „Beilagen" ist die letzte, Neues und altes Kaiserceremoniell, in der vorliegenden Ausgabe nicht aufgenommen, da sie bereits in den „Werken", Bd. 15, S. 521–530, abgedruckt worden ist. — Die erste Beilage, S. 405 ff., aus *G* entnommen, ist von Freytag stilistisch stark überarbeitet worden; namentlich hat er Fremdwörter ausgemerzt; S. 414, Z. 21 bis S. 415, Z. 4 (Über die bis Bankier.) ist neu hinzugefügt worden. — In der zweiten Beilage, Die Kaiserkrone, sind die (anfechtbaren!) Überschriften Schwabe und Preuße erst in *K* nachgetragen und einzelne Ausdrücke sind gefeilt. — S. 357, Z. 10 Mehrere *K* — S. 411, Z. 26 englischen] evangelischen *GK*.

Druck von J. B. Hirschfeld, Leipzig.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

ow.
incur
speci
return
H